Österreichisc... Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert (Freiherr von)

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Zwanzigster Jahrgang.

Wien, 1896.

Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines

Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.

In Commission bei Kubasta & Voigt.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 10 1965

DB11
v.20

Digitized by Google

Wien zu meiner Zeit.

Ein Rück- und Umblick von **Heinrich Reinhart.**

Neue Folge.

(S. Öst. Jahrb. XVII S. 191—228; XVIII S. 209—258.)

An den Leser.

Nachdem die Reihenfolge der Publication dieser Aufsätze durch einen Jahrgang unterbrochen geblieben, was mir von Seite meiner Leser viele freundliche Anfragen zuzog, können dieselben nun wieder fortgesetzt werden, wobei ich auf dieselbe Nachsicht hoffe, mit welcher die früheren Veröffentlichungen beurtheilt worden sind.

So lose diese Aufsätze aneinandergereiht sind, so war mir doch, als ich dieselben, wie es ursprünglich meine Absicht gewesen, zu einem Buche vereinigen wollte, eine gewisse Progression dem Stoffe nach vorgeschwebt. Umstände sind eingetreten, welche mir die Einhaltung dieses Ganges unmöglich machen und die verschiedenen aufeinanderfolgenden Feuilletons (denn dies ist ja doch der Gattungsname meiner Beiträge) werden daher selbst dieses geringen verbindenden Gefüges entbehren. Ich selbst betrachte dies indessen kaum für einen Nachtheil, denn durch die Zusammenlegung homogener Stoffe kann sich bei leichterer Lectüre sehr leicht eine gewisse Eintönigkeit einschleichen, welche so vermieden wird. Möge der Leser die verbindenden Brücken sich selbst bauen.

1.

Das Handwerk und Gewerbe.

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden". So sagte man einst, aber heutzutage sagt das niemand mehr, sondern man hört nur immer von dem Elende reden, in dem das „Kleingewerbe" sich befindet und

Digitized by Google

davon, dass dem „kleinen Mann“ geholfen werden müsse. Es scheint also, dass es schlimm um ihn steht, um den „kleinen Mann“.

Als es ihm noch gut ging, da hatte das Gewerbe ein festes Gefüge; es gab Zünfte und Innungen. Die Gewerbefreiheit hat sie bis auf geringe Spuren hinweggefegt. Die Großfabrication hat sich der Production bemächtigt und das Gewerbe, dadurch „Kleingewerbe“ geworden, kann neben ihr nicht bestehen.

Da gibt es wohl keine Rettung, denn da handelt es sich um Factoren, die mit der elementaren Gewalt von Naturgesetzen wirken. So meinen wenigstens die Doctoren, die am Todtenbette des Gewerbes stehen.

Aber Schade ist um das Gewerbe; denn es war in seiner Behäbigkeit, in seinen Lebensformen etwas recht schönes, und wenn es auch selbst in den besten Zeiten den ihm Angehörigen nicht immer Reichthum und Wohlstand einbrachte, so gab es denselben doch die Möglichkeit, sich einen wenn auch noch so bescheidenen Hausstand zu gründen, es zu einer befriedigenden Existenz zu bringen. Das ist's, was dem „Arbeiter“ fehlt, und was ihn unzufrieden macht, ist der Abgang dieses Zieles; er kann nie „selbständig“ werden, und sollte er noch so gut gezahlt sein, so wird er finden, dass sein Dasein keinen rechten Abschluß hat, weil es der Selbständigkeit ermangelt.

Als Lehrjunge fing der Handwerker seine Carrière an. Das ist auch noch heute so. Aber die Aufdingung eines Lehrjungen war ein Act der nicht ohne Feierlichkeit vor sich ging. Der Meister übernahm Verpflichtungen; er versprach den Jungen vor Übel zu bewahren, ihn zum Christen zu erziehen, über die Erfüllung seiner religiösen Pflichten zu wachen und ihm das Handwerk getreulich zu lehren, ein brauchbares Glied der Gesellschaft aus ihm zu machen. Der Junge lebte in der Familie des Meisters, schlecht genug in den meisten Fällen, aber er war doch gewissermaßen ein Glied der Familie.

Nach Beendigung der ausbedungenen Lehrzeit ward der Junge freigesprochen. Das war wieder ein feierlicher Act, feierlicher als der erste. Der Meister bestätigte, dass der neue Geselle sein Handwerk gut inne habe und dieser erhielt nun darüber einen Lehrbrief.

Waren seine Lehrjahre nicht drangsallos gewesen, denn Schläge und „Schopfbeutler“ hatte er (verdient und unverdient) genug bekommen,

Digitized by Google

so trat er nun als „freier Mann“ in den Frühling des Lebens ein. Er war nun der „Geselle“, den der Meister nicht mehr duzen durfte, und der allerlei Prärogative hatte. Ein Wiener Couplet schildert diesen wonniglichen Zustand mit folgenden Zeilen:

Und als wir, aus der Lehr,
Hab'n glaubt jetzt san' ma wer,
Und Stock und Pfeifen hab'n dersen trag'n;
Und zu die andern G'sellu,
Uns könna zuchistell'n,
Und d' Maister „Sö“ zu uns hab'n müssen sag'n ꝛc. ꝛc.

Und nun kam für ihn die Wanderzeit. Das Wandern war wohl eine speciell germanische Einrichtung, geschaffen um einen dem Deutschen besonders eigenen Wander- und Bummeltrieb legale Form zu geben. In den andern Ländern Europas blieb man natürlich auch nicht immer daheim; aber das Wandern um des Wanderns willen, das Wandern als Vorschrift, als Gesetz, das kannte man dort nicht, und der Wanderbursche war dort nicht ein accreditirter Gesellschaftstypus sowie in Deutschland.

Es gibt heute noch Gesellen und trotz der Eisenbahn auch Fußwanderer, aber Handwerksbursche gibt es nicht mehr; denn der Handwerksgeselle, wie ich ihn noch wandern gesehen, der ist so wie der Begriff des alten Handwerks verschwunden. Heute gibt es wie gesagt nur mehr ein Gewerbe und zwar ein Kleingewerbe und die ihm Angehörigen haben keine Zeit zum wandern, und wenn sie Zeit haben, dann haben sie kein Geld und ohne Geld kann man heute nicht mehr reisen.

Wie der Handwerksbursche, wenn er auf die Wanderschaft ging, adjustirt war, darüber geben die älteren „Fliegenden Blätter“ genauen Aufschluß; denn damals lebte er noch leibhaftig und Eisenbahn sowie Gendarmerie hatten seinem Wanderleben noch keine Gränzen gesetzt. In diesen humorvollen alten Blättern, die auch ihren Charakter gewechselt haben besonders was die Illustrationen anbelangt, war der Handwerksbursche eine stehende Figur, und wenn je einmal ein Forscher dessen Naturgeschichte schreiben will, so wird er in erster Linie die „Fliegenden Blätter“ als das bedeutendste Quellenwerk zu consultiren haben.

Digitized by Google

„Wo reisen Sie hin?“ fragt da ein etwas strolchartiger Wanderbursche einen andern, den er zufällig begegnet.

„Nach Wien“ ist die Antwort.

„Nun, ich wollte zwar nach Leipzig, aber Sie gefallen mir, — ich gehe also auch nach Wien.“

Dieses kleine Zwiegespräch ist charakteristisch und zeigt, dass das wohin so ziemlich eine Nebenfrage war, wenn nur gewandert wurde.

Ein langes Gedicht in demselben Witzblatte lässt einen Handwerksburschen seine Wanderschaftsabenteuer erzählen und da heißt es in einer Strophe:

„Zu Madras in dem Hindostan,
„Kam ich vor einer Kneipe an,
„Guckt hinein und schrie:
„Ist keiner von Böblingen hie?“
„Nein aber von Ellwangen“ rief ganz hinten ein alter Brahmine.

Nichts bezeichnet besser die Wanderverhältnisse des alten Handwerks als diese Verse. Dass ein Wanderbursche nach Hindostan geräth und dort in einer Herberge, wo er das „Handwerk grüßt“, einen Landsmann als Brahminen findet, ist ein treffendes Bild der Ubicität des deutschen Handwerksburschen und wie er in alle Verhältnisse sich zu finden wusste.

In einem dritten, ebenfalls den „Fliegenden Blättern“ entnommenen Beispiele, in welchem ein Wanderbursche seine Fahrt erzählt, die ihn bis nach China geführt, von wo er per „Schub“ heimgeschickt wurde, schließt mit folgenden Reimen:

Nun liege ich in Lippe-Schaum,
Hier unterm großen Bierebaum,
Und denke mir wohin, wohin:
Treibst du mich noch, mein freier Sinn?!

Ganz ernsthaft hat mir übrigens jemand erzählt, dass er auf dem Weg zwischen Alexandrien und Kairo einen Bäckergesellen begegnet hatte, der in der vollen Handwerksburschen-Ausrüstung nach letzterer Stadt wanderte, um dort in „Condition“ zu treten.

Diese Wanderausrüstung hatte nun folgendes Aussehen: eine graue Blouse mit Brusttaschen umhüllte die Gestalt, während ein mit Wachsleinwand überzogener Cylinderhut den Kopf bedeckte; ein „Fell-

Digitized by Google

eisen", Art von Tornister, trug der Bursche auf dem Rücken, hoch aufgepackt, nach jeder Seite ein Reservestiefel mit der Sohle nach auswärts, obenauf der unentbehrliche Stiefelknecht. In der rechten Hand trug er einen „Ziegenhainer", während die linke eine große Porzellainpfeife hielt, auf der ein rothwangiger Mädchenkopf gemalt war, Emblem der Sinnesrichtung des Wanderers. So zog er munter fort, durch die sechsunddreißig Länder, aus denen Deutschland damals bestand, überall mit einem gereimten Spruch das Handwerk grüßend, überall bereit in Condition zu treten, in einem Beutel als „eisernen Fonds" die paar Thaler bewahrend, welche an jeder Gränze vorgewiesen werden mußten, damit man ihn passiren ließ, und die er nicht angriff, selbst wenn er lange keine Arbeit gefunden, so dass er sich in solchen schlimmen Zeiten auf's „fechten" verlegen mußte, was ihn zuweilen in Conflicte mit der Obrigkeit brachte, die aber zum Glück für ihn nur selten seine Wege unsicher machte.

Viele längst verklungene Lieder priesen dieses Wanderleben, manche offenbar von Handwerksburschen gedichtet. Z. B.:

Der Sommer ist gekommen,
Gesellen werden frisch;
Sie nehmen Stock und De-egen,
Ja, ja Stock und De-egen,
Und treten zu des Meisters Tisch.

Herr Meister wir woll'n rechnen,
Es ist die Sommerszeit u. s. w.

oder: Es, es, es und es, es ist eine harte Nuß,
Dass, dass, dass und dass, von X. ich wandern muß,
Aus X. aus dieser schönen Stadt,
Wo's mir so gut gefallen hat:
Man muß sein Glück probiren
Marschi-i-iren. —

Man sieht, der Gedanke an die Wanderung zieht wie ein rother Faden durch das Leben des Handwerksgesellen. Aber

„In jungen Jahren gehts wohl an
„So um und um frei durch die Welt zu schweifen;
„Doch kommt die böse Zeit einmal heran,
„Und sich als Hageistolz zu Grabe schleifen,
„Das hat noch keinem wohl gethan."

Digitized by Google

Dies begriff auch der Handwerksbursche und so sah er sich denn endlich um ein frisches Dienstmädchen um, vorausgesetzt dass er dies nicht schon vor seiner Wanderzeit gethan, oder wenn es gut ging, sogar um eine Meisterstochter, heiratete und „etablirte" sich, wie der Ausdruck lautete, nachdem er dazu beim „Mittel" d. h. bei der Innung, die Erlaubnis dazu eingeholt und eine Befähigung zur Ausübung des Gewerbes durch das „Meisterstück" dargethan hatte.

Ich habe noch solche Meisterstücke aus älterer Zeit gesehen die in Handwerkerfamilien aufbewahrt worden waren. Z. B. irgend ein Möbel mit allen möglichen Laden, offenen und geheimen Fächern, geschnitzt, eingelegt, herrlich gearbeitet, oder irgend ein altväterisches Kleidungsstück, ein paar Pantoffel, eine Pendeluhr, ein vorzüglich eingebundenes Buch, wo der Meisterschaftscandidat sein bestes geleistet hatte.

Ja wie war doch das alles gearbeitet! Davon hat man heutzutage gar keinen Begriff. Ein Tuchrock hielt damals eine halbe Lebenszeit aus, ohne dass sich eine Naht trennte; heute gehen die mit der Maschine genähten Kleider nach wenigen Wochen in Stücke, die mit Anilin gefärbten Stoffe lassen die Farbe und bleichen aus. Es gibt heute keine echten Stoffe mehr, alle sind mit Surrogaten durchsetzt, und die Knöpfe sind schon von der Fabrik aus so eingerichtet, dass sie eigentlich nicht fest angenäht werden *können*. Die Möbel sind in allen Theilen, die für das Auge nicht zugänglich sind, nicht besser gemacht als Packkisten, nur was man *sieht* ist mit einiger Sorgfalt, auch nur dem Scheine nach gemacht; alles nur geleimt und aus wenig abgelagertem Holze, so dass bald die Theile aus dem Leim gehen, Risse bekommen, sich werfen. Die prachtvoll gebundenen reich vergoldeten Einbände der Luxusausgaben von Büchern fallen auseinander, kaum dass man so ein Buch zwei- oder dreimal aufgeschlagen, das Papier hat keine Consistenz und zerreißt, wenn man es nur anrührt, und diese Unsolidität der Mache erstreckt sich, mit Ausnahme der Fabrication von Maschinen, von Glas- und Töpferwaaren, so ziemlich über alle Gebiete der Production, sei es nun die der Fabriken oder des Kleingewerbes. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber selbst bei dem besten Willen sind gewisse Dinge nicht besser herzustellen, weil schon die zu verarbeitenden Stoffe gefälscht und schlecht sind.

Gewiss haben Gewerbeschulen und Museen für Kunstgewerbe den „Geschmack" (auch ein viel misbrauchtes Wort) gehoben, und Weberei,

Digitized by Google

Stickerei, Spitzenklöppelei, Keramik, Kunsttischlerei, Kunstschlosserei und viele andere Zweige des Kunstgewerbes haben, was Form anbelangt, sich unendlich gebessert, so dass die ältern Producte gleicher Art neben ihnen wohl einen sehr ärmlichen, ja oft erbärmlichen Eindruck machen. Aber mit den dem täglichen Bedürfnis dienenden Dingen hat dies nichts zu thun, denn was diese anbelangt, hat das Gewerbe die guten alten Traditionen verloren, und die Fabrication hat eben nie andere gehabt als Raschheit und Billigkeit der Production mit dem für sie nöthigen Hintergrunde raschen Consums, als unausbleiblicher Folge der fast zur Nothwendigkeit erhobenen Unsolidität.

Viel wäre in dieser Beziehung noch über den Unterschied zwischen Einst und Jetzt zu sagen und auf einiges werde ich betreffenden Ortes noch zurückkommen, aber für den Augenblick will ich die Naturgeschichte meines Handwerksburschen abschließen, der jetzt, nachdem er seinen Befähigungsnachweis durch sein Meisterstück geliefert, in die Zunft als Meister aufgenommen ward und der nun, wenn es ihm gelang durch Geschicklichkeit und Solidität einen Kreis von Kunden zu erlangen, seinerseits Gesellen und Lehrjungen aufnahm und, wie man zu sagen pflegte, „ein gemachter Herr" ward. Damals kam es noch vor, dass Leute es durch ihren Fleiß und ihre Geschäftskenntnis zu Ansehen und Wohlhabenheit brachten, die als arme Jungen mit einem Bündel unter dem Arm bei einer der Linien Wiens hereingewandert waren, was heute auf dem Boden des Handwerks kaum mehr möglich sein dürfte. —

Der, wie ich glaube, harmlose Ton dieser meiner Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart sollte mir vielleicht Gränzen stecken, welche gerade bei der Besprechung der heutigen, so vielfach erörterten gewerblichen Verhältnisse zu überschreiten für eine Unterhaltungsschrift nicht rathsam erscheint.

Anderseits erscheint es mir gerade heute bei der Gefährlichkeit der Lage, in welcher sich die menschliche Gesellschaft befindet, als eine Pflicht aller jener, die dazu gelangen ihre Stimme vor der Öffentlichkeit zu erheben, dass sie, selbst wenn ihre literarische Thätigkeit nur dem Vergnügen und der Erholung gewidmet sein sollte, es nicht versäumen durch ein ernstes Wort wenigstens den Standpunkt anzudeuten, den sie den Tagesfragen gegenüber einnehmen, dadurch zur so nöthigen Einigung der Ideen beizutragen, deren Zersplitterung ja

Digitized by Google

eines der Hauptübel ist, welche ein schrankenloser Individualismus über die Welt gebracht hat.

Warum sind Handwerk und Gewerbe in einem so entsetzlichen Niedergang?

Viele sind meiner Ansicht nach die Ursachen und ich will sie eben nur nennen ohne weiter auf ihr Wesen einzugehen, denn so weit geht meine Aufgabe nicht, aber eine Andeutung derselben dürfte manchen meiner Leser nicht schaden.

Da ist in erster Linie (man möge mir das nicht übel nehmen) die eigene geistige Herabgekommenheit der Handwerker und Gewerbetreibenden. Ein hartes Wort, welches ich nur dadurch mildern kann, dass dieselbe nicht durchwegs der eigenen Schuld zuzuschreiben ist. Ihre häusliche Erziehung, besonders was Religion anbelangt, war zumeist eine sehr mangelhafte, die Schule hat da nur wenig nachgeholfen, wenn sie nicht etwa gar geschadet hat, schlechte Zeitungen und Bücher haben sie an allem Guten Wahren und Schönen irre gemacht. Entmuthigung, herbeigeführt durch den allgemeinen Druck der Lasten und durch die erdrückende Concurrenz der Groß-Industrie, hat ihre Energie gelähmt, so dass sie einem Schlendrian anheimgefallen sind, der die Kunden dem Gewerbe abwendig machte, sie in die Verkaufsstellen des unsolid arbeitenden aber prompt bedienenden Großbetriebes führte. Mangel an Einsicht Thätigkeit und Sparsamkeit, so dass sie über Wirths- und Kaffeehaus das Geschäft vernachlässigen und die wenigen Kunden verlieren, die ihnen geblieben, sind auch mit an dem Elende schuld. All' dies zusammen ist eine, oder besser ein Complex von am Handwerke selbst liegenden Ursachen.

Eine zweite ist die bereits indirect genannte Concurrenz des Großcapitals und der Industrie, welche durch eine diesen Factoren auf den Leib geschnittene Gesetzgebung in einer erst heute übersehbaren, vielleicht richtiger unübersehbaren, allen kleineren gewerblichen Organismen gefährlichen, ja tödtlichen Weise begünstigt ward.

Endlich als dritte Ursache, theilweise schon in der eben genannten enthalten, die Nutzbarmachung von Naturkräften, durch welche die Production auf ein dem Handwerk unzugängliches Gebiet geführt wurde.

Nun ist, was ich hier sage, so bekannt, dass es, wie man sich im Volksmunde ausdrückt „die Spatzen auf dem Dache pfeifen"; denn sonst wüsste ich ungelehrter Maler es ja auch nicht und dennoch gibt es

Digitized by Google

Köpfe — besonders im Handwerk und was die Missstände anbelangt, die dieses selbst betreffen — in welche diese Erkenntnis noch nicht genügend eingedrungen ist.

Wir reden viel von Reformen, aber die erste und nothwendigste Reform muß vorerst bei uns selbst anfangen: Nicht im Wirthshaus sitzen, nicht im Kaffeehaus; die wenigen so sauer verdienten Gulden sparen, solid arbeiten, die Arbeit pünktlich liefern, keine schlechten Zeitungen und Bücher lesen, die die gesunde Vernunft, den Verstand umnebeln, und auf unsern Herrgott nicht vergessen (was das allererste ist), damit soll jeder die Reformen, auf die wir ja alle hoffen, einleiten und ihnen einen guten Boden zubereiten, so dass, wenn sie kommen, sie auch gedeihen können. Mit diesen Dingen, besonders mit dem letztgenannten, stand es leider auch zu meiner Zeit nicht besonders gut, und heute leiden wir an den Folgen von dem, was damals versäumt und gesündigt wurde — und damit wieder zu etwas lustigerem.

2.

Märkte, Verkaufsläden, Hausirhandel.

Wien war in den dreißiger und vierziger Jahren gerade so gut wie heute die Hauptstadt eines großen mächtigen Reiches, ja in gewissem Sinne bedeutungsvoller als heute; aber in manchen Dingen zeigte es den Charakter einer Provinzstadt, und eines dieser Dinge waren die Jahrmärkte, die hier abgehalten wurden.

Wozu brauchte man Jahrmärkte? War hier nicht jeden Augenblick alles zu finden dessen man für das Leben und seine tausendfältigen Verrichtungen nöthig hatte?

Gewiss, alles war zu haben; aber dennoch wurden an verschiedenen Orten der Stadt Märkte abgehalten.

Es war dies offenbar eine alte Gepflogenheit, die in vergangenen Zeiten ihre Berechtigung gehabt haben mochte und die sich aus Gewohnheit erhalten hatte.

Einer dieser Märkte ward in der Taborstraße abgehalten; die Buden bildeten eine lange Reihe, die sich vom Anfang dieser Straße bis zur Augartenstraße erstreckte und sich nur auf dem Karmeliterplatze verdichtete, so dass dieser ganz mit Buden bedeckt war.

Digitized by Google

Da gab es Leinwandhändler aus Schlesien, Tuchmacher aus Brünn, Spielereiwaarenhändler aus Berchtesgaden, die ihre Waaren dort auslegten; Schwarzwälderuhren, Uhren, die in einer gemalten Landschaft an einem Thurm angebracht waren, mit einem Fluß im Vordergrund, auf dem eine Barke hin- und herfuhr; Taschenmesser aus Waitra, sogenannte „Taschenfeitel", Lebzelten aus Nürnberg und aus Linz (in welch letzterer Handelsbranche die Verkäuferin stets mit einer helmartigen Goldhaube geschmückt war) — kurz alles was die Industrie Österreichs und der benachbarten Länder aufzuweisen hatte, war dort zu finden und man zog behäbig durch den engen Gang an den Buden hin, um all diese Herrlichkeiten zu betrachten und die gewünschten Einkäufe zu machen. Dieser Markt dauerte vierzehn Tage oder noch länger, sicher kann ich das nicht sagen, und er brachte Leben in die Leopoldstadt, deren Wirthshäuser dabei gute Geschäfte machten. Auch die Wiener Firmen, die in der Stadt ihre Gewölbe hatten, beschickten diese Märkte.

Ein zweiter ward zum Fest Portiuncula am Glacis vor dem Schottenthore abgehalten und ein dritter zu Allerheiligen, der sich auf der Freiung und auf den Hof ausbreitete, wo hauptsächlich Stoffe für Winterkleider, Pelzwerk u. s. w. verkauft wurden.

Das sah doch einer Großstadt nicht ähnlich!

Von periodischen Märkten hat sich nur der idealste derselben, der Weihnachtsmarkt am Hof erhalten, der eben nur idealen transcendentalen Bedürfnissen abhilft, sowie man als Embryo eines Marktes auch die Reihe von „Ständen" betrachten kann, welche zur Firmungszeit rings um die Stephanskirche aufgeschlagen werden und die die Firmlinge mit den traditionellen Lebkuchen verproviantiren. Einst sah man dort auch eine oder zwei Buden, die dem Verkauf von Gebetbüchern gewidmet waren.

Die Markthallen, ohne welche sich seit dem Zusammenbruche Roms, wo es ähnliche Einrichtungen gegeben hatte, die Menschheit behelfen mußte wie sie konnte, sind jedenfalls ein Segen.

So wie es noch heute erbarmenswürdige Menschenkinder gibt, die an Straßenecken, in Durchgängen, oder wo immer bei Sonnenbrand, Sturm, Regen, oder bei der grimmigsten Kälte ihren ärmlichen Kram ausbieten, so war dies einst das Loos aller jener, welche Lebensmittel nach den täglichen Wiener Märkten brachten und dort feilboten.

Digitized by Google

Es ist eigentlich merkwürdig, dass solche einfache und einleuchtende Dinge, wie gerade die Einrichtung von Markthallen eines ist, den Menschen erst nach Jahrtausenden einfallen und dass sie eine solche Misère, der doch mit einiger Energie leicht abzuhelfen ist, so lang ertragen, ohne dagegen zu reagiren. Ich lobe mir also die Markthallen, obwohl mir als Maler die alten Märkte unter Gottes freiem Himmel natürlich besser gefielen.

Das bunte Treiben, durch welches der Passant sich mühsam drängen musste, war doch sehr unterhaltlich und vor allem sehr malerisch. Die Massen von Geflügel, von Gemüsen, Eiern, Butter, Rahm, Topfen, Kienholz, Blumen, getrockneten Früchten, Zwiebeln, Schwämmen ꝛc., alles durcheinander auf Bänken oder auf den Boden ausgelegt, bildeten ein großes Stillleben, obwohl es auf den Märkten, alles andere eher, als still zuging.

Übrigens ist diese mittelalterliche Form des Marktes noch keineswegs in allen Bezirken Wiens durch die Markthallen verdrängt worden; der Naschmarkt, der Markt auf dem Hauptplatz der Landstraße, ja selbst die der innern Stadt am Hof und auf der Freiung können uns auch heute noch in die alten Zeiten zurückversetzen, obwohl die dort herrschende Wiener Fratschlerin an Urwüchsigkeit verloren hat, wenn auch ihre Anrede „Gengens her da“ und das „Schaut's dö an“, für den Fall als man nicht handeleinig wird, dieselben geblieben sind.

Ich habe diesen Wiener Typus noch mit dem „Häringkopf“ geschmückt gesehen, einem ganz eigenthümlichen über das Kopftuch aufgesetzten Strohhut, der damals das Charakteristikon dieser Damen war.

Im Marktgewühle und zwischen diesen wohlgenährten Verkäuferinnen schlichen demüthig und in ausgehungerter Magerkeit dürftige Hausirer herum, arme Slovaken, die einfache Messer, Kochlöffel, Feuerschwamm und aus Wachholder geschnitzte Tabakspfeifen ausboten, faules Obst oder eine auf den Boden gefallene Rübe auflasen und gierig verschlangen. Was sie feilboten war zumeist das Product einer Haus-Industrie, wie sie in der Stein-Periode auch nicht primitiver sein konnte.

Einen Gemüse-, Eier- und Buttermarkt gab es in jeder Vorstadt gewöhnlich auf dem Platze vor der Kirche, und von diesen Märkten

Digitized by Google

war der malerischeste der in St. Ulrich, welcher von alten Häusern umgeben, als Hintergrund die hochgelegene Kirche von Maria Trost hatte, so dass das Ganze ein wirklich reizendes Bild gab.

Der Naschmarkt (schon der Name hat einen Duft von Alt-Wien) hat heute einen ganz andern Charakter als einst. Er war damals das Obst-Dépôt für jene Gegenden Nieder-Österreichs, welche ihre Producte per Achse nach Wien schickten, während der Obstmarkt „am Schanzl" von Ober-Österreich und den an der Donau gelegenen Gegenden beschickt wurde und noch wird.

Heute ist der Naschmarkt ein internationaler Stapelplatz. Seitdem Italien durch die Bahnen seinen Überfluß an Orangen, Citronen, an sonstigem Obst und Gemüsen auf den hiesigen Markt wirft, hat sich das Hauptemporium für diesen Handel auf dem Naschmarkt etablirt. Anstatt der einstigen engen und spitzen Butten, die dort mit dem Obst verkauft wurden, sehen wir jetzt ein Labyrinth von Fässern, Kisten und Körben, anstatt der biederen Zwetschken, kleinen Birnen und Äpfel, wie sie den Hauptstock unseres ordinären heimatlichen Obstes bildeten, gibt es dort eine Profusion der einst so kostbaren heute so billigen Orangen; die heimischen Trauben sind fast ganz verschwunden, da die Phylloxera die Weingärten verwüstet hat; der prachtvolle italienische Blumenkohl hat die Cultur des heimischen unmöglich gemacht, und die getrockneten Südfrüchte die man einst nur beim „Kaufmann" bekam, finden dort ebenso ihren Absatz. Trotz dieser Fülle ist das Obst für den armen Mann heute unzugänglicher als einst und das „her da fufzig Zweschben um an' Groschen!" (ungefähr zwei heutige Kreuzer) kann heute als eine Mythe erscheinen. Nichts wird mehr gezählt, nichts in „Nagerln" verkauft, worunter ein nach dem Augenmaß zusammengelegtes Häufchen verstanden war — alles wird heute gewogen, als ob es sich um Gold handelte, und um das zu verkaufende Obst kostbarer erscheinen zu lassen, wird jeder halbwegs anständige Apfel in Seidenpapier eingewickelt, so wie man gute Butter als „Theebutter" und genießbare Eier als „Theeeier" bezeichnet und theuerer verkauft, während ja der Natur der Dinge nach die Butter sowohl als die Eier frisch sein sollten um überhaupt verkaufsfähig zu sein. Eine weitere Einführung aus Italien sind die riesigen Leinwandsonnenschirme, unter denen die Verkäuferinen sich auf dem Naschmarkt vor Sonne und Regen schützen und die an die Piazza d'erbe von Verona erinnern.

Digitized by Google

Endlich befindet sich dort auch ein Blumenmarkt, besonders von Frühlingsblumen; Schneeglöckchen, gelbe Primeln, Leberblümchen, Küchenschellen werden dort feilgeboten, was auf ein erhöhtes Bedürfnis nach Dingen deutet, welche an die wiedererwachende Natur erinnern oder uns mit ihr in Verbindung bringen. Einst würde man den ausgelacht haben, der solche Blumen verkaufen gewollt hätte, und nur für die Veilchen war man bereit seinen Obolus hinzugeben. Die kommen heute auch aus weiter Ferne.

Die Markthallen sind übrigens keineswegs ohne malerisches Interesse, ja sie sind ihrer ganzen Stimmung nach mit ihrem gedämpften und verbreiteten Oberlicht, mit ihrer grauen Eisenconstruction, sogar „actueller", mehr im Sinne des „Verismus", der gern große Fabriksräume, Eisengießereien, Gasfabriken u. s. w. malt, als die alten Märkte, welche man heute mit ihrem herkömmlichen Sonnenlicht und farbigen Gefleckel abgeleiert findet.

Das Schöne im Unschönen zu finden ist heute die Aufgabe und diese Aufgabe mit Geist, feiner Beobachtungsgabe und möglichst blendender Geschicklichkeit zu lösen, ist das Ziel der Kunst, seit sie sich von den alten Idealen getrennt, sie in die Rumpelkammer geworfen und den Grundsatz aufgestellt hat, dass der Gegenstand nichts zur Sache thue, dass es nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankomme.

Wenn auch in der Zeit von der ich hauptsächlich erzähle der „Saumarkt" nicht mehr wie im vorigen Jahrhundert am Lobkowitzplatze war, so gab es doch anderseits keinen so großartigen und so vorzüglich eingerichteten Viehmarkt wie heute.

Da es keine Bahnen gab, so mußte das Vieh aus den verschiedenen Provinzen, welche den Wiener Markt versehen, bis hierher getrieben werden.

In Heerden von über tausend Stück sah man denn auch diese demüthigen gehörnten Ankömmlinge in langen Reihen abgemagert und müde die Straßen durchziehen, von ihren malerisch gekleideten Treibern überwacht und geleitet.

Ein plötzlich erwachender Freiheitsdrang ergriff dann zuweilen ein oder das andere der armen Thiere, die sich in den Straßen nicht

Digitized by Google

heimlich fühlen mochten und wohl noch ihrer heimatlichen Wiesen gedachten. Dies geschah besonders, wenn man sie in kleineren Parthien nach dem Hause des Fleischers führte (die großen Schlachthäuser existirten noch nicht), wo dann der Abgang des Sicherheits- und Zusammengehörigkeitsgefühles, welches die bisherige Anwesenheit so vieler Genossen gegeben hatte, manches zu unüberlegten Streichen inclinirende Individuum zur Flucht treiben mochte.

Da gab es dann ein großes Entsetzen in den Straßen: alles flüchtete unter die Hausthore oder in die Verkaufsläden und die großen gewaltigen Fleischerhunde, welche heute, wo solche Vorkommnisse nicht mehr möglich sind, ein wenig ruhmvolles Dasein als Ziehhunde führen müssen, traten sogleich thatenfreudig in Action, verfolgten den Flüchtigen, hingen sich an seine Ohren und brachten denselben mit Hilfe der nacheilenden Knechte zum Stehen.

Sowie für die Gladiatoren im alten Rom, so gab es für diese Hunde eigene Erziehungseinrichtungen. Sie wurden in einem eingeplankten Raum gegen einen Mann gehetzt, der, mit Plastrons gut geschützt, sich ihrer mit einer Peitsche erwehrte, was die Hunde lehrte der Gefahr zu trotzen und sich durch Schmerz nicht einschüchtern zu lassen; später trieb man dann einen Ochsen in den Raum, und so ward dieses ehrenvolle jetzt verschwundene Metier von den Hunden gelernt, welche diesen Cursus mit allen jenen Zweigen des Wissens ausgerüstet verließen, das ihr Beruf von ihnen verlangte.

Das Abfangen durchgegangener Schweine war eine andere Specialität solcher Hunde; auch die Schweine wurden durch die Straßen getrieben, da sie aber viel schlauer, mistrauischer und eigensinniger sind als die Rinder, dabei ungefährlich, so trugen diese Straßenepisoden, die oft lang dauerten und besonders am Thore des „Selchers" sich intensiv gestalteten, nicht wenig zur Erheiterung der Bevölkerung bei.

Es war Dante's: „lasciate ogni speranza voi ch'entrate!" welches die Schweine an diesem Eingange fühlen mochten und das sie zu verzweifeltem Widerstand drängte.

Der Kampf zwischen Schlauheit und Gewalt wogte oft lang hin und her, bis sich der schwächere Theil endlich denken mochte: der Gescheidtere gibt nach, und mit einem Ruck durch die enge Pforte in den Hof drängte.

Dort wurde auch geschlachtet, was heute seltener vorkommt und für alle Buben der Nachbarschaft ein äußerst anziehendes Schauspiel

Digitized by Google

abgab; denn Mitleid und Nerven waren damals bei Kindern noch unbekannte Dinge.

Was aber selbst damals trotz der stärkeren Nerven Mitleid erregte, waren die Kälbertransporte; die Füße fest zusammengebunden, lagen die armen Geschöpfe, wie Sardinen in einer Blechbüchse, auf breiten eigens dafür gebauten Wägen, über deren Rand ihre Köpfe herabbaumelten — *lebend*, dass man mich ja nicht misverstehe.

In dieser peinvollen Weise machten sie eine, oft mehrere Tage dauernde Fahrt. Zu trinken gab man ihnen aus einer Flasche, indem man ihre Köpfe aufhob, und ihnen das Wasser eingoß. Wie man sie ernährte weiß ich nicht.

Der jetzige Transport per Bahn und Wagen wo die Kälber ungeknebelt geführt werden, mindert ihre Leiden in weitestgehendem Maße. Bei Ochsen und Schweinen hingegen (könnte man durch ein Plebiscit ihre Meinung erfahren) dürfte das Votum eher zu Gunsten der Fußwanderung ausfallen.

Von den Veränderungen, welche sich im Handel seiner Essenz nach vollzogen haben, verstehe ich nichts und muß mich so wie bei allen von mir besprochenen Dingen an die äußere Erscheinung halten, und da sehe ich dass es heutzutage vielleicht zehnmal so viele Fallimente gibt als einst, und dass die einzigen Orangen und Citronen ausgenommen alles übrige, alle Lebensbedürfnisse im Verhältnis zu dem fixen Einkommen z. B. zu den Beamtengehalten, viel theurer geworden sind als sie es einst waren. Die Fallimente resultiren aus der Gewerbefreiheit, der Unsolidität und aus der Absorption der kleineren Leute durch die größeren, aus den Cartellen, Ringen und der Monopolisirung des Handels durch das Großcapital; die Theuerung aus eben denselben Ursachen, zu denen noch die Lasten hinzutreten welche der Staat seinen Angehörigen aufzulegen gezwungen ist, sowie der Consument endlich auch die Kosten des Luxus der Verkaufsgewölbe und der Reclame zu tragen hat. Heutzutage gibt es kaum noch in den Vorstädten ärmliche Schuster- oder Greißlerläden, welche nicht ein sogenanntes „Portal" mit einem Auslagefenster haben, und in den Hauptstraßen der Vorstädte — denn von der innern Stadt versteht sich das von selbst — ist das ganze Erdgeschoß der Häuser mit Auslagen verkleidet, so dass auch nicht eine Handbreite von Mauer zu sehen ist.

Digitized by Google

Dieser Gebrauch der Portale war in den dreißiger Jahren eben aufgekommen; denn früher hatten die Gewölbe einen gewöhnlichen Eingang mit nach den Seiten aufgeschlagenen Thüren, an welche man einen kleinen Auslagekasten hängte. Bei kleineren Läden war diese Thüre eigentlich nur eine halbe, denn die andere Hälfte war in ein auf einer Mauer, welche die Hälfte der Thürbreite einnahm, ruhendes Fenster verwandelt. In alten Vorstadthäusern ist noch hie und da ein solcher Ladeneingang zu finden.

Und nun betrachte man die Pracht unserer jetzigen Verkaufsgewölbe, die kostbaren gewaltigen Spiegelscheiben, welche wie man sagt bis zu tausend Gulden kosten, die Schnitzereien, die Vergoldungen und Malereien, endlich die verschwenderische Beleuchtung und dies alles nicht nur bei Verkaufsgewölben in denen es sich handelt sehr werthvolle Gegenstände möglichst vortheilhaft zu zeigen, sondern auch bei solchen wo Waaren für den täglichen Lebensbedarf ausgelegt sind, wie Würste, Kuchen, eine Pyramide von Weinflaschen ꝛc. ꝛc.

Daſs die Kosten so prunkvoller Einrichtungen auf die Rechnung der Consumenten kommen ist selbstverständlich. Dabei will jedes Geschäft das erste, das älteste sein. Eine Firma die durch einige Jahre an denselben Platze besteht ohne fallirt zu haben, läßt schon auf ihr Schild setzen: „Gegründet im Jahre . . . . so und so viel.

Eine ganz neue Terminologie von keineswegs sehr glücklicher Erfindung hat sich eingeführt und die Ausdrücke: Halle, Quelle, Consum, prima, hochfein und wie sie alle heißen finden mitunter eine sehr bizarre Anwendung; da gibt es Hut- und Kleiderquellen, Consumhallen in einem kleinen Gassenladen, Concurrenzvereine, prima-Eier, hochfeine Stiefelwichse und was solcher Unsinn mehr ist. Da macht sich wohl orientalische Erfindungsgabe geltend.

Am bezeichnendsten für die Jetztzeit sind aber die sogenannten Bazars, wo in einem mitunter höchst eleganten Gewölbe nur Artikel von absoluter Werthlosigkeit ausgeboten werden und deren Bestehen, ja Blühen, ein Streiflicht auf das Verständnis und den Geschmack der unteren Bevölkerungsclassen und ihr Bedürfnis nach billigem Luxus werfen.

Wenn man sich vor die Auslage eines solchen Bazars oder Siebenundzwanzigkreuzergeschäftes stellt und sich denkt, daſs alle diese so wenig begehrenswerthen Artikel ihre Käufer finden, so frägt man sich

Digitized by Google

unwillkürlich, ob es nicht angezeigt wäre bei Volks-Missionen ebenfalls, so wie man dies im Innern von Africa zu thun pflegt, Glasperlen und kleine Spiegel zu vertheilen, um die Bevölkerungen durch solche Geschenke zum Christenthume zurückzuführen?

Eine ungeahnte Sache war zu meiner Zeit der Handel mit Kunst- und Industrie-Producten, wie sie heute der ferufte Orient in erdrückender Masse auf den europäischen Markt wirft, alle die chinesischen, indischen und japanesischen Erzeugnisse der Kunst-Industrie jener Länder und die farbenprächtigen Teppiche. Einst waren solche Dinge eine große Seltenheit; heute sehen wir sie in aller Hände. Viele dieser Artikel zeigen eine für die europäische Production demüthigende Überlegenheit des Orients an Fleiß, Geschicklichkeit, solider Tradition und Geschmack. Leider haben auch dort europäische Gepflogenheiten bereits Eingang gefunden wie z. B. die Färberei mit Anilinfarben bei der Teppich-Industrie, und drohen mit Durchseuchung durch Unsolidität, so dass man auch auf diesem Gebiete den Erzeugnissen der Vergangenheit mehr Werth beilegt als denen der Gegenwart.

Noch bleibt mir übrig einen Blick auf die demüthigste und bescheidenste Art des Handels, auf den Hausirhandel zu werfen.

Viele Formen desselben anstatt sich nur zu verändern, sind gänzlich ausgestorben; für die quasi-mittelalterliche Physiognomie unserer Stadt passten sie ganz gut, obschon ihr Aussterben kein Verlust genannt werden kann. Immerhin waren sie ein Zeichen von leben und leben lassen und diese Zeichen werden heutzutage seltener; denn die armen Teufel sind mit Steuern geradeso erdrückt wie der Geschäftsmann in seiner Boutique. Eine vielleicht als nothwendig erkannte weitgehende Überwachung und Systemisirung hebt in diesem Zeitalter der Freiheit nach gewissen Richtungen die kleinste Freiheit auf.

Hier ein Exempel:

In der „Gerichtshalle" eines Blattes las ich, dass ein Weib wegen Invectiven gegen ein Polizeiorgan zu einer Arreststrafe verurtheilt ward, was man an und für sich nur ganz in Ordnung finden kann. Aber wie kam dieses Weib dazu den Diener des Gesetzes mit Schmähungen zu überschütten?

Man höre: Dieses Weib hatte eine Licenz gebratene Äpfel und Kastanien zu verkaufen; nun hatte dasselbe eines Tages die unglück-

Digitized by Google

liche Eingebung den genannten Artikeln gebratene Kartoffeln beizugesellen, und der Mann des Gesetzes durfte dieses der Verkäuferin laut seiner Instructionen nicht gestatten. Die Folge seines Einschreitens war eine Fluth von Beschimpfungen von Seite des Weibes, welches nicht begreifen konnte, dass zwischen gebratenen Erdäpfeln und Äpfeln ein so erheblicher Unterschied bestehe um solche Strenge zu rechtfertigen, und in der That, wenn der Vorgang wirklich so gewesen wie ihn die Zeitung erzählte, muß man zugeben, dass darin ein Zeichen einer sehr weitgehenden Systemisirung liege.

Dabei reden wir von Gewerbefreiheit!

Ob man in den alten Zeiten, in denen das Wort „Freiheit" nicht ausgesprochen werden durfte, weniger oder ebenso streng in solchen Dingen gewesen, weiß ich nicht; jedenfalls aber war das Straßenleben durch manche eigenthümliche Erscheinungen belebt, von denen man einige heute vergebens suchen würde, während andere sich verändert haben oder auf geringe Spuren zusammengeschmolzen sind.

Als den behäbigsten Hausirer der damaligen Zeit will ich in erster Linie den heute gänzlich verschwundenen „Bandlkramer" nennen. Er kam aus dem „Bandlkramerland", dem Waldviertel, nach Wien und verkündete seinen Kram, der aus Zwirn, Nadeln, Knöpfen, Schnüren und Bändern bestand, mit dem gesungenen Ruf: „Band'l o Zwirn kafts!" Er trug einen hohen Cylinderhut, einen langen „Kaputrock", dessen tiefe Taschen mit Waaren vollgestopft waren, so dass sie an beiden Seiten weit wegstanden; an einem breiten Riemen trug er einen Korb vor sich, der so wie die Taschen mit seinen Verkaufsartikeln gefüllt war, von welchem als Auslage bunte Bänder, Strähne und Schnürriemen herabhingen. Ein hölzernes Ellenmaß completirte das Ganze, welches in ledernen Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen einherwandelte.

Tyroler Teppichhändler, Slovaken, welche gleichfalls Teppiche, dann Leinwand und Filzstiefel verkauften, ambulante Bürstenbinder und Verkäufer von Cartonnage-Arbeiten, sogenannten „Kartand'ln", riefen ihre Waare ebenfalls aus.

An malerischer Erscheinung, obschon nicht an bürgerlicher Position, ging allen voraus der „Rastelbinder" mit seinem breitkrämpigen Hute, mit seiner einst weißen an den Seiten zugehäftelten Flanellhose und der kurzen braunen Bunda, die lose über die Schultern gehängt das

Digitized by Google

geschwärzte — nur nach Ablauf langer Perioden gewaschen — sehen ließ; so schritt er hin, das obere Ende der Gestalt mit langem verworrenen Haar geschmückt, während deren untere Ausläufer in ledernen, mit Riemen befestigten Sandalen untergebracht waren. „Hüf Rein-bind-Pfann-flicke!" war sein Ruf; auf den Stiegen, im Hausflur, im Hofe, übte er seine Kunst an zerbrochenen Töpfen und Pfannen mit Fleiß und Geschick. Seine Ehrlichkeit ward gepriesen; ob mit Recht, weiß ich nicht.

Diese Gestalt lebt noch im Wiener Volksverkehr, aber sie ist im höchsten Maße degenerirt. Das Costüm des Rastelbinders besteht heute in elenden Lumpen und vertretenen Stiefletten die er sich zusammenbettelt, und von seiner früheren Charakteristik ist nichts geblieben als der Schmutz und mit dem allein ist der Mensch nicht malerisch. Das eiserne Kochgeschirre hat seine bindende und flickende Kunst auf ein Minimum reducirt und er fristet sein Dasein durch Betteln und durch die Colportage billiger Blechwaaren, welche er, zum Entsetzen aller schwachen Augen die starke Blendungen und Reflexe scheuen, auf seinem Rücken herumträgt und zum Verkauf ausbietet.

Ganz in weißen Flanell gekleidete Slovaken kann man noch heute als Verkäufer von Glas- und Töpferwaaren begegnen, wie sie mit ihrem schweren Korb auf dem Kopfe geduldig Stiege auf Stiege ab ihren ärmlichen Verdienst suchen, während ihre Frauen, die einst Kinderspielzeug und Kochlöffel verkauften, sich von diesem Erwerbszweig zurückgezogen zu haben scheinen. Die Slovakinnen, welche einst Kümmel, Majoran und Zwiebel im Hausirhandel verkauften, haben sich, gewiss zum Verdruss der „Fratschlerinnen", in ständige Kräutlerinnen verwandelt und sind, prosperirend, in eine höhere Gesellschaftsschichte emporgeklommen.

Die hausirende Kunst ist heute noch, so wie einst, durch Italiener vertreten, welche Gypsfiguren zum Schmucke kleinbürgerlicher Kachelöfen feilbieten. Das „Aschenweib", welches die Holzasche der Haushaltungen zusammenkaufte, sowie das „Haderlumpweib", sind ausgestorbene Typen, seit dem es weder Holzasche noch reine Leinwandlumpen mehr gibt. Nur das laut gerufene „handele" ertönt noch in den Höfen; denn der arme jüdische Trödler, der alles alte und unnütze einkauft, verschmäht auch heute nicht diese unterste Sprosse einer Stufenleiter, auf welcher schon manche seiner Stammesgenossen zu Reichthum und Ansehen emporgeklommen sind.

Digitized by Google

3.

Zeitungen und Annoncen, Schilder.

„Druckerschwärze und Geld
Regieren heut' die Welt."

Diese tiefe Wahrheit war jüngst auf einer das Innere eines Tramwaywaggons schmückenden Annonce zu lesen und der Philosoph der sie ausgesprochen, hatte durch sein beigedrucktes Portrait dafür gesorgt, dass sein Bild der Nachwelt nicht verloren gehe, wie das so manchen großen Mannes des Alterthums, für das wir heute, wenn wir es haben könnten, große Summen bezahlen würden.

„Druckerschwärze und Geld regieren heut' die Welt!" Das wäre ein Thema, über welches man bequem nicht e i n e n, sondern zehn Bände schreiben könnte, ohne den Gegenstand darum erschöpfend dargestellt zu haben. Diese Bände zu schreiben überlasse ich andern und der Leser wird mir diese, wie ich glaube, ebenso bescheidene als weise Selbstbeschränkung gewiss nicht übel nehmen.

Verhältnismäßig neu ist an dem Ausspruch übrigens nur der auf die Druckerschwärze bezügliche Theil, und auch dieser hat schon seit langer Zeit eine unbestrittene Geltung, die aber „heut", wie der Autor jenes Verses meint, einen Culminationspunkt erreicht hat und besonders an der Journalistik und dem Annoncenwesen zu Tage tritt. Sehen wir wie es im alten Wien um diese zwei Hauptfactoren des öffentlichen Lebens und Verkehrs stand und beginnen wir mit den Zeitungen.

Die alte „Wiener Zeitung", das amtliche Organ der Regierung, existirte natürlich damals so wie heute; aber jetzt weht neben der Bureauluft ein freiheitlicher Hauch durch ihre Spalten, über welchen sowohl Kaiser Franz als Fürst Metternich, wenn sie noch lebten, bedenklich die Köpfe schütteln würden; auch erscheint ihre Tochter, die „Abendpost", zuweilen als ein etwas emancipirtes Kind, welches die von der Mutter registrirten Regierungsacte mitunter Besprechungen unterzieht, die einer Kritik nicht ganz unähnlich sind.

Dann gab es ein Blatt welches der „Beobachter" hieß, vielleicht sogar der ö s t e r r e i c h i s c h e Beobachter, denn ich war damals noch zu jung, als dass ich mich heute auf viel mehr als den Namen dieses Blattes erinnern sollte[1]). Der „Beobachter", das war ein vortrefflicher,

[1]) „Österreichischer Beobachter", so lautete der Titel. Anm. d. Herausg.

Digitized by Google

nichts compromittirender Name, der die damalige Stellung eines politischen Blattes sehr gut kennzeichnete. Die meisten heutigen Zeitungen sind Kinder der Revolution, was keinen Tadel mehr in sich schließt, im Gegentheil, und ihre Namen lassen diesen Ursprung unzweideutig erkennen.

Z. B. die „Presse". Die „Presse" war in der Zeit unseres alten Regimes das gefürchtete Instrument der Verbreitung subversiver Ideen und eigentlich ist unter diesem Titel die öffentliche Meinung verstanden. Und gar die „Freie Presse!" Da hätte man ja ebenso gut ein Blatt lieber gleich die „Preßfreiheit" nennen können, und das war ein verpöntes Wort, wie wir heute sehen, nicht ganz ohne Grund. „Volksblatt" — das hätte damals „Unterthanenblatt" heißen müßen; denn ein Volk im heutigen Sinne, welches in der Politik auch dareinzureden hat, gab es nicht. Ich glaube, dass man bei einer Zeitung selbst den Titel „Vaterland" verfänglich gefunden haben würde, indem ja dieser Name an das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" erinnerte, welches in jeder Strophe die Vermuthung und den Wunsch aussprach, dass dieses Vaterland „größer" sein müße, während doch der Wiener Congreis diese Frage in der zufriedenstellendsten Weise längst gelöst hatte.

„Beobachter" hingegen, das ging; das ist von vornherein eine Verpflichtung zur Passivität; denn ein bloßer Beobachter braucht keine Meinung zu haben, dabei hat das Wort auch noch einen andern Sinn, denn z. B. Vorschriften beobachten heißt dasselbe, wie sich ihnen fügen.

Ein anderes, täglich erscheinendes Blatt, hieß „Die Gegenwart", auch ein unverdächtiger Titel; denn es ist nicht gut, dass der Mensch sich mit der Vergangenheit den Kopf zerbreche und noch weniger soll er dies der Zukunft gegenüber thun, was ihm, wie wir heute zu sehen Gelegenheit haben, die Freude und Lebenslust für die Gegenwart nimmt.

Dieses Blatt brachte sowie „der Beobachter" harmlose politische Artikel über die wenigen Ereignisse, welche sich damals in der Welt trotz des sorgfältig abgewogenen politischen Gleichgewichtes vollzogen und deren Kenntnis dem „Gebildeten" natürlich auch damals nicht vorenthalten werden konnte.

Überdies fand man in diesen Zeitungen auch Feuilletons wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts, aber so gut wie keine Annoncen, denn Handel und Wandel gingen damals noch wie von selbst und Ankündigungen wären ein überflüßiger Luxus gewesen.

Digitized by Google

Auch hatten diese Blätter im Vergleich zu heute eine geringe Verbreitung, wohl mit Ausnahme der „Wiener Zeitung"; denn nur, wer in der Welt etwas vorstellte, gestattete sich eine Zeitung, während heute jeder Dienstmann und jeder Comfortable-Kutscher seine unbeschäftigten Augenblicke durch Zeitungslectüre auszufüllen bestrebt ist.

Neben den genannten erschienen Journale nicht-politischen Inhalts wie die „Theater-Zeitung", „Die Feierstunden", der populäre „Eipeldauer", der sich später, wenn ich nicht irre, in den „Hans Jörgel" umgestaltet hat, ohne darum seine Tendenz wesentlich zu ändern, die „Sonntagsblätter" und endlich der „Humorist", der damals einzige Repräsentant journalistischen Witzes.

Illustrirte Zeitungen gab es nicht; jedoch war der Theater-Zeitung bei jedesmaligem Erscheinen ein schön colorirter Kupferstich beigegeben, der irgend ein Theaterereignis veranschaulichte, eine Scene aus irgend einem Raimund'schen oder Nestroy'schen Stücke, mit Scholz und Nestroy als den Hauptträgern desselben; oder Fanny Elsler im spanischen Costüme die Cachucha tanzend, Jenny Lind als „Vielka" u. s. w. Auch der Hans Jörgel brachte ein colorirtes Bild als Illustration seiner Greißler- und Hausmeistergeschichten, welche auch heute noch nach mehr als sechzigjährigem Bestande des Blattes mit demselben Interesse gelesen werden wie einst und an welchem auch heute noch die damalige, die „Journalistik" streng überwachende Censur (die beiläufig sei es gesagt dadurch wohl nicht überbürdet war) kaum etwas gefährliches finden würde.

Wenn in den westlichen Ländern Europas die Druckerschwärze auch damals schon die „Welt" beherrschte, so that sie es zwar gleichzeitig auch bei uns, aber mehr durch behördliche Verordnungen als durch Journale, und man muß anerkennen, daß diese im Grunde nicht uninteressante Literatur auch heute noch in Blüthe steht, besonders was ihren am meisten ins Leben greifenden Zweig, das Steuerwesen, anbelangt.

Aber an ihrer Seite ist mit dem Jahre achtundvierzig ein mächtiges Element emporgekommen, aus dem sich nach einiger Besinnung unsere jetzige Journalistik herausgebildet hat.

Wir können uns nicht mehr beklagen, daß wir zu wenig Zeitungen haben, ebensowenig als wir läugnen können, daß der sinnvolle Spruch, den ich an die Spitze dieses Abschnittes gesetzt habe, damit zur buchstäblichen Wahrheit geworden sei.

Digitized by Google

Da ich von Politik nichts verstehe, weder von äußerer noch von innerer, so kann ich wohl keine Meinung darüber abgeben, ob diese Herrschaft eine weise, wohlthätige oder das Gegentheil sei, aber sicher scheint mir, dass die Geister durch die auf den Gebieten der Journalistik stets herrschende Bewegung, durch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche sie uns gewährt, vor dem Einrosten bewahrt werden.

In der kurzen Zeit, deren wir bedürfen, um unser Frühstück einzunehmen, sehen wir uns durch sie und die zu ihrer Benützung bereitstehenden wunderbaren Verkehrsmittel in die angenehme Lage versetzt, einen raschen Blick über alle, auch die fernsten Länder des Erdkreises gleiten zu lassen.

Da erfahren wir fast gleichzeitig mit dem Vorgang selbst, dass die Frau eines holländischen Packträgers, der in der Capstadt domicilirt, diesen glücklichen Gatten mit vier gleichzeitig geborenen lebenden Kindern erfreut hat; dass der dem wilden Stamme der Sioux als Häuptling vorstehende Krieger, genannt der „himmelblaue Büffel" durch übermäßigen Genuss verdächtiger Schwämme auf dem besten Weg war eine durch viele Skalpe gezierte Carrière ruhmlos zu enden, wenn er nicht durch das rechtzeitige Eingreifen eines berühmten medicin woman daran gehindert worden wäre; dass in Canton der in der Straße mit einem elektro-magnetischen Kreisel spielende vierjährige Sohn eines chinesischen Zeitungsreporters von einem Tramwaywaggon überfahren, sich, nachdem dieser vorüber war, wieder erhob und nur darüber weinte, dass ihm dabei sein schöner Zopf abgefahren worden war, und was derlei erinnernswerthe Ereignisse mehr sein mögen.

Nicht weniger informirt werden wir über alle Morde, Selbstmorde, Defraudationen und Eisenbahnunfälle, bei welch letzteren wir Gelegenheit haben das Walten der schützenden Vorsehung dankbar anzuerkennen, erstens dafür dass wir nicht dabei waren, und zweitens dass bei Zusammenstößen z. B. von zwei Schnellzügen mit Zertrümmerung von zwanzig Waggons nur einige „leichte" Verletzungen vorkamen.

Ebenso kann es uns freuen, wenn der rühmlichst bekannte Maler oder Claviervirtuose X. Y. an den Hof eines der kunstliebenden Potentaten der Südsee-Inseln berufen wird, um dort das Portrait Seiner Majestät zu malen oder ein Concert zum Besten eines malayischen Schulvereines zu geben, und sollte die Nachricht am nächsten Tage widerrufen werden, so sind wir es ebenso zufrieden, weil dadurch jenem schönen Talente die Gefahren einer so langen Seereise erspart bleiben.

Digitized by Google

Kurz mit Hilfe der Zeitungen wird aus jedem Leser derselben, dessen Horizont ohne sie ein äußerst beschränkter geblieben sein würde, ein hundertäugiger Argus, der die ungleichartigsten fern von einander liegenden Gebiete überschaut, was ihm eine so hohe Befriedigung gewährt, daß er den Genuß dieses geistigen Schauens wenigstens zweimal täglich verlangt und jeden Montag sich etwas unbehaglich fühlt, weil er ihm da in einem nur äußerst beschränkten Maße geboten wird.

Doch nicht nur mit tiefsinnigen Leitartikeln, unterhaltlichen Chroniken und sensationellen oder pikanten Tagesberichten beherrscht die Druckerschwärze die Welt, welche, wenn sie nur ihre Neugierde befriedigt sieht, sich gern beherrschen läßt, sondern sie thut dies auch auf weit praktischeren Gebieten, auf denen der Speculation und des Handels. Da wird nun die Druckerschwärze geradezu tyrannisch, denn es handelt sich da um den Kampf ums Dasein, um die heutzutage unvermeidliche Reclame.

Doch ist es nicht eine wohlthätige Tyrannei, ausgeübt zu unserem Besten, die uns da die Wege vorschreibt, welche wir bei unseren Einkäufen einschlagen sollen, um zu jenem ältesten bestrenommirten Geschäfte zu gelangen, wo uns die gediegensten Artikel sozusagen geschenkt werden, oder wo wir — sollten wir unsere Ersparnisse durch ganz sichere Börsen-Operationen in ganz honneter Weise vermehren wollen — wo wir, sage ich, den bestgemeinten Rath, die uneigennützigste Hilfe finden können? Oder ist es nicht ein edler Druck, der zu unserem Heile auf uns ausgeübt wird, wenn uns durch die glanzvollsten Namen der Facultät jene unfehlbaren Heilmittel angezeigt und empfohlen werden, welche im Falle von Erkrankung uns in kürzester Zeit das kostbarste Gut, die Gesundheit, wiederzugeben vermögen?

Von diesem Bewußtsein getragen, arbeitet denn auch die Reclame aus allen Kräften für das Wohl der Menschheit weiter.

Nicht genug, daß die letzten Seiten jeder Zeitung dieser Reclame gewidmet sind, sondern sie benützt auch jede wie immer geartete und wo immer befindliche leere Fläche, an Gebäuden, Planken, Umzäunungen, um sie mit Ankündigungen zu bedecken, sowie einst der berüchtigte Tourist Kyselak seinen Namen an jede Felswand zu malen pflegte, um sich den Vorübergehenden in Erinnerung zu bringen.

Die Stämme der Bäume, die Bänke der öffentlichen Promenaden, das Innere des Tramwaywaggons, der Kutschbock des Omnibus, sie

Digitized by Google

dienen ebenfalls der Reclame und werden mit Ankündigungen beklebt und behangen, doch auch dies genügt noch nicht. Man erbaute an vielen Stellen ein eigens den Annoncen gewidmetes Gebäude, eine Art von kurzer Trajanssäule mit dem Unterschiede, daſs auf dieser in Basreliefs zu sehen ist was jener Kaiser gethan, während die Annoncen-Säule durch die an sie geklebten Zettel uns anzeigt was wir erst thun sollen. Der Annoncenpharus gehört ebenfalls auf das Gebiet dieser Architektur, hat aber vor den Säulen voraus, daſs er bewohnt ist, denn eine Zeitungsverkäuferin sitzt in demselben, nicht viel bequemer als eine Schnecke in ihrem Gehäuse und führt, da die matten Glasfenster gewöhnlich hermetisch verschlossen sind, in dem Innern des Pavillons ein geheimnisvoll beschauliches Dasein.

Die „voiture réclame“, ein Annoncen-Wagen, der eigens zu diesem Zweck gebaut und mit zuweilen lebensgroßen Bildern geschmückt, in langsamem Schritt die Straßen von Paris durchzieht, sowie die in einem mit Anschlagzettel beklebten Kasten steckenden Annoncenträger, die in London der Publicität dienen, sind vorderhand bei uns nur sehr vereinzelt zu sehen!

Betrachten wir nun nach einem kurzen Rückblick auf die Mittel, deren man sich einst bediente, um den Käufern den Weg nach den Verkaufsstellen zu weisen, das heutige Annoncenwesen auch wie es uns auf der Straße als Plakat entgegentritt. Annoncenwesen und Reclame, diese für den heutigen Handel und das heutige Gewerbe, wie es scheint, unentbehrlichen Existenzmittel waren zur Zeit meiner Kindheit so gut wie unbekannt. Die Theaterzettel, eine Einladung zum Besuch des „Circus gymnasticus“ von de Bach oder Alexander Guerra, nicht größer als die heutigen Theaterzettel und mit einem ganz schlechten Holzschnitt geziert, der ein galoppirendes Pferd und darauf einen zwei Fähnchen schwingenden Kunstreiter darstellte, einige Unterhaltungsanzeigen, das war, wenn man noch die periodischen Feuerwerksanzeigen oder die das eventuelle Aufsteigen eines Luftballons ankündigenden dazurechnet, so ziemlich alles was auf diesem Gebiete zu erwähnen wäre.

Da es damals so gut wie keine Zeitungen gab, so fielen die Inserate von selbst weg.

Die Geschäfte begnügten sich mit ihrem guten Ruf und einem Aushängschild, was der Malerei, die heute im Dienste der Reclame

Digitized by Google

die Straßen mit bunten Bildern belebt, Gelegenheit gab dies in einer weit solideren und würdigeren Weise zu thun.

In früheren Jahrhunderten wo die Kunst des Lesens noch nicht so wie heute Gemeingut war, wählte jedes Haus, jedes Verkaufsgewölbe, jede Herberge eine Devise, um sich von andern zu unterscheiden und den suchenden Kunden als Wegweiser zu dienen, und diese Devise wurde auf ein Schild gemalt und am Hause ausgehängt. Alle die „goldenen Ochsen", „weißen Lämmer", „schwarzen Adler" und „rothen Rössel" welche es damals sowie noch heute gab und gibt, haben diesen Ursprung, und die Devisen wurden beibehalten, auch nachdem man den Namen des Geschäftes und seines Inhabers über oder neben der Thüre anbrachte; denn sie dienten noch immer als Orientirungszeichen. Natürlich war ihr künstlerischer Werth ein sehr ungleicher; sie bildeten eine Stufenleiter, deren eines Ende der bescheidene Seifensieder-Löwe war, während an dem andern die Leistungen einer ganz tüchtigen Malerei standen, die mitunter trotz der Unscheinbarkeit der Aufgabe es nicht verschmähte, eigentliche Meisterwerke für solchen Zweck zu schaffen, wie z. B. Kuppelwieser's „Heilung des blinden Tobias" an der einst Waldheim'schen Apotheke, jetzt in der Himmelpfortgasse, oder eben desselben „Schäferin" in der Goldschmiedgasse, welche zu den besten Leistungen des Meisters gehören.

Für manche Geschäftszweige hat sich der Gebrauch des bemalten Aushängschildes bis heute erhalten: bei einer Tabaktrafik welche sich respectirt, darf z. B. der rauchende Türke nicht fehlen, ebenso wenig wie die in grüner Landschaft stehende Kuh bei der Milchfrau, und es wird wenig Hebammen geben, die nicht auf ihr kleines Aushängschild eine Mutter Gottes mit dem Kinde in den Armen malen lassen, ein Gebrauch der wenig beachtet wird, der aber recht schön und sinnig ist, weil er den Beginn des Lebens gewissermaßen unter den Schutz der jungfräulichen Mutter stellt. Der springende Löwe fehlte bei keinem Seifensiederladen und ward der König der Wüste dargestellt mit einem Bündel Kerzen in der Tatze, während einige große Stücke Seife die Basis für seine Sprünge bildeten. Warum die ehrenwerthe Seifensiedergilde gerade den Löwen mit dieser Mission betraute wüßte ich nicht zu sagen. Glycerin und Petroleum haben ihm dieselbe unmöglich gemacht. Zwei stereotype Aushängschilde hatten auch die Branntweinschänken; das eine zeigte einen zwischen Retorten und Destillir-Apparaten sitzenden

Digitized by Google

Greis, der von Pflanzen und Kräutern umgeben in der einen Hand ein großes Buch hielt, während die andere eine Retorte emporhob deren Inhalt er ernsten Blickes prüfte. Die Darstellung auf dem zweiten Schilde griff unmittelbar ins Leben: eine volksthümliche Hebe credenzte am Schanktische stehend einem ungarischen Infanteristen ein Glas Schnaps; den Hintergrund bildeten Fäßchen und Flaschen, vielleicht auch noch eine Gruppe weniger distinguirter Consumenten.

Die heutigen Branntweinverkäufer haben aller Poesie entsagt und wenn sie überhaupt noch ein gemaltes Aushängschild gebrauchen, so stellt es einen Keller vor, in welchen zwei Reihen Fässer von der perspectivischen Ausdehnung der Prater Allee sich gegen den Verschwindungspunkt hin unabsehbar verkleinern.

Alle diese genannten Aushängschilde waren für die Gewerbe welche sie bezeichneten gewissermaßen ein zum Geschäftsbetriebe gehörendes Werkzeug und sie zeigten daher nur geringe Varianten, während die meisten übrigen Bilder dieser Gattung auf das Gebiet der freien Inspiration fielen und nur die Apotheken noch als zu den obigen Geschäften gehörig, genannt werden müßen; denn auch sie bedienten sich für ihre Aushängschilde stets sich wiederholender Embleme, neben denen aber noch eine Specialbezeichnung adoptirt wurde, so dass man an ihren Verkaufsläden Äskulap, Hippokrates, Hygieia und Mercur in brüderlicher Eintracht neben der Mutter Gottes, dem heiligen Leopold, Antonius oder dem Schutzengel erblicken kann.

Heilige, Könige, hervorragende Persönlichkeiten, bemerkenswerthe Ereignisse, Tugenden und andere abstracte Begriffe, endlich Thiere und Geräthschaften wurden von Geschäften häufig als Devise gewählt und obwohl dies heute weniger häufig geschieht, so ist dieser Gebrauch darum doch nicht ganz ausgestorben.

Wie viele „heilige Dreifaltigkeiten", „gute Hirten", „Flucht nach Egypten" es einst in Wien gab, ist nicht zu sagen; eben so häufig begegnete man dem „römischen Kaiser" und dem „Kaiser von Österreich", der „Kaiserin", dem „Kronprinzen", dem „Erzherzog Karl" und „Joseph". Auch einen „Erzherzog Friedrich" gab es, der sowie viele dieser zumeist lebensgroßen Portraits ganz vorzüglich gemalt war. Dann gab es fremde Herrscherinen, eine „Königin von England", eine „Königin von Neapel" ebenso wie eine aus dem Reiche der Ideale: „eine Königin

Digitized by Google

von sechzehn Jahren". Die Nationen waren ebenfalls und mitunter reizend vertreten wie z. B. die Pariserin, die Schwäbin ꝛc.

Von abstracten Begriffen nenne ich nur die „Zufriedenheit" welche durch eine mit Goldfischen spielende Dame dargestellt war. Heute sind Damen mit so wenig nicht zufrieden.

Die noch heute existirende „Jungfrau von Orleans" dürfte ihre Verewigung als gemaltes Aushängschild dem großen Eindruck zu verdanken haben den dieses Stück bei seinem Erscheinen auf das Publicum ausübte; denn das Bild dürfte kaum viel jünger sein als das Stück selbst. Auf dieselbe Ursache läßt sich auch ein „Sohn der Wildnis" zurückführen, der einst einen Hutmacherladen in der Kärntnerstraße schmückte; denn eine Ideenverbindung zwischen diesem Naturmenschen und dem glänzenden „Cylinder" läßt sich wohl nicht leicht herstellen, ebensowenig als der Gedankengang nachzuweisen ist, der die Friseure veranlaßte das Bild des mit der Welt zerfallenen Lord Byron als Aushängschild zu adoptiren, eine Ehre welche der geniale Brite bei seinen Lebzeiten kaum angestrebt haben würde. Heute sehen wir ihn durch einen indifferenten geschniegelten Kopf verdrängt.

Solches waren die bescheidenen Mahnungen der damaligen Geschäftsleute um ihren Clienten den Weg zu ihren Magazinen zu weisen, sie im Vorübergehen aufmerksam auf sich zu machen — aber

„Bescheidenheit ist eine Zier,
Doch weiter kommt man ohne ihr"

sagt der deutsche Caricaturen-Classiker Busch, und Goethe meint:

„Nur Lumpe sind bescheiden!"

und wenn man einen Blick auf irgend eine Mauer oder Einplankung wirft, die in einer Länge von vierzig bis fünfzig Meter ganz mit Plakaten bedeckt ist, von denen jedes die von ihm vertretene Waare, Unterhaltung oder Sehenswürdigkeit als das höchste und gediegenste seiner Gattung anpreist, so wird man zugeben müßen, daß wenn je eine zu große Bescheidenheit unser Fehler gewesen sein sollte, wir uns von demselben gründlich zu befreien gewußt haben.

Eine solche mit Annoncen von allen Formen und Farben bedeckte Wand gibt mir denselben Eindruck den mir eine Reihe von Ausrufern machen würde, wie wir sie vor den Jahrmarktsbuden finden, die alle zugleich uns zurufen, in uns hineinschreien, von denen jeder den andern

Digitized by Google

zu überbieten sucht, jeder sich unser zu bemächtigen trachtet, um uns fast mit Gewalt in seine Schaubude zu nöthigen oder seine schlechten Waaren kaufen zu machen.

„Panem et Circenses!“, d. h. in moderner Übersetzung: „leben und sich unterhalten“ — das ist heute so wie im alten Rom das hauptsächlichste Verlangen der meisten Großstädter.

Wenn aber Augustus, Tiberius, Caligula oder wie die Kaiser Roms heißen mochten, aus den Schätzen die sie unterjochten Völkern abgenommen, das heißhungrige Verlangen des hauptstädtischen Pöbels nach Brod und Spielen befriedigen konnten, so liegt dies heute nicht mehr in der Macht eines Monarchen, eines Staates, und sowohl Brod als Unterhaltungen müssen von dem der sie haben will bezahlt werden. Dazu gehört aber Geld.

Dieses Geld sich auf die wenigst mühevolle Weise zu verschaffen ist daher das vornehmste Streben aller, besonders aber jener, welche wenig oder nichts besitzen.

Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, haben sich Lotterien und Wucherer zur Aufgabe gemacht. Was daher an den endlosen Reihen von Plakaten zuerst in die Augen fällt, sind Ziffern und in großen Lettern das Wort G e l d!

Da gibt es Lotterien aller Staaten, aller Städte, Silber-Lotterien, Armen-Lotterien und Promessen, durch die man 100.000 oder 200.000 fl. gewinnen kann, ja sogar manche, bei denen man, wie ausdrücklich betont wird, gewinnen m u ß.

Auf manchen dieser Plakate ist eine schwebende wenig bekleidete weibliche Figur abgebildet, welche aus einem Füllhorne Goldstücke auf die unter ihr liegende Erde herabregnen läßt.

„Geld“ gegen billige Verzinsung, „Geld“ auf Rückzahlung in Raten, „Geld“ gegen Sicherstellung auf Pensionen, für Beamte und Militairs; „Geld“ gegen Verpfändung aller möglichen Gegenstände als Pretiosen ꝛc. von einer Pfandleihanstalt vorgestreckt, dies sind nächst den Ziffern die meist gelesenen Annoncen. Sie zeigen den Weg zu Geld zu gelangen, für den Fall als Fortuna sich nicht genügend beeilen sollte, die in sichere Aussicht gestellten Gewinnste flüßig zu machen.

Nachdem so für den nervus rerum gesorgt ist, können wir einen Blick auf die Freuden und Genüße werfen, die uns durch denselben

Digitized by Google

zugänglich gemacht werden und da nehmen, besonders im Carneval die Bälle den ersten Rang ein.

Da gibt es Maskenbälle, bei welchen nach Demaskirung die „fescheste Dame" mit einem Schönheitspreis bedacht wird; „gemüthliche Hausbälle" in irgend einer verrufenen Kneipe; „Bauernbälle", „Wäschermadelbälle", „Fiakerbälle" und sogar einen „Kellner-Eliteball". Die Annoncen des „Lumpenballes" zeichnen sich ganz besonders durch sehr talentvoll gezeichnete vielversprechende Darstellungen aus.

Dass neben diesen Balleinladungen sich Plakate finden, auf denen das lebensgroße Bild eines „Gigerls" zum Ankauf fertiger eleganter Herrenkleider auffordert, ist logisch, da der „Kellner-Eliteball" doch nicht ohne einige „frais de toilette" besucht werden kann; dass man aber durch Annoncen in unseren demokratischen Zeiten „von Herrschaften abgelegte Herrenkleider" empfiehlt und das Wort „Herrschaften" noch dazu mit besonders großen Lettern druckt, ist ein beschämender Beweis dafür, dass wir trotz aller Anstrengungen doch noch keine richtigen Demokraten sind.

Anerkennenswerth hingegen ist es, seinem Beruf einen gewissen poetischen Beigeschmack dadurch zu geben, dass man sich bei Ankündigungen der gebundenen Rede bedient. Goethe meint zwar, dass die Poesie um ihrer selbst willen da sein müße und keinen praktischen Zweck zu verfolgen habe, denn man merkt die Absicht und wird verstimmt. Aber ich finde, dass die folgenden Verse eher stimmen — und zwar zur Heiterkeit:

Mitten in der Kärnthnerstraßen,
Vis-à-vis vom „Wilden Mann"
Ist's, wo man bekanntermaßen
Elegant sich kleiden kann!

Theater- und Circus-Anzeigen, Plakate von Chantants, wo Chansonetten-Sängerinen, hypnotische Fakire, Seil-Velocipedisten und tätowirte Jungfrauen ein variirtes Programm der pikantesten Unterhaltung bieten, ziehen gewöhnlich durch den Reichthum ihrer Ausstattung den Blick auf sich; denn bei ihnen thut der Farbendruck sein bestes, um den Schaulustigen einen möglichst deutlichen Vorgeschmack der zu erwartenden Genüße zu geben.

An diese auf die Neugierde speculirenden Anschlagzettel reihen sich andere, welche die Eitelkeit zum archimedischen Punkt nehmen, um

Digitized by Google

ihre Hebel anzusetzen: die Anempfehlungen von Mitteln um eine runzelige Haut glatt, eine finnige rein, rothe oder weiße Haare schwarz oder braun zu machen; die Anzeigen von Zahnpasten, Schönheitswässern und von Mitteln um die Haare dort wachsen zu machen wo sie ausgefallen und ausfallen zu machen wo sie gewachsen sind, solche Plakate mit lächelnden Frauenköpfen geschmückt, die von der Wirksamkeit jener Mittel das deutlichste Zeugnis geben, sind häufig zu begegnen.

Neben allen diesen Schönheiten verletzt doppelt eine Annonce mit der Abbildung einer ins tausendfache vergrößerten Wanze, auf deren Rücken, ähnlich wie auf den Kopf eines gemeinschädlichen Verbrechers, ein Preis von 1000 Gulden gesetzt ist, und da die heutige Kunst, wie wir an E. Zola und an manchem Freilichtmaler sehen, mit Erfolg auch dem Scheußlichen Interesse zu geben vermag, so hat auch die Vertilgung der „Schwaben" einen Sänger gefunden, der das nützliche Insectenpulver mit folgendem Reime empfiehlt:

Schon fehr' ich ein Häufchen Schwabenkäfer,
Und alle sind todt nach so kurzem Manöver!
D'rum ist für Bäcker, Wirthe und jegliche Küch'
Zacherlin-Pulver schätzbar und unentbehrlich.

Über diesen Versen sehen wir die bildliche Darstellung des Vorgehens, welches der Dichter vielleicht in Hinblick auf die Gefühle der „Schwabenkäfer", und um sie nicht kopfscheu zu machen, ein „Manöver" nennt, während es in Wahrheit eine Schlacht ist: neben einem Herde kniet ein Dienstmädchen und bläst vermittelst eines Blasebalges das todtbringende Pulver über einen Haufen von Schwaben, jeder in der Größe eines mittleren Kaninchens und daneben steht ein Jüngling der mit Bewunderung die mörderische Wirkung beobachtet.

Vanitas Vanitatis! Geburt und Grab; dazwischen ein Augenblick, der dem Menschen gegeben ist, um auf der Erde um sich zu blicken. Zwei Plakate knüpfen an diese beiden Punkte, Anfang und Ende des Menschenlebens an. Das eine zeigt einen Storch, dem ein kleiner Cupido geheimnisvoll etwas in's Ohr flüstert, unter welcher sinnigen Darstellung das Wort „Kinderwäsche" zu lesen ist. Das andere stellt eine Dame in tiefer Trauer dar, welche sich weinend einem Monumente nähert, wobei sie sich die etwa haselnußgroßen Thränen mit ihrem Schnupftuche trocknet: „Trauerwaaren" ist die Inschrift dieses Bildes.

Digitized by Google

Der Zettelankleber, der mit seinem Karren voll von Plakaten, mit seiner Leiter, seinem Kleistertopf und großem Pinsel von einer Annoncentafel zur andern fährt, ist ein Bild Saturns, der seine eigenen Kinder verschlingt; über alles was sich ausgelebt hat, streicht er den Kleister der Vergessenheit und an dessen Stelle setzt er mit einem neuen Plakate neues Leben.

Babylon und Ninive sind untergegangen; ein paar Schutthaufen, einige mit Keilschrift bedeckte Backsteine sind als einzige Nachweise ihrer Cultur geblieben. Sollte unsere heutige Civilisation ein ähnliches Schicksal erfahren, so würde eine einzige mit Plakaten bedeckte, unter den Trümmern eines Culturcentrums aufgefundene Wand genügen, unsere ganze Culturgeschichte daraus zu reconstruiren.

4.

Städtische Fahrmittel, Landpartien, Touristen.

Von der seit der Hinausrückung der Gränzen unserer Stadt aufgelassenen Tabor-Linie bis zur Mariahilfer Linie war es vor sechzig Jahren gerade so weit als heute; aber außer den wenigen zweispännigen Fiakern gab es für die Bewohner Wiens, wenn man die Equipagenbesitzer ausnimmt, kein anderes Mittel die großen Distanzen welche die Stadt damals sowie heute bot, zurückzulegen, als die eigenen Füße. Wer denkt heute daran eine solche Strecke zu Fuß zurückzulegen? Damals war man gewohnt weit zu gehen. Nicht nur, dass niemand etwas besonderes daran fand von Erdberg nach Lichtenthal oder von der Hernalser Linie zur St. Marxer Linie zu gehen, sondern man machte weite Landparthien ganz zu Fuß, z. B. nach Weidling am Bach und zurück oder gar nach Greifenstein und nicht nur junge Leute, sondern auch ältere gingen bei solchen Ausflügen mit. Ob solche Überanstrengungen immer der Gesundheit zuträglich waren weiß ich nicht. Wer von jungen Leuten damals starb, starb so wie heute an der Schwindsucht oder der Tuberkulose.

Wer heute im Tramwaywaggon an einem Riemen hängt, nachdem er sich durch die zwölf oder fünfzehn Passagiere der rückwärtigen Plattform hindurchgedrängt hat, hin- und hergestoßen, gepresst, auf die Zehen getreten, in einer Atmosphäre die jener der Zwischendecke der einstigen Sclavenschiffe nur wenig nachgeben mag, der denkt für den Augenblick

Digitized by Google

wohl kaum daran, dass er an einer der großen Wohlthaten als Genießender theilnimmt, deren in der zweiten Hälfte des schwindenden Jahrhunderts mehrere der Menschheit zugewendet worden sind.

Es wird ihm dieses Drängen und Stoßen vielleicht so in die Nerven gehen, dass er sich nicht wird enthalten können die für das öffentliche Wohl der Bewohner Wiens sorgenden Behörden in den stärksten Ausdrücken der Vernachlässigung ihrer Pflicht anzuklagen, weil sie es bis jetzt noch nicht dahin gebracht die Direction des Tramway-Unternehmens zu humaneren Gesinnungen gegen das Publicum zu bekehren. Wie viele Enquêten, wie viele Admonitionen, wie viele von Philanthropen verfasste „Eingesendet" in den Zeitungen! Aber alles ist beim Alten geblieben. Ist auch ganz natürlich. Jeder fährt lieber gedrängt und an einem Riemen hängend, als dass er zurückbleibt und einen nächsten Wagen abwartet der wahrscheinlich eben so überfüllt sein wird. Nur eine Vermehrung des rollenden Materials und der Anzahl der Fahrten könnte da abhelfen, aber davor wird sich die Gesellschaft wohl hüten wenn sie auch ohne solche Opfer dieselben Einnahmen haben kann.

Eppur si muove! Der Tramway[1]) muß darum doch als eine Wohlthat betrachtet werden und man begreift nicht recht wie nach unserer Zeitrechnung sechstausend und so und so viele Jahre vergehen konnten, ohne dass die Menschheit auf dieses, wenn schon nicht das Leben verschönende, doch erleichternde Fortbewegungsmittel verfiel?

Aber nicht nur der Tramway fehlte bis vor einigen Decennien, sondern es gab auch keinen Einspänner und keinen Omnibus.

Nur Fiaker standen, wie gesagt, den Vermöglichen zu Diensten und zwar in sehr beschränkter Anzahl, und für die nächste Umgebung der Stadt gab es einige „Gesellschaftswägen" von einem „Fiaker-Verein" gegründet, welche die Physiognomie des heutigen Omnibus zeigten, aber im Vergleich mit jetzt und in Anbetracht des damaligen Werthes des Geldes sehr kostspielig waren.

Für Schönbrunn, Hietzing, Hütteldorf und Maria-Brunn war durch die nun längst verschollenen Zeiselwägen gesorgt; ein billiges Fuhrwerk, aber von der allerprimitivsten Art, bei dem das ein- und

[1]) Wie kann man so ungebildet sein zu sagen die Tramway? Das englische Wort „way" heißt zu deutsch Weg!

Digitized by Google

aussteigen nur für solche möglich war welche einige Kenntnisse in der höheren Akrobatik besaßen.

Dies alles klingt heute fast wie eine Mythe und in der That hat sich das Fahrwesen merkwürdig entwickelt, nachdem einmal in die Fürsorge der für die öffentliche Ordnung in den Straßen besorgten Gemeinde und Regierung eine Bresche gerissen war; denn es war, glaube ich, diese zu weit gehende Fürsorge welche bis dahin der Einführung populairer Fahrmittel abgeneigt war, und wohl auch der Mangel an Unternehmungsgeist jener, welche zu solchen Unternehmungen das nöthige Geld und die nöthigen in andern großen Städten gesammelten Erfahrungen hätten mitbringen können.

Man weiß wie prächtig der Adel im vorigen Jahrhunderte zu fahren pflegte; vergoldete mit Schnitzwerk verzierte, ja mit figuralischen Darstellungen bemalte Carossen, deren Kutschkasten an Riemen in colossalen schneckenförmigen Federn schwebend hing, bespannt mit vier und mehr Pferden, deren Geschirr reich mit Gold und Quasten geschmückt war, dies war in der Residenz bis Mitte jenes Jahrhunderts die übliche Art zu fahren.

Die noch bestehenden herrschaftlichen Galawägen für Auffahrten und feierliche Gelegenheiten geben uns noch heute einen obwohl etwas abgeschwächten Begriff jener Herrlichkeit, und wenn sie den modernen eleganten Equipagen gegenüber eine Art von Maskerade sind, so waren jene Carossen wie gesagt die einzig gebräuchlichen der Sitte und der Position eines großen Herrn entsprechenden Fortbewegungsmittel.

Constructiv sind die modernen Wägen auch ganz anders als die alten, und diese Umwandlung fiel in das erste Drittel unseres Jahrhunderts, ja sogar später; denn ich habe noch welche gesehen die, noch immer im Gebrauch, die Form des letzten Jahrhunderts zeigten und von den Leuten verlacht wurden, weil sie so „altväterlich" aussahen, obgleich es auch zur Zeit dieser Lacher keinen Fiaker gab, dessen Kasten nicht in spiralförmigen Federn hing.

Bei Equipagen stand bis in die vierziger Jahre der Bediente auf dem Brett hinter dem Kutschkasten, wovon ihm der Name „Brettelhupfer" geblieben ist; heute sitzt er neben dem Kutscher auf dem Kutschbock. Vor den herrschaftlichen Prachtwägen konnte man die „Läufer" einherlaufen sehen, und obwohl dies zu meiner Zeit nicht

Digitized by Google

mehr im allgemeinen Gebrauch war habe ich doch noch solche Auffahrten gesehen.

In meinen Erinnerungen an den einstigen Prater werde ich auf diese Läufer zurückkommen.

Der Wiener Fiaker genoß schon damals sein wohlverdientes Renommé, obwohl die Wägen weit schwerer waren und die Benennung „fesch" nicht darauf passen mochte, auch der Ausdruck „Jucker" war nicht bekannt. Der damalige Fiaker würde uns heute einen etwas provinzialen Eindruck machen; denn von einem glänzenden Cylinderhut, goldenen Uhrketten mit Georgsthalern oder auch nur von einem gut gemachten Rock war damals bei ihm keine Rede. Der „Gehrock" war kein sehr passendes Kleidungsstück zum kutschiren und es gab kein anderes, daher der Fiaker so lang es ging, den drapefarbenen Mantel mit vielen übereinander liegenden Krägen mit Vorliebe trug.

Endlich Ende der vierziger Jahre wurde das Bedürfnis nach billigeren Fahrmitteln fühlbar, ja vielleicht war es sogar erst nach 1848, daß das politische Erwachen auch eine Bewegung auf diesem Gebiete nach sich zog, kurz es wurde eine Concession für Einspänner als öffentliches Fuhrwerk ertheilt. Schon daß diese Concession ertheilt wurde läßt mich vermuthen, daß die Neuerung n a c h 1848 eingeführt worden sein mag, denn es war ja unerhört![1]) Vermehrung der öffentlichen Miethwägen und nur mit einem Pferde! Übrigens sonderbar genug waren diese Wägen. Ihr Erfinder für Österreich hatte seine Inspiration offenbar aus England mitgebracht; denn dort als dem Lande der Freiheit existirten seit langer Zeit viele Formen von Wägen welche nur die uncontrolirteste Phantasie schaffen konnte. Dieser neu eingeführte Einspänner hieß „Cab" und mit seinem ganzen Namen Hansom-Cab. Er war zweirädrig (das auch noch!) und der Lenker saß hinter der den Fahrgast schützenden Capote und lenkte das Pferd über dessen Kopf hinüber, wozu er nothwendiger Weise hoch sitzen mußte. Daß dieser Wagen stark cahotiren mußte ist begreiflich, er ging gleichsam in Sprüngen.

Für das biedere Wiener Publicum war dieses Vehikel nicht, und noch weniger der Box-Cab welcher bald danach auftauchte und der

[1]) Ganz richtig; es war in den ersten fünfziger Jahren der Jur. Dr. Franz Gutherz, ni fallor, der den glücklichen Einfall hatte und sich um die Concession bewarb. Anm. d. Herausg.

Digitized by Google

ungefähr wie ein auf zwei Räder gestelltes Schilderhaus aussah, in welchem der Fahrgast nach rückwärts saß, während der Kutscher obenauf hockte. Das ging nun schon gar nicht.

Nach diesen Abnormitäten, welche das Publicum indessen doch ein wenig erzogen hatten, den einen Theil mit nur einem Pferd, den andern überhaupt zu fahren, kam endlich der richtige Mann zur rechten Zeit und erfand, immer für Wien gesprochen, den „Comfortable"; denn auch diese Wagengattung existirte anderwärts schon seit längerer Zeit. Dieser Wagen ist uns geblieben, nur waren im Anfang die Kutscher uniformirt: blauer Rock mit rothem Kragen und Cylinderhut; aber leider ist dieser Gebrauch, der vielleicht eine Garantie, wenn auch eine sehr schwache für anständige Kleidung gewesen wäre, sehr bald wieder abgekommen.

Ich habe schon der Gesellschaftswägen gedacht und des Umstandes erwähnt, dass ihre Preise hoch waren. Sie verkehrten nach Hietzing, St. Veit, Hütteldorf ꝛc. für welche Orte wie gesagt auch die Zeiselwägen dienen konnten, ferner nach Dornbach, Grinzing, Sievring und andern Orten, und eine solche Fahrt kostete 20 Kreuzer Conventions-Münze = 35 Kreuzer Ö. W. Dafür konnte man um einen „Zwanziger" damals recht gut zu Mittag essen, was heute unter einem Gulden kaum möglich ist.

Es wurde daher aus diesem Grunde bei Landparthien von der unteren Mittelclasse, dem Handwerksstande und dem „gebildeten Proletariat", wie man heute sagen würde, nur ein sehr beschränkter Gebrauch von diesen Wägen gemacht, z. B. bei einfallendem schlechten Wetter, wenn man auf zwei bis drei Wegstunden von der Stadt entfernt durch Regen überrascht wurde. Da gab es dann natürlich einen großen Andrang, für den die wenigen Wägen, vielleicht fünfzig für die ganze Umgebung Wiens, natürlich nicht ausreichten. Da mußte dann der weite Weg unter den erschwerendsten Umständen zu Fuß zurückgelegt werden. Das war bitter, aber der damalige gute Humor half auch darüber hinweg.

Mit diesen Zuständen mag der Statistiker die Zahl der von der Süd- oder West- und Franz-Josephs-Bahn an den Pfingstfeiertagen ausgegebenen Fahrkarten vergleichen.

Sorgten die „Gesellschaftswägen" obwohl nur in sehr dürftiger Weise für Sonntagsausflügler und Sommerparteien, so fiel den Land-

Digitized by Google

stellwägen oder Landkutschern die Aufgabe zu, jene Reisenden, denen die Benützung der Post zu theuer war, nach den Provinzen zu befördern.

Diese Wägen waren sehr lang, mit einem Dach oder nur mit einer Plache versehen und die Passagiere waren durch ringsherum angebrachte Leinwandvorhänge gegen Regen und Sonne geschützt. Die Sitze waren an Riemen eingehängt und eng aneinander gerückt, so dass man Mühe hatte die Füße unterzubringen. Das Gepäck ward auf dem Dache aufgethürmt oder sonstwie untergebracht, Kinder aus Billigkeitsgründen von den Müttern auf dem Schooß gehalten und dies während eines ganzen, ja während mehrerer Tage. Da gab es dann Vorkommnisse der intimsten Art, auch ward diesen jugendlichen Fahrgästen die Eingepferchtheit bald zu lang, worüber sie ihren Unwillen in der nachhaltigsten Weise Luft machten, bis sie durch den Zuspruch der Mutter besänftigt oder durch das Aufsetzen eines Damenhutes von Seite eines spassigen Herrn, von welcher Species der Stellwagen gewöhnlich ein Exemplar mit sich führte, zum lachen gebracht wurden. Und so ging es fort auf der staubigen oder kothigen Straße, fort durch die langgestreckten Dörfer, fort durch die endlosen Pappelalleen.

Bei jedem Wirthshause ward angehalten, tranken die Herren ein „Seitel", wurden neue Passagiere in den Wagen gezwängt, der schon bei Beginn der Fahrt zu eng schien.

Seitdem Peter Breughel und Wouwermans, welche gern solche Fuhrwerke malten, ihre Bilder geschaffen, hatten sich dieselben nur wenig verändert und nur die Räuberüberfälle, welche sie so gern darstellten, fehlten in jenen humanen und von dem weitreichenden Arm der Obrigkeit geschützten Zeiten, von denen ich erzähle.

Diese nun längst verschwundenen Landstellwägen hatten ihre Standplätze in den großen Einkehrwirthshäusern der Tabor- und Mariahilfer, der Land- und Matzleinsdorfer-Straße, von denen heute noch manche obwohl unter anderer Form bestehen: beim „Schwarzen Adler", beim „Rothen Ochsen", beim „Rothen Hahn", bei der „Blauen Kugel" und anderen; denn die genannten Straßen entsprechen den Hauptrichtungen nach Nord und West, Ost und Süd.

Die damalige Art zu reisen mag ihren Reiz gehabt haben, man machte Bekanntschaften, man lernte Land und Leute kennen, man war gegen Mitreisende nicht so zugeknöpft wie heute; aber mit dem eben beschriebenen Stellwagen mag dieser Reiz doch nur ein sehr mäßiger gewesen sein.

Digitized by Google

Das Fahren hatte auch seine Gesangs-Literatur. Von dem uralten:

I hab' halt mei' Freud' auf der Straßen,
Es gibt ja ka lustig'res Leb'n;
Und wann's mi nöt füri fahr'n lassen
So kann's glei a Kopfarbet geb'n!

bis herab zu dem bekannten „Fiakerlied" unserer Tage, welches mit seiner elegischen Endstrophe die künstlerisch überlegte „Mache" verräth, wird das Fahren besungen, während über die Eisenbahn meines Wissens nur ein Lied gesungen wurde: „Der Krawat auf der Eisenbahn", der Hut und Bünkel verliert und über diese damals neue Einführung sich sehr abfällig ausspricht.

Der heutige Omnibus für den Stadtverkehr dürfte aus den fünfziger Jahren datiren, obwohl er in andern Großstädten ebenfalls längst existirte; denn ich weiß mich aus meiner frühesten Kindheit auf einen Holzschnitt einer illustrirten Zeitschrift des „Pfennigmagazins" zu erinnern, welcher Zeugnis dafür gibt, dass schon damals dieses nützliche Locomotionsmittel in London in Gebrauch war. Das Bild stellte eine Ansicht der Southwark-Brücke dar und zeigte, unter andern nach dem damaligen Gebrauch der Vedutenzeichner im Galopp dahinrasenden Wägen, auch einen von besonderer Form, auf dessen Imperial Passagiere saßen, während rückwärts auf einem Trittbrett ein Mann stand, der ein langes Horn blies. An der Seitenwand des Wagens war in großen Lettern das mir damals unverständliche Wort „Omnibus" zu lesen.

Dies war in den dreißiger Jahren, und wer weiß wie lang das Omnibuswesen damals in London schon bestand.

Natürlich wurde das Erscheinen des Omnibus vom Wiener Publicum mit Freude begrüßt, denn er half wirklich einem dringenden Bedürfnisse ab. Aber die Zeit seiner Herrschaft dauerte nicht lang. Auch ihm konnte man das auf österreichische Verhältnisse so oft ob mit Recht oder Unrecht angewendete Wort: „zu spät" zurufen; denn ein Jahrzehnt danach[1]) wurden bereits die ersten Tracen der Tramwaylinien gezogen, von welchem Zeitpunkte an das Omnibuswesen sich natürlich nicht weiter ausgestalten konnte.

In den Wartesälen der dritten Classe unserer Eisenbahnen sieht man heutzutage oft eine Classe von Reisenden, welche mitunter sogar

[1]) Wohl doch etwas länger? Anm. d. Herausg.

Digitized by Google

in „geschlossener“ Gesellschaft ihre Reise antreten und nach ihrer gelangweilten Miene und nach der Gendarmerie-Begleitung, welche ihnen beigegeben ist, zu urtheilen, ist es keine Vergnügungsreise, auf welche sie sich begeben. Es sind Verbrecher, welche in eine Strafanstalt überführt oder Schüblinge, welche einfach unter Escorte in ihre Heimat geschickt, „abgeschoben“ werden. Beide Sorten dieser interessanten Mitbürger werden in vergitterten Zellenwägen nach dem Bahnhofe gebracht, denn selbst die Sträflinge gehen heute nicht mehr zu Fuß.

In welcher Weise man einst Verbrecher in entfernte Strafanstalten brachte, weiß ich nicht; aber der sogenannte „Schub“ ward mittelst eines der obenbeschriebenen und vielleicht für solchen Zweck gemietheten Landstellwagens bewerkstelligt, und dieser Wagen ermangelte nie die Aufmerksamkeit jener, an denen er vorüberfuhr in hohem Maße zu beschäftigen und ihr Interesse wachzurufen.

Die Insassen bestanden aus einigen Polizisten, wenigen Männern und vielen Angehörigen des weiblichen Geschlechtes. Vielleicht dass die damaligen Vagabunden wenigere waren oder dass sie sich mit so leichten Vergehen, wie es die sind die blos den „Schub“ zur Folge haben, nicht abgaben, darüber vermag ich keinen Aufschluß zu geben; aber das Abschieben so vieler „Frauenzimmer“ war jedenfalls ein sprechendes Zeugnis für die strenge Handhabung der Sittenpolizei. Ein Umstand, welcher auf die Bildungslosigkeit jener Zeiten ein grelles Licht wirft war der, dass alle diese weiblichen Reisenden sich schämten und um den Blicken der Neugierigen sich zu entziehen ihre Schnupftücher über das Gesicht deckten, so lang sie noch die belebten Straßen der Stadt durchfuhren. Die neueren Doctrinen über die bis an die äußersten Gränzen durchzuführende Emancipation der Frauen lagen eben damals noch in ferner Zukunft!

Da ich von den Veränderungen spreche, welche sich seitdem ich denke auf dem Gebiete der Fortbewegungsmittel vollzogen haben, so darf ich auch eines solchen nicht vergessen, welches im vorigen Jahrhunderte sehr gebräuchlich war und dessen letzte Überbleibsel ich noch erlebt habe, nämlich die Tragiessel oder Portechaisen.

Zur Zeit meiner Kindheit begegnete man sie in den Gassen der innern Stadt noch ziemlich häufig; heute scheinen sie nicht mehr zu existiren, oder sollten sie doch noch in irgend einem verborgenen Winkel

Digitized by Google

ein zurückgezogenes Dasein führen und nur auf besonderes Verlangen sich mobilisiren?

Die Wiener Tragiessel hatten ihre mit Glasfenstern versehenen Portièren an den Seiten und nicht den Deckel zum Aufklappen wie die englischen. Grünseidene Vorhänge entzogen die alten Damen, welche sich der Tragiessel bedienten, den Blicken der Neugierigen. Die beiden Träger waren in zinnoberrothe sogenannte Kaputröcke gekleidet, ein schwarzer Filzcylinder bedeckte ihr Haupt und in diesem ungewöhnlichen Costüme schwankten sie unter ihrer Last dahin. Ihr Standort war in der Dorotheergasse beim Versatzamt, und wenn dort die Tragiessel allenfalls verlassen standen, so fand man die Träger in einem nahen Wirthshause, so dass sie zuweilen schon schwanken mochten, noch bevor sie ihre Last aufgenommen. Wenn ich sie begegnete fielen mir immer die Worte Lady Annes ein, die Shakespeare dieser trostlosen Gattin des durch Richard III. erschlagenen Prinzen von Wales in den Mund legt, als sie den Trägern der Leiche gebietet: „Set down, set down your honourable load".

Vor langer, langer Zeit gab es ein Spielzeug, welches recht artig war und einen Beigeschmack von Wissenschaft hatte, denn seine Wirkungen wurden auf optischem Wege erzielt. Es waren dies die sogenannten „stroposkopischen" Scheiben, ein griechischer Name, über dessen Etymologie ich keinen Aufschluß zu geben vermag, was nichts zur Sache thut.

Es waren dies Scheiben aus Pappendeckel, die man durch eine rasche Handbewegung um einen an einer Handhabe befestigten Stift in drehende Bewegung versetzte. Auf der Scheibe waren rings um die Peripherie mit bunten Farben bemalte Figuren zu sehen, z. B. ein Postillon zu Pferde, der in den progressiven Bewegungen des Trabreitens so und so vielmal abgebildet war. Ebenso waren an dem äußersten Rande der Scheibe viereckige Löcher in gewissen Intervallen angebracht. Stellte man sich nun mit dieser Scheibe in der Hand vor einen Spiegel, so dass die bemalte Seite derselben in diesem sich zeigte, machte man die Scheibe sich rasch drehen und blickte man durch die Löcher (die durch die Drehung ineinander flossen) nach dem Spiegel, so sah man in demselben eine Reihe von Postillons, die im raschen Trabe einander nachzureiten schienen; die Füße der Pferde bewegten

Digitized by Google

sich sehr zierlich und der Postillon zeigte das Tempo, welches in den Zeiten, als das „englisch“ reiten noch nicht nach dem Continent gedrungen, üblich, ja bei der Cavallerie vorgeschrieben war und welches man mit dem Namen „Pfefferstoßen“ zu bezeichnen pflegte.

Mannigfaltig waren die auf den Scheiben dargestellten Figuren: ineinander greifende Zahnräder, gestreifte Ballons die sich drehten, Mägde die Wasser pumpten ꝛc.

Aber eine Darstellung gab es dabei, die damals nicht weiter beachtet wurde, die aber heute als ein werthvoller culturhistorischer Nachweis betrachtet werden muß. Es waren dies sogenannte „Schnellläufer“ und das Mittel, dessen sie sich bei ihrer Fahrt bedienten, war eine zweiräderige Maschine auf der sie rittlings saßen und die sie mit einem Fuße fortstießen. Also der Grundtypus des Velocipeds, nur ohne den Mechanismus, der heute das Fortstoßen mit dem Fuße entbehrlich macht. Diese Schnelllaufmaschine verschwand wieder als ein unnützes Spielzeug, das man bald satt hatte, und fünfzig weitere Jahre mußten vergehen, bis das eigentliche heutige Velociped construirt werden konnte! Wie nahe war man schon dieser Erfindung, aber man ging an ihr vorbei.

Heute spielt das Velociped eine hervorragende Rolle in der Reihe der Fortbewegungsmittel, es ist das letzte und zugleich das demokratischeste, gegen welches der Tramway als eine aristokratische Einrichtung erscheint, deren Betrieb noch immer auf Sclaverei begründet ist: Pferde müßen dazu ihrer Freiheit beraubt werden, Kutscher und Conducteurs müßen in die Livrée der Knechtschaft gesteckt werden, was alles beim Velociped wegfällt. Frei muß der Erdenbürger sein und nur der eigenen Kraft soll er vertrauen!

Oft beneide ich sie, diese flinken Jungen, wenn sie so lautlos und so schnell dahingleiten, in wenigen Stunden unglaubliche Entfernungen durchmessend! Ein neuer Zweig des Touristenwesens ist dadurch zum blühen gebracht, gewissermaßen die Cavallerie der Touristenarmee, auf die Ebene und die Straße angewiesen, während das Fußvolk nach den Höhen strebt.

Und sogar Amazonen gibt es in dieser Armee! Mir, der ich einer vergangenen Zeit angehöre, erscheint diese tretende Bewegung, besonders wenn die Motoren derselben nach männlicher Art sichtbar sind, nicht

Digitized by Google

als der Inbegriff weiblicher Grazie und Verschämtheit — aber darüber läßt sich streiten.

Fin de siècle! Warum sollen Äußerlichkeiten nicht wechseln, da doch die Essenz, die Tugend stets dieselbe bleibt?

Noch habe ich einer Art von Fuhrwerk zu gedenken, welches zur Zeit meiner Kindheit und Jugend unbekannt war und zwar des demüthigsten von allen, des Hundefuhrwerkes.

In jener Zeit hätte man wohl ebenso gut daran gedacht, einen Papagei in einen Karren einzuspannen als einen Hund, so weit war man von dieser Idee entfernt. Wohl hatte ich in einem Bilderbuche für die Jugend einen Eskimo-Schlitten abgebildet gesehen, der von acht oder zehn Hunden gezogen lustig durch den Schnee dahinflog; aber das waren eben Eskimos, die dieses sonderbare Gespann kutschirten, im fernen Norden, wie ein rothgemaltes Nordlicht es deutlich anzeigte. Wie sollte Einem der Gedanke kommen, dass es je einem in gemäßigten Breitegraden lebenden Greißler einfallen würde, anstatt mit der „Butte" auf dem Rücken den Markt zu besuchen, dies mit einem „Wagerl" zu thun und vor dasselbe einen Hund zu spannen? Aber das unglaubliche geschah; bald fand dieser kecke Neuerer Nachahmer, und heute ist das Hundefuhrwerk einer der familiärsten Züge unseres Straßenlebens, ja es ist so weit entwickelt, dass es durch gesetzliche Vorschriften über erlaubte und nicht erlaubte Verwendung der Hunde sogar seine behördliche Sanction erhalten hat.

„Wer nicht arbeiten will der soll auch nicht essen", sagt der heilige Paulus in einem seiner Briefe, und es ist in der That kein Grund vorhanden dieses Precept, welches verdienen würde in der Menschenwelt eine genauere Berücksichtigung zu finden als es bisher der Fall war, auch auf den getreuen Freund und Begleiter des Menschen auszudehnen, der doch, die Treue ausgenommen, so viele Eigenschaften nur von ihm überkommen zu haben scheint? Denn, dass der Umgang mit dem Menschen auf den Hund entwickelnd eingreift, wird doch niemand bestreiten wollen?

Man beobachte den Zughund in seinen Functionen um dies klar bestätigt zu finden: auf einen Pfiff seines Herrn verläßt er sein Spiel oder seine sonstigen Angelegenheiten und stellt sich sogleich an die Deichsel des Karrens dem er vorgespannt werden soll; sein Herr legt

Digitized by Google

ihm das Geschirre mit dem „Kummet“ an, welches „Türkl“ nicht als Zeichen der Knechtschaft, sondern als eine Auszeichnung zu betrachten scheint, denn er wedelt während der ganzen Verrichtung sanft mit dem Schweife.

Nun spannt sich der Herr selbst an Türkl's Seite. Ein freudiges ungeduldiges Bellen, einige Versuche trotz des hindernden Geschirres an seinen Herrn emporzuspringen, eine oder zwei Lançaden, und der Karren setzt sich in Bewegung. Er ist für den Augenblick nicht schwer zu ziehen, Türkl trollt lustig fort, stets zu seinem Herrn aufblickend ob dieser auch mit seiner Arbeit zufrieden ist, immer nach den ihm vorfahrenden Wägen schauend und ihnen seine Entrüstung über solche Keckheit durch fortwährendes Bellen zu erkennen gebend.

Bei Begegnung eines Kameraden, mit dem er außer den Amtsstunden gewiss einige freundliche Worte des Schweifes ausgetauscht haben würde, zeigt er sich streng und abweisend, ja er zerrt seitwärts und muß von seinem Herrn abgehalten werden, sich nicht auf den für den Augenblick zum Gegner gewordenen Freund zu stürzen! Sind nicht auch viele Beamte ganz anders in ihrem Benehmen während der Bureaustunden als im Privatleben?

Bald ist der Markt erreicht. Für Türkl wird eine alte Wolldecke aufgebreitet, auf die er sich sogleich niederlegt. Sein Herr holt Wasser in einer Blechschale, der Hund erhebt sich, trinkt, läßt seine Zunge über die Nase gleiten und legt sich aufs neue auf die Decke, während der Greißler mit Butte und Körben in dem Gewühle der Käufer und Verkäufer verschwindet.

Wer glaubte dass Türkl nun schläft würde in einen großen Irrthum verfallen; an der Bewegung der zwei schwarzen Flecken welche seine Augenbrauen bilden ist zu merken, dass er wachsam, bald nach rechts bald nach links blickt, je nachdem von der einen oder der andern Seite dem ihm anvertrauten Gefährte, in welchem sich eine zweite Butte, ein Korb und einige Stricke befinden, eine Gefahr zu drohen scheint. Ich würde niemanden rathen dem Wagen nahe zu gehen oder gar ihn zu berühren.

Nun aber wird Türkl unruhig, sein Herr scheint ihm bedenklich lange auszubleiben. Wie wenn er gar nicht mehr zurück käme? Türkl verlängert seinen Hals, blickt in angstvoller Erwartung in das Marktgetriebe. So mag Christoph Columbus an dem Tage an dem er Amerika entdecken sollte, über die dunkle Flut nach Westen geblickt haben.

Digitized by Google

Endlich erscheint das rubicunde Gesicht, der borstige Schnurrbart und die blaue Schürze, die Türkl so gut kennt. Demonstrationen großer Freude, Händelecken und als Entgegnung einige wohlthuende Liebkosungen von Seite des Gebieters. Nach abermaliger Abwesenheit desselben, nach sorgfäliger Verpackung der gekauften Waaren wird der Heimweg angetreten. Das ist aber jetzt, wie die Franzosen sagen, „ein anders Paar von Ärmeln!" Der Wagen ist schwer und Türkl muß seine ganze Kraft einsetzen um ihn weiter zu bringen, denn der Gebieter, das merkt der Hund wohl, zieht nicht mit besonderem Eifer. Aber gerade dies verdoppelt den Eifer Türkl's. Jetzt oder nie ist der Augenblick die Zufriedenheit des Meisters, ein freundliches Tätscheln seiner dicken Hand, zu verdienen. Zieh an! Und er zieht mit der Schnauze fast am Boden, mit lang heraushängender Zunge, von der Tropfen zur Erde fallen.

Endlich ist man daheim angelangt; da ist das wohlbekannte Auslagefenster in welchem nur die Würste einiges Interesse für Türkl haben, denn von ihnen wird ihm zuweilen der Anschnitt überlassen, ein leckerer Bissen bei dem auch der daran befindliche Bindfaden nicht verschmäht wird.

Der treue Helfer und Gefährte wird nun ausgespannt und geht, nachdem er sich geschüttelt, an eine Revision der verschiedenen Ecken und Winkel des Hauses.

Aber nicht alle Gebieter verdienen die Liebe des Hundes in dem Maße wie der Herr Türkl's. Da gibt es welche, die dem Hunde zu viel zumuthen, die das arme Thier welches die Last nicht weiter bringt mit Schlägen antreiben, die den vor Frost Zitternden auf dem kalten Straßenpflaster ohne Unterlage oder deckender Hülle liegen lassen, die ihn vor der Branntweinschänke im Schnee warten lassen, wo er bald wieder aufgegebene Versuche macht sich wenigstens niederzusetzen. Dennoch bezeigt der Hund Freude wenn er seinen Herrn wieder erblickt, der für ihn der Inbegriff aller Autorität ist, und hingebend theilt er mit dem Bettler in Lumpen — der sich mit ihm vor den Wagen spannt, um die Ausbeute an Hadern und Knochen, das Resultat der Tagesarbeit, nach jener Spelunke zu führen die der Knochensammler sein Daheim nennt — die Mühen dieses elenden Gewerbes.

Ja, auch unter den Hunden gibt es gewaltige Classenunterschiede! Man denke an den verhätschelten Seidenpintsch mit seiner Rosaband-

Digitized by Google

masche um den Hals und an seinem Schöpfchen, an die zitternde Levorette deren magerer Körper durch eine mit Krone und Initialen geschmückten Decke vor Kälte geschützt ist, an den drolligen Pudel der sein Brod durch Späße verdient. Zeigen diese Typen nicht eine ganze Stufenleiter gesellschaftlicher Positionen?

* * *

Sogenannte „Landparthien" zu machen ist, man kann sagen, eine Erfindung unseres Jahrhunderts. Die Zopfzeit machte sentimentale betrachtende Spaziergänge in der Nähe der Städte, um die „Fluren grünen zu sehen" oder den sanften Wellengang des sich „goldig färbenden Getreides" zu inspiciren. Hügel Berge und Wälder wurden im Ganzen gemieden und das bebaute flache Land betrachtete man als eine „feine lustige Gegend".

Wer Geschäfte zu verrichten hatte ging natürlich „über Land" wie man das damals nannte; doch über Land zu gehen ohne dort etwas zu thun zu haben, fiel den damaligen Städtebewohnern eben so wenig ein als einem heutigen Bewohner Syriens oder Egyptens.

Wie dieser Wandertrieb den Städtern plötzlich in die Glieder fuhr ist, glaube ich, nicht leicht nachzuweisen, denn wenn er durch die Wallfahrten geweckt worden wäre, so hätte das eben auch schon früher geschehen können. Wallfahrten wurden nämlich fleißig gemacht und wenn man so singend und betend die nächste Umgebung der Stadt durchzog, so mochte sich wohl Manchem, der für Naturschönheit ein Auge hatte, die Idee aufdrängen, dass man sie auch ohne Wallfahrt aufsuchen könne.

Sicher ist, dass gewisse Vergnügungsorte wie „Krapfenwaldl" oder die Brühl, obwohl sie entlegener ist, bereits mit dem Anfange des Jahrhunderts von Ausflüglern besucht wurden und eben so sicher ist, dass es schon in den dreißiger Jahren Bücher gab, welche zum Besuche der Umgebungen Wiens aufforderten, indem sie die lohnendsten Ausflüge und die interessanten Punkte beschrieben. In einem solchen „Führer in die Umgebungen Wiens", welches einen Literaten Namens Weidmann zum Autor hatte, fing die Beschreibung des Ausfluges nach dem Kahlenberge mit folgenden bemerkenswerthen Worten an: „An einem schönen Sommermorgen verlassen wir die Residenz; *lustwandelnd* erreichen wir *Grinzing*".

Digitized by Google

Nun frage ich was heute der letzte Proletarier dazu sagen würde, wenn man ihm vorschlüge bis nach Grinzing zu luſtwandeln?

Wien war eben damals wie ich schon bemerkte gut zu Fuß, und so zog denn eine Elite von Excurſioniſten jeden Sonntag faſt eben ſo weit hinaus als man heute mittelſt Tramway, Omnibus oder Eiſenbahn für eine Tagesparthie zu fahren pflegt, und damit noch nicht befriedigt, wurden an dem gewählten Ruhepunkte noch Bewegungsſpiele inſcenirt, bei denen man herumlief, über Gräben ſprang oder ſonſt Dinge trieb die ſich heute niemand nach einer ſo langen „Luſtwandlung“ einfallen laſſen würde.

Belohnt wurden die Mühen eines ſo weiten Weges durch die Schönheit der Wälder von denen, da ſie nach und nach überſtändig geworden waren, viele verſchwanden oder durch jüngere unterdeſſen herangewachſene erſetzt ſind, und durch den freien primitiven Charakter der Gegend, denn da es noch keine „Verſchönerungs-Vereine“ gab, ſo war noch alles wie es der liebe Gott hatte wachſen laſſen und was Menſchenhand geſchaffen wie es die Vorwelt zurückgelaſſen hatte. So hatte z. B. Kloſterneuburg ſeine alten höchſt maleriſchen Stadtmauern mit Thürmen, Erkern und alten Thoren, und vom Leopoldsberge war das liebe Städtchen anzuſchauen wie ein Juwel in einem Schmuckkäſtchen. Am Kahlenberge gab es keine eleganten Reſtaurants, ſondern nur ein ganz beſcheidenes Wirthshaus; dafür war, für Freunde von gruſeligen Dingen, die in der Kirche befindliche Gruft zugänglich, wo eine Anzahl zu Mumien eingetrockneter Karthäuſer zu ſehen war. In Grinzing, Heiligenſtadt, Sievring, Neuſtift u. ſ. w. gab es keine Villen ſondern nur ganz ſchlichte Häuſer, hie und da mit einem ſogenannten „Salettl“ im Garten, und mit ſolchen einfachen Wohnungen wuſsten ſich die wenigen Sommerpartheien zu begnügen. Anſtatt der Zahnradbahn bedienten ſich bemitteltere und mit der Reitkunſt vertraute Perſonen der Pferde, welche in Grinzing für den Beſuch der umliegenden Berge bereit gehalten wurden. Dies hat ſich alles, ſeit dem die Zahnradbahn exiſtirt, gründlich verändert. Daſs aber auch die Schöpfungen der Neuzeit nicht unvergänglich ſind, davon gibt ein breiter Streifen entwaldeten Bodens Zeugnis der vom Leopoldsberge zur Donau herabzieht. Dort beſtand die Drahtſeilbahn und der Trümmerhaufen von dem dieſer Streifen ausgeht, war im Jahre des „wirthſchaftlichen Aufſchwunges“ 1873 ein Bahnhof.

Digitized by Google

Wenn in jener Zeit, in der die Fahrmittel noch so wenig entwickelt waren, bei Tageslandparthien Strecken zu Fuß zurückgelegt wurden die man heute kaum den Soldaten bei forcirten Manövermärschen zumuthet, so überschritt man hingegen nur selten die Distanzen, die sich an einem Tage hin und zurück abgehen ließen. Was darüber hinausging, gehörte schon zu dem Begriff „Reise“ und gereist wurde im Vergleich zu heute verschwindend wenig.

Was aber damals schon eine Reise war die mehrere Tage in Anspruch nahm, das ist heute zum eintägigen Ausflug geworden. Diese Leichtigkeit, verhältnismäßig entferntere Gegenden mit geringem Aufwand an Zeit und Geld erreichen zu können, hat das heute, man möchte fast sagen, bis ins krankhafte entwickelte Touristenwesen ins Leben gerufen, welches für unsere Zeit so charakteristisch ist.

Wie wir gesehen, war der Drang nach dem Verkehr mit Gottes freier Natur schon zur Zeit meiner Jugend ein fühlbarer, aber die Stadt selbst war noch nicht die compacte, ohne Unterbrechung sich ausdehnende Häusermasse die, trotzdem sie imposant und von vielen architektonischen Schönheiten geschmückt ist, in ihrer steinernen Geordnetheit diesen Drang um so lebhafter empfinden läßt. Gleich außer den jetzt aufgelassenen Linien fing das Land an, wie ich schon erzählt habe und selbst innerhalb der Linienwälle gab es Grundflächen auf denen Feldbau getrieben wurde oder die man als magere Wiesen, als Viehweide benützte. Diese erholende Zone ward immer weiter hinausgerückt, während gleichzeitig durch die Bahnen die Möglichkeit geboten wurde, das in größerer Entfernung wieder zu gewinnen, was man in der Nähe verlor. Alles stürzt daher jetzt nach den Bahnhöfen, sobald Sonntag oder Feiertag die Arbeit, die tägliche Routine unterbrechen und den armen weißen Sclaven die wir sind die Möglichkeit geben Luft zu schöpfen, das Auge auszuruhen sich zu ergehen und durch ein paar Stunden so zu leben, wie es ihm vom Schöpfer eigentlich bestimmt gewesen wäre.

Ist für diesen Zweck das Hochgebirge mit seinen Wundern zu erreichen um so besser, und es ist zu erreichen, denn der Schneeberg und seine Nachbarn bieten dem Besucher wirklich viele der Reize, welche nur in den eigentlichen Alpenregionen gefunden werden und nach ihm und seiner Umgebung richten sich daher auch die Schritte des Touristen, welcher nur für kurze Zeit die Stadt verlassen kann.

Digitized by Google

In der Touristenjoppe aus grauem oder braunem Loden, in ledernen Kniehosen, mit nackten Knien und grünen Strümpfen erscheint er dann in Massen am Bahnhofe, das mit Gamsbart und Spielhahnfedern geschmückte Hütchen auf dem Kopf, den Rucksack umgehängt, in der Hand den langen Alpenstock mit der eisernen Spitze. Dieser Urmensch, der sein möglichstes thut um sich einigermaßen dem Bauernvolk ähnlich zu zeigen, der am liebsten im Costüme der Stein- oder Bronze-Periode seine Besteigungen machen würde, er saß noch vor einer Stunde im Bureau, im Comptoir, oder war friedfertig und zahm in einem Verkaufsgewölbe beschäftigt. Nun ist er frei — für einige Stunden wenigstens — und voll Muth und Thatendrang projectirt er neue Pfade, neue Steige über schroffe Felsen zu finden, einen interessanteren „Aufstieg" zu versuchen als es der gewöhnliche bereits banal geworden ist.

Er führt sein Project durch: denn er ist wirklich ein kühner, ja waghalsiger Steiger und er denkt abends, wenn er zwar ermüdet, aber darum nicht abgespannt, im Waggon sitzt, an den Triumph den er in der Sitzung der Section des Alpenvereins, der er angehört, feiern wird, wenn er mittheilen wird, welches Wagnis ihm gelungen.

Mehrere aufeinander folgende Feiertage, der jährliche Urlaub wenn er Beamter, die Ferien wenn er Lehrer ist, führen den Touristen sodann in die eigentlichen Hochalpen, welche den Vortheil vermehrter Gefahren bieten; denn dort gibt es dann Gletscherspalten, überschneite und offene Schneefelder von denen man leicht abrutschen, die unter den mit Steigeisen bewaffneten Bergschuhen nachgeben können, da gibt es ferner Grate, auf denen reitend man allein nach gewissen Spitzen gelangen kann, Kamine, Wände, an denen hinaufgeklettert werden muß, da ist Gelegenheit für den Gebrauch der Axt, des Seiles, welches er um den Leib gewunden trägt, der Schneebrillen, und endlich wenn er herabkommt, reichliche Gelegenheit zur Verwendung des gegen wunde Füße so nützlichen Touristenpflasters. Selbst der Winter lähmt seinen Drang nach den Höhen nicht; durch den Schnee, der Felsblöcke, Löcher, Spalten überdeckt, wühlt er sich empor und der ewig heitere Himmel der über den Wolken sonnig niederglänzt, belohnt ihn für die freiwillig gesuchten Mühen. Wer nicht so glücklich ist in dieser im Ganzen doch hinderlichen Jahreszeit Besteigungen vorzunehmen, der flüchtet sich in die Lectüre, welche seinem Geiste die geliebten Bilder vorführt, da werden

Digitized by Google

Projecte für den Sommer gemacht, Daten und Erfahrungen gesammelt und der Sparpfennig, der dienen soll diese Projecte zu verwirklichen, er wird sorgfältig bei Seite gelegt und vor den Gefahren, welche der Carneval mit seinen Touristenkränzchen ihm bringen könnte, nach Möglichkeit bewahrt.

Ja gewiss, das Touristenwesen ist etwas schönes und die Zeit, in die meine Jugend fiel, hatte nichts ähnliches aufzuweisen. Die Welt stand offen wie heute, aber die Mittel, sie so rasch zu durchfliegen, hatte man nicht, und ins Hochgebirge zu gelangen, war ein Unternehmen. Freilich waren dort die Zustände primitiver, was in vieler Beziehung besonders für wenig Bemittelte angenehm sein mochte, man war einsamer und ungestörter als heute; aber im Ganzen muß man sich doch freuen, dass jetzt alle diese Herrlichkeiten so zugänglich geworden sind und dass der Sinn dafür sich so gesteigert hat.

Digitized by Google

Unter den Fahnen der großen Kaiserin.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Krieg.

Von J. v. P.....-Weber.

Zweiter Theil.[1])

Erstes Capitel.

Die Schlacht bei Kolin.

Der Winter des Jahres 1757 war für Josias von Wartburg eine Zeit böser Stimmungen und Strapazen.

Die ersteren bereiteten ihm die Ungewißheit und Sorge über das Schicksal seiner räthselhaft verschwundenen Braut, und die anderen entstanden durch schlechte Quartiere und harten Dienst. Feldmarschall Browne rüstete, da er einen neuen Einbruch der Preußen in Böhmen erwartete, seine Armee, die gegen 86.500 Mann zählte, bis zur Schlagfertigkeit aus und ließ die Magazine im ganzen Königreiche mit Proviant und Waffen aller Art füllen; dabei mußten seine Adjutanten beständig von einer Stadt und Garnison zur andern unterwegs sein und trotz Schneestürmen und grimmiger Kälte Gebirge durchreiten und Flüße übersetzen.

Einer der am meisten beschäftigten war Josias, der stets von Tobias begleitet, das nördliche Böhmen kreuz und quer bereiste und sich weder in seiner Garnison Budin, noch in Prag, wohin der Feldmarschall bei Beginn des Frühlings übersiedelte, lang aufhalten oder ausrasten durfte. Dieser anstrengende Dienst, der oft bis zum umsinken ermüdete, rettete ihn, denn er vergaß darüber sein Leid. Freilich gab es

[1]) Č. Jb. 1895 S. 235—296.

Digitized by Google

Stunden, wo er den kaiserlichen Rock ausziehen und verzweifelt über sein Schicksal am liebsten als Einsiedler leben wollte; doch diese Stürme gingen, sobald er zu Pferd stieg um eine wichtige Botschaft zu bestellen, ebenso schnell vorüber, als sie aufgetaucht waren.

Der einzige Lichtstrahl in dieser Nacht von Entbehrungen und Verstimmungen war der Besuch, den Kaiserin Maria Theresia im April der in der Nähe von Königgrätz vereinigten Armee machte; sie ritt in Begleitung des Kaisers Franz, ihres Schwagers des Prinzen Karl von Lothringen, der Feldmarschälle Daun und Browne sowie vieler Generäle die Aufstellungen ab und erschien auch später im Zeltlager, wo sie mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt wurde. Bei der Parade saß sie in Amazonentracht, in einem Reitkleid aus grünem Sammt und Federhut auf einem Schimmel und begeisterte wieder durch Schönheit, majestätische Würde und Anmuth in Rede wie Blick nicht allein die Soldaten, sondern auch deren Führer, von denen einer, der Reiter-General Fürst Lobkowitz, sie als: **„mater castrorum — Mutter des Feldlagers"** begrüßte.

Bei der Ansprache, die sie an die versammelten Generale und deren Adjutanten, unter denen sich auch Josias befand, hielt, klagte sie, König Friedrich habe nur aus Länderjucht den vorjährigen Krieg unternommen. Er sei mit dem Theil Schlesiens, den er durch die Friedensschlüsse zu Breslau und Dresden gewann, nicht zufrieden und wolle seinen Schwur: „Ganz Schlesien muß preußisch werden"! um jeden Preis erfüllen; sie aber gönne ihm, der alle göttlichen und menschlichen Satzungen verletze, ihr geliebtes Schlesien von allen europäischen Fürsten am wenigsten. Wie viel Herzeleid habe er ihr schon bereitet! Er, der ihrem hochseligen Vater das Leben verdankte! „Mein Herr Vater ahnte richtig", schloß sie unter Thränen, „als er dem Grafen Seckendorf, der seine Fürsprache für den zum Tod verurtheilten Friedrich beim verstorbenen König erbat, sagte: Sie wissen nicht, um was Sie bitten".

Josias von Wartburg, dem kein Wort der Kaiserin entging, wurde erst später, als die Officiere der Adjutantur bei einem Glas Wein die Vorgänge besprachen, über die volle Bedeutung der letzten Worte aufgeklärt:

Friedrich wurde als Kronprinz von seinem Vater hart behandelt; dieser hegte Verdacht, er wolle noch vor seinem Ableben König werden, ja dasselbe — beschleunigen. Nachdem der Zwist zwischen beiden so ausgeartet war, daß der König seinen [illegible] eines Tages nicht allein öffentlich prügelte, sondern auch ihm den Degen in den Leib rennen wollte, entfloh Friedrich mit Hilfe seines Freundes von Katt, wurde

Digitized by Google

aber eingeholt und in die Festung Küstrin eingesperrt. Das Kriegsgericht, das auf Befehl des Königs zusammentrat, verurtheilte ihn fast einstimmig zum Tod. Der Kronprinz wandte sich heimlich an den österreichischen Gesandten in Berlin Grafen Seckendorf und beschwor ihn, Kaiser Karl, den Vater Maria Theresias, um seine Fürsprache wegen Aufhebung der Todesstrafe zu bitten. Der Kaiser fühlte Mitleid und überredete den König, Friedrich zu begnadigen.

Nach der Abreise der Kaiserin verlegte Feldmarschall Browne sein Hauptquartier nach Prag und dort traf zu Ende April die Nachricht ein, König Friedrich sei mit vier Armeen, die auf ebenso vielen in verschiedenen Himmelsgegenden liegenden Straßen zogen, in Böhmen eingefallen. Während Feldmarschall Schwerin aus Schlesien, General Ziethen und Prinz Wilhelm von Braunschweig-Bevern bei Reichenberg einmarschirten, rückte der König aus Sachsen heran und auf die Landeshauptstadt los.

Er hatte wieder die Österreicher überrumpelt, so dass sie ihre kleinen Garnisonen an der sächsischen und schlesischen Gränze, vor der Übermacht weichend, verließen und auf die Hauptarmee in Prag sich zurückzogen. Alle gut gefüllten Magazine fielen in die Hände der Preußen.

Wenige Tage nach diesem Einbruch langte in Prag ein Bote aus Wien mit einem Handschreiben der Kaiserin an, und Josias von Wartburg, der sich im Augenblicke der Übergabe im Zimmer des Feldmarschalls befand, war Zeuge des Eindrucks, den dessen Inhalt machte.

Browne wurde leichenblass, stierte das Papier wie geistesabwesend an und rannte dann wild durchs Zimmer; endlich brachte er einige Worte hervor, aus denen der tief erschrockene Adjutant die Ursache seiner Aufregung errieth.

Maria Theresia hatte ihn vom Oberbefehl über die in und um Prag versammelte Armee enthoben und denselben an den Prinzen Karl von Lothringen, den Bruder des Kaisers übertragen!

„Ich bin wegen der verlorenen Schlacht bei Lobositz in Ungnade gefallen!“ rief er verzweifelt. „Was bleibt übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen!“

Josias, der in Browne nicht allein den tüchtigen Feldherrn, sondern auch den edelherzigen Vorgesetzten verehrte, tröstete ihn, so gut er es vermochte und beschwor ihn, jetzt wo das Reich aufs neue bedroht sei, dem Vaterlande treu wie bisher zu dienen!

„Ich danke Ihnen für Ihre Anhänglichkeit und guten Rath!“ erwiderte dieser bewegt. „Ja, mein Leben gehört der Kaiserin. Ich will es nur auf dem Schlachtfelde verlieren!“

Digitized by Google

Die Beiden schüttelten sich die Hände, und seit dieser schweren Stunde behandelte der Feldmarschall ihn zwar im Dienst als Untergebenen, aber im geselligen Verkehr wie einen Freund.

Die Nachricht von der Ernennung des Prinzen Karl von Lothringen zum Ober-Befehlshaber fand nicht den Beifall der Truppen; denn sie erinnerten sich, daß er sowohl in den Niederlanden als auch im schlesischen Kriege, bei Glatz und Hennersdorf, geschlagen worden sei.

Der Prinz, der zum Feldmarschall ernannt worden war, erschien erst im Mai in Prag, als die Preußen sich bereits in Eilmärschen näherten.

Die Generale machten ihm mit ihren Adjutanten ihre Aufwartung und Josias hatte zum erstenmal Gelegenheit, den neuen Ober-Befehlshaber zu sehen. Prinz Karl war von großer Achtung gebietender Gestalt, deren günstigen Eindruck aber ein von Blatternarben entstelltes Gesicht und ein lahmes Bein beeinträchtigten.

Schon im ersten Kriegsrath, den er mit den Armeeführern abhielt, gerieth er in Zwiespalt.

Da die Vorhut der Preußen sich bereits auf dem „Weißen Berg" zeigte, so beschwor ihn Feldmarschall Browne, ehe diese Aufstellung genommen, einen Angriff zu befehlen; der Prinz aber zeigte Lust, mit der Armee nach Königgrätz zu marschiren, wo General Serbelloni stand.

Da machte König Friedrich selber allem überlegen und zögern ein Ende, indem er am 6. Mai seine ganze Armee zwischen Prag und das zur Verstärkung heranrückende Heer des Generals Serbelloni schob. Er hatte wieder gute Spione, die nicht allein jede Bewegung der Österreicher, sondern auch ihre Marschordnungen auskundschafteten und das waren wieder — böhmische Juden!

Die Preußen wandten sich zuerst gegen den rechten Flügel der Österreicher, der östlich von der Stadt eine Anhöhe besetzt hielt und keinen Angriff erwartete, denn es waren weder Verhaue angelegt noch Vorposten ausgestellt worden — ein Versäumnis, das die Spione sofort dem König berichteten und dieser ausnützte.

Beim ersten Anprall wichen die überraschten Grenadiere zurück, da erschien Feldmarschall Browne und befahl den Kanonieren, unter die Preußen, die sich auf vierhundert Schritte genähert hatten, zu feuern.

Die Wirkung der Geschosse war eine fürchterliche, denn die Füsiliere des Königs fielen wie Halme unter der Sense des Mähers und jene, welche nicht getödtet wurden, nahmen reißaus; jetzt ergriff Browne eine Fahne und führte zwei Grenadier-Regimenter, sich an ihre Spitze stellend, zum Sturm!

Digitized by Google

Ein Hagel von Kugeln empfing sie und eine traf ihn, daſs er ohnmächtig vom Pferd fiel.

Josias von Wartburg, der nicht von seiner Seite wich, hob ihn mit Hilfe einiger Soldaten auf und trug ihn aus dem Feuer zu einer Stelle, von wo sie den Verlauf des Gefechtes übersehen konnten; denn der General rief, sobald er aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte: „Ich will auf dem Schlachtfeld sterben!“

Die Grenadiere drangen während dessen siegreich vorwärts und jagten die Preußen so hitzig vor sich her, daſs sie sich plötzlich mehreren in einer Thalsenkung aufgestellten Reiter-Regimentern gegenüber befanden. Der König gab sofort Befehl zum Einhauen, diese stürzten sich auf die Bataillone der Österreicher und vernichteten sie!

Bei diesem blutigen Angriff fiel der preußische Feldmarschall Schwerin und trotz des tapfern Widerstandes, den die Grenadier-Regimenter Los Rios und Harrach unter der Führung des Obersten Gnasco leisteten, blieb der Platz in den Händen der Preußen.

Feldmarschall Browne befahl ihn in die Stadt zu tragen, rieth aber Josias, der ihn begleiten wollte, sich lieber den landeinwärts zurückziehenden Truppen anzuschließen.

In dem Augenblick, wo sie von einander Abschied nahmen, drängten sich Schaaren von Gränz-Soldaten und Reitern zu den Thoren, indem sie die Nachricht von der Niederlage des Centrums und des linken Flügels verbreiteten.

„Die Schlacht ist verloren!“ rief Browne. „Ich überlebe diesen Tag nicht!“

Er reichte dem Adjutanten zum letztenmal die Hand, sie tauschten einen letzten Blick und trennten sich für immer.

Während der schwerverwundete Feldmarschall nach Prag gebracht wurde, wo er bald darauf starb, schloß sich Josias der 13.000 Mann starken Colonne an, welche General Baron Pretlack gegen Böhmisch-Brod führte, wo Feldmarschall Dann, der am Schlachttage aus Mähren dort eingetroffen war, stand.

Sie lagerten drei Tage im Freien und Josias von Wartburg hätte ohne die Fürsorge seines Tobias, der mit List und Geld etwas Brod und Wein auftrieb, Hunger gelitten. Niemand kümmerte sich in der allgemeinen Verwirrung um ihn und er wusste auch nicht, in wessen Dienst er gestellt würde, da rückte eines Abends das Heer des Generals Serbelloni ein und an der Spitze desselben erblickte er die hellblauen Savoyen-Dragoner, deren Uniform er trug.

Digitized by Google

Ohne langes Besinnen sprengte er zum Oberst, meldete sich zur Einreihung und erschien schon am nächsten Morgen in der dritten Escadron des Regiments vor dem Feldmarschall.

Eine zweite noch unerwartetere Überraschung brachte ihm der Staatskanzler Graf Kaunitz, der plötzlich im Hauptquartier erschien und Daun die Ernennung zum Generalissimus der ganzen Armee überbrachte.

Alles jubelte und faßte frischen Muth!

Josias aber hatte außerdem noch die Freude, daß der Staatskanzler, dem er seine Aufwartung machte, sich mit seinem Berufe einverstanden erklärte.

„Die nächste Schlacht wird ein blutiges Spiel zwischen unserer großen Kaiserin und dem Preußen König sein! Wenn er siegt, rückt er auf Wien los!“ sagte er. „Da muß jeder Mann, der Waffen tragen kann, sein Leben in die Schanze schlagen. Gesegnet sei der, welcher für das Vaterland stirbt! —“

Das Regiment, bei dem Josias stand, rückte in der zweiten Juniwoche gegen die Stadt Kuttenberg, wo das Corps des General Radasdy mehrere Scharmützel mit den Preußen bestand, die unter der Führung des Prinzen von Braunschweig-Bevern sich in Kolin festsetzten, um die Armee des Königs im Rücken zu decken. Alles wartete in fieberhafter Spannung, was Feldmarschall Daun, der anfangs den Preußen auswich, unternehmen werde.

Da die Truppen sein vorsichtiges Abwägen und Zaudern, bevor er einen Angriff wagte, aus der Erfahrung kannten, so beschlich viele die Furcht, er werde diesmal wieder, wie der Wiener Witz spottete, „die Schlafhaube“ spielen und Prag seinem Schicksal überlassen.

Wie jubelten aber alle, Gemeine und Officiere, als die Kunde durchs Lager ging, er wolle sich mit dem sieggewohnten König selbst messen und schon in den nächsten Tagen eine Schlacht wagen! Jeder fühlte, daß vom Ausgang derselben der Bestand oder Untergang der Monarchie abhänge!

König Friedrich, der durch seine Spione davon Kenntnis erhielt, übergab dem Feldmarschall Keith den Ober-Befehl über die Prag belagernden Truppen und rückte mit 12.000 Mann gegen Kolin, wo er sich mit dem Heere des Prinzen von Bevern vereinigte.

Am 15. Juni bezog er zwischen den Orten Zasmuk und Konřim ein Lager, während die Österreicher hinter Kolin sich aufstellten; ihre Vorhut bildeten die Reiter-Regimenter, welche die Generale Radasdy und Serbelloni anführten.

Digitized by Google

Sie machten Streifzüge nach allen Richtungen und bei dieser Gelegenheit begegnete die Escadron der Savoyen-Dragoner, bei welcher Josias stand, einem Bauer, der sich als Kundschafter anbot.

Sein Anerbieten wurde angenommen und der Mann wählte aus seiner Schweineheerde ein mageres Thier, das er in das Preußische Lager bei Kouřim trieb. Er fand, wie er erwartet hatte, keinen Käufer und durchwanderte, einen solchen suchend, fast die ganze Aufstellung des Feindes; so oft er bei einem Regiment vorüber kam, zog er aus seiner mit Erbsen gefüllten rechten Hosentasche ein Korn und steckte es in die linke.

Nachdem er auf diese Weise nicht allein die Zahl der Truppen-Abtheilungen, sondern auch die Aufstellung des Feindes ausgekundschaftet hatte, kehrte er wieder in sein Dorf zurück, wo er dem Oberst der Dragoner alles mittheilte. . . . So erfuhr Feldmarschall Daun, daſs das preußische Heer gegen 30.000 Mann zählte.

Am Nachmittag des 17. Juni rückte der König mit seinem ganzen Heer gegen Kouřim auf der Straße, welche nach Neu-Kolin führte, vor. Rechts von dieser Heerstraße lag waldreiches Hügelland, das von kleinen Thälern, Hohlwegen und Schluchten durchzogen war, und auf den Höhen desselben, die mit der Landstraße parallel liefen, nahm das österreichische Heer Aufstellung; dort ragten die Gipfel des Krichnower Berges auf, von dem Daun die zu seinen Füßen vorüberziehenden Preußen so genau sehen konnte, daſs ihm keine Bewegung oder Aufstellung verborgen blieb.

Der 18. Juni brach sonnig an und über der Gegend, welche das Schlachtfeld werden sollte, wölbte sich ein wolkenlos blauer Himmel.

Die Preußen setzten sich schon in der sechsten Morgenstunde in Bewegung und an ihrer Spitze zog der Reiter-General Ziethen, der Husaren, Dragoner und Kürassiere führte.

Beim Wirthshaus „zur goldenen Sonne", das auf halbem Weg zwischen Kouřim nach Neu-Kolin lag, ließ der König Halt machen und stellte sein Heer in Schlachtordnung auf.

Dasselbe that Feldmarschall Daun, dessen rechter Flügel bei Dorf Křechoř stand und vom General Serbelloni befehligt wurde; bei demselben befand sich auch das Regiment Savoyen-Dragoner, und Josias von Wartburg, der mit seiner Escadron eine von einem Eichenwäldchen gekrönte Anhöhe besetzt hatte, konnte den größten Theil des Schlachtfeldes überschauen.

Im Thal diesseits der Landstraße lag das von den Gränz-Soldaten besetzte Dorf Chocenic und rechts davon standen mehrere Infanterie-Regimenter mit der Artillerie. Die Vorhut unter dem Befehl des

Digitized by Google

General Nadasdy hatte auf der Hochebene, ebenso wie die Dragoner, Aufstellung genommen.

Der König recognoscirte die Schlachtordnung der Österreicher und Josias sah ihn auf einem Schimmel, den eine hellblaue Schabracke bedeckte, bald hier- bald dorthin sprengen. Auf dem linken Flügel hielten die Truppen der Generale Graf Colloredo und Stampach, und diese Aufstellung schien dem König so stark zu sein, dass er den anfangs gefassten Plan sie anzugreifen aufgab, um ein Uhr Nachmittag die Schlachtordnung wieder auflöste und das ganze Heer längs der Landstraße weiter rücken ließ.

Die Vorhut des General Ziethen stieß auf die Reiterschaaren des Grafen Nadasdy, welche am äußersten rechten Flügel standen, und warf sie bis Kutlir zurück.

In dem Augenblicke, wo Feldmarschall Daun die Absicht des Königs, seine rechte Flanke zu umgehen, errieth, sandte er mehrere Grenadier-Bataillone unter Führung des Grafen Wied zur Verstärkung ab und ritt auf die Anhöhe über dem Dorf Krechor, um persönlich die sich entspinnende Schlacht zu leiten.

Jetzt begannen die Kanoniere auf die heranrückenden Preußen, die im Sturmschritt nahten, zu feuern und ihre Kartätschen rißen breite Lücken in ihre Reihen.

Sobald die Grenadiere, die staffelförmig aufgestellt waren, den Feind arg zugerichtet sahen, warfen sie sich ihm mit aufgepflanzten Bajonnetten entgegen.

Der König aber sandte immer frische Truppen ins Gefecht und beorderte seine gesammte Cavallerie zum Angriff.

Die Garde-Grenadiere des General Hülsen eroberten das Dorf Krechor, den Stützpunkt des rechten österreichischen Flügels, steckten es in Brand und machten einen Angriff auf die Batterien, die ihnen großen Schaden zufügten; während preußische Kürassiere und Husaren die Brigade des General Wied niederritten oder zum weichen brachten.

Um die dritte Nachmittagsstunde war die Schlacht am heftigsten. Die Truppen, Freund und Feind, welche unter den Augen ihrer Feldherren kämpften, thaten mit zäher Ausdauer ihr bestes, und die Preußen, welche ihre ganze Macht gegen den rechten Flügel der Österreicher gewandt hatten, unternahmen sieben scharfe Angriffe, von denen der letzte Erfolg hatte.

Die aus Ungarn bestehenden Grenadier-Regimenter lösten ihre Reihen und flohen die Anhöhen hinauf.

Digitized by Google

In diesem verhängnisvollen Augenblick gab der Generalissimus Befehl, mit der gesammten in der Fronte und auf dem rechten Flügel aufgestellten Cavallerie den Feind anzugreifen.

An der Spitze jagten die Dragoner de Ligne thalwärts, denen die Chevauxlegers Prinz Albert und Württemberg folgten.

Graf Serbelloni stellte sich an die Spitze der Savoyen-Dragoner.

Die Trompeten klangen, die Rosse schnaubten und unter dem Rufe: „Vivat Maria Theresia!“ stürmten die Reiter den Hügel hinab.

Während die ersten Regimenter in die linke Flanke der Preußen eindrangen, fielen die Dragoner ihnen in den Rücken.

Josias von Wartburg glühte von Kampflust und ritt in die dichtesten Reihen, Hiebe nach allen Seiten austheilend, und weder auf die Kugeln, die ihn umsausten, noch auf die Bajonnetstiche und Kolbenschläge, die ihn und sein Pferd trafen, achtend.

„Vorwärts! immer vorwärts!“ hieß es — und er sprengte, die Zügel auf den Hals des Pferdes fallen lassend, gegen die Carrés, die als letztes Rettungsmittel von den Preußen gebildet wurden.

Wenige Schritte von ihm entfernt sank General Serbelloni schwer verwundet vom Ross, und auch er erhielt einen Bajonnetstich ins Bein, dass das Blut floß und er sich mühsam im Sattel hielt. Er wollte aber nicht früher aus dem Gefecht reiten, bis der Sieg entschieden war.

Im Zeitraum von einer Stunde wurden vierzehn preußische Regimenter theils überritten, zusammengehauen und getödtet, theils gefangen oder zersprengt.

Ein gleiches Schicksal erlitten die gefürchteten Reiter des Generals Ziethen, Husaren und Kürassiere, so dass der ganze linke Flügel der königlichen Armee sich in wilder Flucht auflöste.

Auf seinem rechten Flügel, den der Prinz von Braunschweig-Bevern führte, fiel der Sieg auch den Österreichern zu.

Um fünf Uhr war die Schlacht entschieden! Während der Prinz von Anhalt-Dessau die Trümmer der fast vernichteten preußischen Armee sammelte und General Ziethen den Rückzug leitete, sprengte der König nach Planian, um die Straße nach Prag zu gewinnen. Im letzten Augenblick aber änderte er seinen Plan und folgte dem geschlagenen Heere in die Stadt Nimburg.

Josias ritt jetzt erst auf den Verbandplatz, der in der Ortschaft Kutlitz lag und ließ seine Beinwunde, die stark schmerzte, verbinden. Nachdem er im Zelt eines Marketenders gegessen und getrunken hatte, suchte er sein Regiment auf; es lagerte an der Landstraße und blieb

Digitized by Google

auch dort während der Nacht, denn der Feldmarschall hatte keine Verfolgung des Feindes angeordnet.

Beim Morgengrauen erschien Diener Tobias vor seiner Lagerstätte, die aus einem Bund Stroh, dem Reitsattel und einer wollenen Decke bestand und bot seine Dienste an; er war immer der Escadron gefolgt und während des blutigen Reitergefechtes in der Nähe geblieben, um seinen Herrn nicht aus den Augen zu verlieren.

Beim letzten Angriff aber, wo Reiter und Fußsoldaten einen riesigen Knäuel bildeten und im Pulverdampf und Staub weder Freund noch Feind zu erkennen waren, entschwand dieser plötzlich seinen Blicken und er glaubte schon, er sei getödtet worden.

Verzweifelt und untröstlich irrte er stundenlang auf den zerstampften, mit Leichen, Verwundeten und Waffen aller Art bedeckten Feldern umher und suchte ihn. Wo er eine hellblaue Uniform sah, hielt er still und betrachtete die Züge des Gefallenen und je länger er das suchen fortsetzte, desto mehr wuchs seine Hoffnung, sein Herr sei noch am Leben. Als die Nacht alles in ihre Schleier hüllte, kehrte er zur Raststätte der Savoyen-Dragoner zurück und jubelte, als er endlich den schmerzlich Gesuchten schlafend und nur leicht verwundet auffand.

Die Trompeter bliesen zum Aufbruch und eine Viertelstunde später trabten vier Escadrons Savoyen-Dragoner auf der Heerstraße, die nach dem Städtchen Nimburg führte.

An den Gräben und auf den Feldern lagen verwundete Preußen, die nach Ärzten oder Wasser riefen. Je mehr die Reiter sich der Stadt näherten, desto größer wurde die Zahl der Unglücklichen, die mit verstümmelten Gliedern und blutbedeckt die Vorbeiziehenden anriefen: „Helft uns, helft uns!“

Nimburg selbst glich einem riesigen Lazareth, denn gegen 2000 Blessirte lagen theils in den Bürgerhäusern und theils auf den Straßen; überall fehlten Ärzte und Verbandzeug!

Auf dem Marktplatz wurden die Dragoner mit Freudengeschrei empfangen und der Bürgermeister sagte zum Rittmeister:

„Wenn Sie fünf Stunden früher gekommen wären, hätten Sie den Preußen König gefangen! Er kam mit einem kleinen Gefolge in die Stadt geritten und setzte sich, nachdem er vom Pferde gestiegen war, auf den Stuhl einer Höckerin, der vor dem Rathhaus stand. Er war in schlechter Laune und schimpfte theils deutsch und theils französisch auf seine Soldaten. Ein paar Worte sind mir im Gedächtnis geblieben: „Es war kein Ehrgefühl mehr in den Spitzbuben“ . . Zum General Ziethen, der neben ihm stand, sagte er: „Es ist nicht meine Schuld, dass ihr Schurken so miserabel gefochten habt!“

Digitized by Google

Nach und nach rückten Garde-Grenadiere und Füsiliere sowie Reiter ein und zogen beim König vorbei, der sie keines Blickes würdigte. Viele beschimpften ihn . . Endlich wurde das so arg, daſs er aufsprang und in eine Seitengasse floh, wo er stundenlang Figuren mit seinem Krückstock in den Sand zeichnete. Dann ging er, als die Sonne aufging vors Thor, ließ eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen und ritt gegen Lissa.

Josias fühlte, während er in der Stadt Straßen auf und Straßen ab wanderte, tiefes Mitleid mit den hilflos daliegenden und vor Durst und Hunger verschmachtenden Verwundeten.

Er näherte sich einem Officier, der sein Haupt, das eine schwere Kopfwunde trug, an die Mauer eines Hauses lehnte und fürchterliche Schmerzen litt.

Es war ein Major des Leibgarde-Regiments. „Wo sind die Ärzte?“ fragte Josias, „Sie dürfen nicht ohne Pflege bleiben!“

„Es ist zu spät“, erwiderte dieser; „der Hieb des Husarensäbels ging mir ans Leben . . . In der Tasche meiner Uniform steckt ein Brief an meine Frau . . Nehmen Sie ihn, wenn ich todt bin, zu sich und senden Sie ihn ab. Er enthält einen letzen Gruß und Segen für sie und meine Kinder . . . Erweisen Sie mir diesen Liebesdienst.“

„Von Herzen gern“, rief Josias, „doch will ich früher einen Arzt rufen.“

„Es wird keiner kommen“, unterbrach ihn der Major. „Ich bin ja schwerverwundet!“

„Desto nothwendiger ist die Hilfe des Arztes“, sagte Josias.

„Der König hat allen preußischen Feldscherern befohlen, die Schwerverwundeten ihrem Schicksal zu überlassen!“ fuhr der Major fort. „Ich dulde es nicht, sagte der König, daſs die Spitäler mit Menschen überfüllt werden, die ohnedies bald sterben müßen!“

Josias schauderte und seine Mienen trugen den Ausdruck des Zweifels.

„Ich verbürge mein Manneswort, daſs der König diesen Befehl erlassen hat!“

Der Preuße verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte.

„Das ist der Lohn für das Opfer an Blut und Leben, das wir ihm gebracht haben . . . Als mein Bataillon gestern früh beim König vorüberzog, rief er: „Immer dem Feind auf den Hosen gesessen, Kinder . . . Wenn wir siegen führe ich euch nach Wien, wo ihr plündern dürft!“ Und heute Abend, nachdem die Hälfte meiner Leute gefallen war, schrie er den Krückstock schwingend: „Ihr Racker, wollt ihr ewig leben!“

Digitized by Google

Bald darauf hauchte der Major die Seele aus und Josias erfüllte sein Versprechen, indem er den Brief an dessen Frau zu sich steckte und später nach Pommern sandte.

Seine Escadron trat den Rückmarsch an und stieß vor dem Schloß Levositz, das eine Stunde vom Schlachtfeld entfernt lag, zum Regiment; dort sah er die Siegesbeute der Kaiserlichen: 35 Fahnen und 45 Kanonen, hörte aber auch die Verluste beider Armeen. Die Preußen zählten 13.700 Todte, Verwundete und Gefangene, während die Österreicher 8000 Mann verloren hatten.

Feldmarschall Daun, der zwei leichte Wunden erhielt, ließ in der Schloßkirche am 20. Juni ein feierliches Dankamt feiern. Drei Tage später traf das Handschreiben der Kaiserin ein, in welchem sie den Schlachttag von Kolin den „Geburtstag der Monarchie" nannte und an Daun die Worte richtete: „Die Monarchie ist Ihm ihre Erhaltung und Ich meine Existenz und meine Armee schuldig!"

Josias von Wartburg wurde zum Lieutenant befördert und erhielt von seinem Oberst die Erlaubnis, den Diener Tobias in sein Regiment aufzunehmen.

Niemand im ganzen Heer war seitdem glücklicher als dieser . . . . .

Bald darauf zog die Armee nach Prag und vereinigte sich mit den Truppen des Prinzen Karl von Lothringen; denn König Friedrich hatte, nachdem 800 Häuser der schönen Stadt zerstört und Tausende von Menschen gefallen waren, die Belagerung aufgehoben und den Rückzug in die Lausitz angetreten.

Durch die siegreiche Schlacht bei Kolin war Böhmen vom Feind befreit.

Zweites Capitel.

Der Husarenritt nach Berlin.

An einem Septembertag ging Josias von Wartburg über die Prager Steinbrücke nach der Kleinseite, um das Grab des Feldmarschalls Browne zu besuchen; er fand es schmucklos und verfallen, was ihm den Undank der Menschen aufs neue bewies.

Der lebende General wurde gefeiert, der todte — vergessen!

Im Gedanken über diese traurige Wahrheit stieg er die Höhen des Hradschin empor und gelangte zur Pforte der Abtei Strahow, wo ein Verwandter seines Hauses als Geistlicher lebte.

Er beschloß, ihm einen Besuch zu machen.

Digitized by Google

In dem Augenblick, wo er den Kreuzgang betrat, begegnete er einer Schaar Laienbrüder. Es sind das fromme Männer, die im Kloster die häuslichen Arbeiten verrichten und, trotzdem sie das klösterliche Gewand tragen, keine Weihen empfangen.

Er ging, ohne sie genauer zu betrachten, an ihnen vorüber, während einer derselben, der ihn scharf ins Auge gefaßt hatte, stehen blieb, umkehrte, ihm bis zur Zelle, wo der Verwandte wohnte, folgte und wartete, bis er seinen Besuch beendet haben würde. Dann trat er ihm in den Weg und nannte seinen Namen.

Josias starrte den Mönch, der die Kapuze über den Kopf gezogen hatte, verwundert an und konnte sich nicht erinnern, ihm jemals begegnet zu sein. Nur die ungewöhnliche Körperlänge fiel ihm auf und schien ihm bekannt.

Mit einem Ruck riß der Bruder die Kapuze ab und rief noch einmal seinen Namen.

Josias erschrack, denn vor ihm stand der Goldmacher Seefeld, der mit kurzgeschorenem Haar und ohne Bart kaum zu erkennen war.

In der ersten Erregung wollte er ihm den Rücken kehren und schnell seinen Gruß erwidernd weiter gehen, dann aber überwog die Neugierde das Gefühl der Entrüstung über den Betrüger, der noch einmal sich aufdrängte und er fragte:

„Seefeld, wie kommen Sie in dieses Kloster?"

„Die **dira necessitas**[1]), wie die Lateiner sagen, zwang mich, im Mönchskleid ein Versteck zu suchen, erwiderte dieser. „Ich hatte Wien nur mit ein paar Goldstücken in der Tasche verlassen und, da ich weder nach Preußen noch über die Gränze flüchten wollte, keinen andern Ausweg. Trotz Steckbrief und Häscher, die man mir nachsandte, blieb ich unentdeckt. . . . Ja, unter dieser Verkleidung fühlte ich mich so sicher, daß ich mich eines Tages dreist unter die Mönche mischte, welche dem Kaiser, meinem ehemaligen Gönner, bei seiner letzten Anwesenheit in Prag, wo er auch unsere Abtei besuchte, aufwarteten. Der Zufall fügte es sogar, daß Se. Majestät gerade an der Pforte, wo ich stand, seinen Federhut fallen ließ, den ich aufhob, mit einer tiefen Verbeugung überreichte und dafür ein gnädiges gratias aus allerhöchstem Munde empfing."

Nach diesen Worten sah er sich nach allen Seiten um und fuhr fort: „Wie lang habe ich nicht mehr mit einem Bekannten aus früherer Zeit gesprochen. Gönnen Sie mir nur kurze Zeit dazu. . . Doch hier sind wir in Gefahr, belauscht zu werden. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich Sie auf die Terrasse führen, von wo sich eine schöne Aussicht über Prag bietet."

---

[1]) Die harte Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Er schritt ohne eine Antwort abzuwarten voraus und gebärdete sich als Führer, so dass niemand, weder Mönche noch Gäste, die beiden begegneten, Verdacht schöpften; er benützte den Gang nur, um sein böses Herz ungestört zu erleichtern.

Josias von Wartburg war entzückt, ja überwältigt von dem herrlichen Bild, das sich ihm von diesem buschumgrünten Luginsland bot!

Diesseits ragte der Hradschin empor mit dem Kaiserschloß, dem Sanct Veit-Dom und den prächtigen Kirchen, die längs den Abhängen erbaut waren; tief unten trieb der Moldaustrom seine Wogen und darüber wölbte sich die mit Steinbildern gezierte breite Brücke, an deren jenseitigem thurmbewehrten Ende das Kloster der Kreuzherren und die Universität mit ihren Höfen und gedeckten Gängen sichtbar waren. Palast reihte sich in der Altstadt an Palast, breite Straßen durchkreuzten fächerförmig die Neustadt, und düster mit von Alter geschwärzten niedrigen Giebelhäusern lag die Judenstadt da, die den berühmten Friedhof und die Synagoge, angeblich das älteste Bauwerk in Mittel-Europa, umschloß. Die Sonne war am Verglimmen und goß über Stadt, Strom und Hügelland im Süden, wo der uralte Königssitz Wyschehrad schimmerte, und die Höhen des „Weißen Berg" im Westen ein Netz von goldenen Strahlen, während von den Thürmen, die fast die Zahl 100 erreichten, die Glocken in harmonischen Tönen zum „Engel des Herrn" läuteten.

Es fiel Josias schwer, Augen und Seele von diesem herrlichen Bild zu wenden; er mußte es aber thun, denn Seefeld brannte vor Ungeduld, mit ihm zu reden und zwang ihn förmlich zum Zuhören.

Zuerst wollte er wissen, was sich nach seiner Flucht in der Halle der Hofburg zugetragen hätte und gerieth in Wuth, als er das offene Geständnis des Zwergen erfuhr. „An allem ist doch nur Blanca schuld!" rief er erbost aus. „So lang sie bei mir war und während der Experimente Hilfe leistete, gelang alles und floß das Gold reichlich in meine Tasche. . . Sie wusste durch ihre blendende Schönheit und munteren Reden die Aufmerksamkeit meiner Gäste, so oft das nothwendig war, von mir abzulenken. Nach ihrer Flucht kehrte das Unglück ein."

Josias hörte geduldig seine Klagen an und unterbrach ihn nur einmal durch die Frage: wodurch er das plötzliche Leuchten seiner Haare bewirkt habe? Und die Antwort bestätigte seine Ansicht, dass es nur Phosphor gewesen sei!

Jetzt glaubte Josias die Zeit und Gelegenheit gekommen, um ihm Vorwürfe über die vor d. Kaiser verübten Betrügereien zu machen, bemerkte aber zu seinem großen Staunen, dass keines seiner Worte Eindruck auf ihn machte. Im Gegentheil! Seefeld schwor und betheuerte

Digitized by Google

ohne Aufhören, er sei in Wahrheit im Besitze des „Elixir“ zum Goldmachen und spielte sogar den Entrüsteten, so daſs Josias schließlich nicht mehr wuſste, ob er ihn für einen Spitzbuben oder Narren halten sollte?

„Warum haben Sie mich angesprochen und sich trotz der groſsen Gefahr, die Ihnen bei einer Entdeckung drohte, zu erkennen gegeben?“ fragte er, bevor er sich entfernte.

„Ihr Anblick weckte in mir die Erinnerung an meine Blanca, die ich trotz ihrer schlechten Aufführung über alles liebe! Ich wollte aus Ihrem Mund etwas über dieselbe erfahren und vergaſs im Drang der Vaterliebe die gebotene Vorsicht.“

„Sie können auch meines Stillschweigens sicher sein“, erwiderte Josias. „Das Büſserkleid, das Sie heute tragen, verbürgt mir Ihre Reue wegen der Vergangenheit und Ihre Besserung.“

„Darin täuschen Sie sich, Herr Graf“, unterbrach ihn der Goldmacher lebhaft, „nur das eiserne Muſs, wie ich bereits einmal erklärte, zwang mich zum Mönch, dessen Rolle ich so meisterlich spielte, daſs keiner meiner wahrhaft frommen Mitbrüder Verdacht schöpft. Das Leben im Kloster gefällt mir aber so wenig, daſs ich ihm bei nächster guter Gelegenheit entfliehen will . . Es gleicht dem Aufenthalt in einem Kerker ebenso, wie das Glied einer Sclavenkette dem andern . . . Ich sage Ihnen darum: Auf Wiedersehen!“

Josias kehrte ihm empört den Rücken und verließ ohne Gruß die Abtei.

„Wenn ich dem Spitzbuben Seefeld noch einmal im Leben begegnen sollte“, dachte er während er vom Hradschin herabstieg, „werde ich nicht so glimpflich mit ihm umgehen wie heute!“

Diese Begegnung weckte in ihm die Erinnerung an Wien und an die Gräfin Marie, seine verschwundene Braut.

Wo weilte sie jetzt?

Im Schloſs ihres Oheims oder noch in der Fremde! Nachdem König Friedrich besiegt und sein Heer fast vernichtet worden, stand wieder eine Zeit des Friedens in Aussicht und diese wollte er, einen längern Urlaub nehmend, benützen um die Braut wieder zu finden.

Zuerst wäre das Schloſs Sternberg zu besuchen und dann, wenn sie dort noch nicht eingetroffen, in einer Verkleidung Sachsen und Preuſsen zu durchstreichen.

Er spann diese Gedanken und Pläne so weit, daſs er die Stunde, wo er den kaiserlichen Rock auszog, nicht mehr erwarten konnte.

Es kam aber ganz anders, als er erwartete.

Digitized by Google

Am Abend desselben Tages ging er, um die trübe Stimmung los zu werden, in das Casino, wo die Officiere der Besatzung ihre geselligen Zusammenkünfte hielten und fand alle Gäste in großer Aufregung über einige so eben aus Deutschland eingetroffene Nachrichten.

Es wurde erzählt, daſs die Niederlage des Preußen Königs bei Kolin und dessen Rückzug aus Böhmen für die Franzosen, die unter dem Ober-Befehl des Prinzen von Soubise standen, das Zeichen gewesen, ihren Vormarsch am Rhein und in Hannover zu beginnen, und so eben traf die Nachricht ein, daſs der Herzog von Cumberland, der die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger anführte, zu Kloster Seven sich ergeben habe und das 100.000 Mann starke französische Heer gegen Sachsen und Brandenburg im Anzuge sei.

„Jetzt ist die günstige Gelegenheit da, um Schlesien zurückzuerobern!“ rief ein General von hoher Gestalt und energischem Gesichtsausdruck. Er machte den Eindruck eines ebenso kühnen als klugen Mannes, und Josias erfuhr auf seine Frage, es wäre der berühmte Reiteranführer Graf Andreas von Haddick.

Er ließ sich demselben vorstellen und wurde so freundlich aufgenommen, daſs er den ganzen Abend an dessen Seite blieb.

„Die Wiedereroberung Schlesiens ist ein Lieblingswunsch unserer Kaiserin“, erwiderte Feldmarschall Daun, der so eben eintrat und der Gruppe sich zugesellte. „Ich erwarte in jeder Minute ihren Befehl zum Einrücken.“

Diese Äußerung fand nicht den Beifall jener Officiere, die zur Partei des Prinzen Karl von Lothringen gehörten, und sie brachten viele, freilich nicht stichhaltige Gründe gegen jeden Vormarsch vor.

Nach langen und hitzig geführten Reden trennten sich die beiden Parteien ohne sich geeinigt zu haben, und schon am nächsten Tage trat der Zwiespalt zwischen Feldmarschall Daun und dem Prinzen Karl von Lothringen im Kriegsrath offen zu Tage.

Diesem unleidlichen Zustande machten die Ereignisse in Deutschland und ein Befehl der Kaiserin ein Ende.

König Friedrich mußte gegen die Franzosen, die sich in Eilmärschen seinem Reiche näherten, ins Feld rücken und übergab den Ober-Befehl über die in Schlesien stehende Armee dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Bevern, der eine Schlappe nach der andern, bei Schweidnitz, Bautzen und Moys erlitt und sich nach Breslau zurückzog.

Die Kaiserin aber befahl sowohl dem Feldmarschall Daun als auch ihrem Schwager dem Prinzen zu Lothringen: Einmarsch in Schlesien!

Digitized by Google

Sie sollten „das garstige Breslau erobern, um eine Grundlage für Friedens-Verhandlungen zu haben!“

Während sich das in und um Prag lagernde Heer in Bewegung setzte, versammelte General Haddick seine Gesinnungs-Genossen in seinem Quartier. Unter diesen befand sich Josias von Wartburg, der hoch in seiner Gunst stand.

Nachdem der General die Gäste begrüßt, theilte er ihnen seinen Plan mit, dessen Kern ein Handstreich auf Berlin war!

„Hierzu ist jetzt der passendste Zeitpunkt“, sagte er in soldatisch strammer Sprache. „Dem Feind wird von allen Seiten auf den Leib gegangen und Preußen selbst liegt schutzlos da; denn die in Eile zusammengetrommelte Landwehr, die es vertheidigt, ist noch nicht einexercirt und fürchtet Pulver und Bajonnet! Der König selbst zeigt durch sein ziellosses Hin- und Hermarschiren viel Unentschlossenheit. Er verspürt noch die Retirade bei Kolin! Ein Einfall in die Mark Brandenburg wäre ein Unternehmen, das mit Vorsicht und mit gutgeschulten Truppen ausgeführt — Erfolg haben muß!!“

Seine Rede wurde begeistert aufgenommen und sofort der Plan des Handstreichs berathen, der darin bestand, daß die zum größten Theil aus Cavallerie gebildete Hauptschaar über Elsterwerda, Dobrilugk, Luckau und Mittenwalde gradaus auf Berlin marschirte, während, um sie in der linken Flanke und im Rücken zu decken, eine zweite Schaar die Festungen an der Elbe, Torgau, Wittenberg und Magdeburg beobachteten.

Das Unternehmen wurde sowohl von den beiden Feldmarschällen Laudon und Prinz Lothringen, als auch vom Wiener Hof-Kriegsrath gutgeheißen, und am 6. October rückte die ganze Streitmacht, die sich in der Stadt Bautzen gesammelt hatte, in der sächsischen Ortschaft Elsterwerda ein; sie zählte 15.270 Mann und wurde von den Generälen Mittrowsky und Kleefeld befehligt, General Graf Haddick führte den Ober-Befehl.

In Elsterwerda sonderte sich ein Corps, das beiläufig 2000 Mann stark war ab und zog elbwärts, während die Haupt-Colonne am 8. October den Marsch nach Berlin antrat. Sie bestand aus 9800 Reitern und 1800 kroatischen und deutschen Fußtruppen.

Die Vorhut bildeten Husaren, welche als schneidige Reiter bald den Preußen gefährlich werden sollten; mit ihnen ritt Josias von Wartburg, der sich die Gunst, am Handstreich gegen Berlin theilnehmen zu dürfen, von seinem Oberst ausgebeten hatte. So kam es, daß mitten unter den mit ungarischen rothen Schnürröcken bekleideten Reitern zwei hellblaue Savoyen-Dragoner sprengten. Er und sein Diener Tobias.

Digitized by Google

Zahlreiche Streifwachen, die nach allen Seiten die Gegend durchforschten, besetzten die Dörfer und Gehöfte und hielten jeden Wanderer auf der Landstraße an, um über die Stellung des Feindes Kundschaft zu erhalten. Diese Vorsicht war eigentlich nicht nöthig, denn das ganze Flachland mit seinen Sandwüsten, in denen nur ab und zu ein niedriges Föhrengehölze grünte, zeigte sich von Truppen entblößt, die theils bei der Armee des Königs und theils in den Festungen standen, so daß die Österreicher ungehindert und bequem wie auf einem Marsch im tiefsten Frieden am 15. October vor Königs-Wusterhausen anlangten.

Dort erst erschienen Haufen von Landwehrleuten und bewaffneten Bauern, die in Gräben liegend oder hinter Zäunen versteckt den Husaren einen blutigen Empfang bereiten wollten.

Josias von Wartburg, der die vorausreitende Streifwache anführte, theilte seine Schaar; während eine Abtheilung mit dem Trompeter in einem Föhrenwäldchen zurückblieb, jagte er mit wenigen Reitern auf der Landstraße vorwärts; von allen Seiten fielen Schüsse, die aber nicht trafen und bald darauf kamen die Preußen zum Vorschein.

Sie glaubten, den paar Husaren schnell den Garaus zu machen.

Im freien Feld aber, wo sie keine Deckung hatten, erging es ihnen übel, denn die Reiter kehrten um und säbelten jeden, der sich ihnen in den Weg stellte, mit wuchtigen Hieben nieder, während der Trompeter der im Gehölz versteckten Schaar zu blasen begann und auch diese heransprengte und den Feind im Rücken angriff.

Jetzt warfen die Bauern, die mit Sensen und Heugabeln bewaffnet waren, ihre Mordwerkzeuge weg und liefen in der Meinung, die hinter ihnen auftauchenden Husaren wären die Haupt-Colonne der Österreicher, davon. Die Landwehrleute folgten ihrem Beispiele und zerstreuten sich in Heide und Wald, so daß Josias von Wartburg ohne weitern Widerstand in Königs-Wusterhausen einrücken konnte.

Hier lag zwischen Wäldern versteckt das Jagdhaus Friedrich Wilhelm I., in dem er den größten Theil der warmen Jahreszeit verbracht und sein Tabaks-Collegium abgehalten hatte.

Graf Josias besuchte die schlicht eingerichteten Räume und staunte über die riesigen Humpen, die noch auf dem Schanktisch standen und wie der Schloßwart berichtete, vom Soldatenkönig und dessen Gästen allabendlich ein paarmal geleert wurden.

Er sah auch den Lehnsessel, in dem der König im Sonnenbrand seinen Mittagsschlaf hielt, während die Königin und die Prinzessinen regungslos wie Steinbilder neben ihm saßen. Wenn eine sich so laut bewegte, daß er davon erwachte, oder gar entfernte, griff er zum spanischen Rohr,

Digitized by Google

das er niemals aus der Hand legte und prügelte sie vor Hofleuten und Gesinde durch; die armen Geschöpfe wohnten mit ihren Kammerfrauen in zwei kleinen Stuben und so eng, daſs sie sich im Freien hinter Busch und Strauch aus- und ankleiden mußten.

Der Geiz des Königs, der Geld nur für seine Soldaten ausgab, erlaubte nur zwei Schüsseln auf den Mittagstisch zu stellen, aus denen sich zwölf Personen satt essen sollten!

Kronprinz Friedrich und seine drei Schwestern nannten daher, wie auch der Schloßwart berichtete, den Aufenthalt in Königs-Wusterhausen die Hölle.

Am andern Tag setzte die Reiterschaar den Marsch fort und gelangte — statt der Heerstraße Feldwege benützend — um die sechste Abendstunde nach Berlin.

Hier lagerten auf den großen Wüsten ähnlichen Haiden, die sich im Osten der Stadt meilenweit ausdehnten, tausende von bewaffneten Bürgern, die sofort ein heftiges Feuer auf die Österreicher eröffneten.

Die Husaren aber jagten mit verhängten Zügeln an ihnen vorbei zum Kottbuser-Thor, stürmten die vor demselben liegenden Häuser und verbarrikadirten sich darin so lang, bis die Fußtruppen und Artillerie, welche auf der Heerstraße heranrückten, eingetroffen waren.

Oberst Uhaczy sammelte nun wieder seine Husaren und ließ durch einen Trompeter die Thorwache zum Öffnen auffordern. Da diese sich weigerte, befahl General Haddick, der eben ankam, Kanonen aufzufahren und die Beschießung zu beginnen.

Während nun Schuß um Schuß gegen Wälle und Thor fiel, versuchte die in der Haide aufgestellte Bürgerwehr einen Angriff, indem sie auf ihre dreifache Übermacht bauend, in geschlossenen Reihen aufmarschirte.

„Säubern Sie die Gegend vom Feind, der uns gefährlich werden kann!“ befahl General Haddick dem Oberst Uhaczy. „Lassen Sie aber erst angreifen, wenn ich das Zeichen gegeben habe.“

Die Kanonen wurden in der Richtung wo die Bürgerwehren standen aufgepflanzt und abgefeuert; ihre Sprenggeschosse verwundeten und streckten hunderte zu Boden und die wenigen, die heil geblieben waren, aber niemals Pulver gerochen hatten, hielten nicht Stand, sondern rannten aus Leibeskräften davon.

Jetzt erklangen die Trompeten, die Husaren jagten den Flüchtlingen mit geschwungenen Säbeln nach und schlugen so kräftig drein, daſs zwei Drittel derselben auf dem Platze blieben.

Nachdem die Österreicher wieder den Rücken frei hatten, wurde die Beschießung des Kottbuser Thors fortgesetzt und nach schon wenigen Schüssen

Digitized by Google

nahm die Besatzung reißaus; zu gleicher Zeit zerbrachen die Ketten, welche das in die Höhe gezogene Fallgitter hielten, so daß es niederstürzte und die Kroaten mit gefällten Bajonneten in den Stadttheil eindringen konnten.

Während dieses kurzen Scharmützels im Osten besetzten Husaren das Potsdamer-Thor im Westen, wo sie keinen Widerstand fanden und zogen durch das Brandenburger Thor die Straße „Unter den Linden" entlang — dort lagen die Paläste der königlichen Prinzen, die jetzt als Quartiere der österreichischen Generale und deren Begleitung dienen mußten.

Wider Erwarten stellte sich die Bürgerwehr den in die innere Stadt eindringenden Kroaten entgegen und feuerte aus den Häusern oder hinter Gartenzäunen versteckt auf sie — ein tollkühnes Wagnis, das böse Folgen für die Einwohnerschaft haben konnte; denn die vom Marsch ermüdeten Soldaten geriethen in Wuth, stießen jeden, der vor die Spitze ihrer Bajonnete kam, nieder, stürmten die Häuser und begannen zu plündern.

General Haddick, dem dies gemeldet wurde, sandte Officiere nach allen Seiten aus, um das letztere zu verhindern. Josias von Wartburg, der auch mit einem solchen Auftrag betraut worden, fand im Hause eines preußischen Ministers, das am Mühlendamm lag, eine Rotte, die Spiegel, Gemälde und Porzellan zerstörend allerlei Kostbarkeiten in ihre Tornister steckte.

Er zwang sie durch Drohungen und Säbelhiebe, die ganze Beute herauszugeben und das Haus zu verlassen.

Am andern Morgen suchte er im Auftrage des Generals Haddick den Stadt-Commandanten auf, um eine Kriegssteuer von 30.000 Thalern zu fordern, erfuhr aber, daß der „tapfere" Mann in die Festung Spandau, wohin auch die Besatzung Berlins gerückt war, geflohen sei . . .

Er ging ins Rathhaus auf dem Köllnischen Fischmarkt und stellte an den Bürgermeister, der mit seinen Rathsherren gerade Sitzung hielt, dieselbe Forderung. Sie eilten sofort zum General Haddick, warfen sich ihm zu Füßen und baten ihn so lang, bis er die Forderung auf 20.000 Thaler ermäßigte.

„Ich willige nur unter der Bedingung ein, daß ihr Berliner auch eine Plünderungssteuer bezahlt!" rief er.

Der Bürgermeister und seine Begleiter erhoben aufs neue Geschrei und Klagen; es half aber nichts.

„Ich verbürge mein Wort, daß die Stadt von jeder Plünderung verschont bleiben wird!" fuhr der General fort . . .

Nach langem Berathen fügten sie sich endlich und brachten 25.000 Thaler in Säcken herbei.

Digitized by Google

Nach ihren Mienen und Jammerrufen hätte jeder Zuschauer geschlossen, die Stadt sei durch diese Kriegssteuer ruinirt und deren Bewohner dem Verhungern preisgegeben worden.

Sobald sie aber das Gemach des Generals verlassen hatten, erheiterten sich ihre betrübten Gesichter und höhnisch lachend spotteten sie über die dummen Österreicher, die sich mit einer so geringen Summe begnügten.

„Unser König würde in Wien eine andere Sprache geführt und mindestens das Zehnfache gefordert haben", sagten sie zu einander.

Die Wache vor dem Palast, welche diese Äußerungen gehört, machte darüber Anzeige; General Haddick aber erklärte seinen Officieren:

„Ich gönne dem Berliner Pöbel diese Freude! Man darf von ihm keine andere Gesinnung erwarten, nachdem der König das Beispiel dazu gab. Wie der Herr, so der Diener. Mein Triumph ist, die Stadt — vor der Plünderung geschützt zu haben!"

An einem Nachmittag ritt Josias mit einigen Kameraden in die nahe gelegene Stadt Potsdam, wo König Friedrich im Schloße Sanssouci Hoflager hielt, wenn er nicht, wie dies jetzt der Fall war, im Felde stand. Er sah dort noch einige Kerle aus der Riesengarde, die der König in ganz Europa mit viel Geld angeworben hatte. Während sie durch die Höfe schritten, in denen diese Hünen Wache hielten, warf plötzlich ein Soldat sein Gewehr weg und stürzte sich Josias zu Füßen, indem er in herzzerreißendem Tone bat, ihn aus dem unerträglichen Soldatenjoch zu befreien.

„Wer hat Dich dazu gezwungen?" fragte dieser. „Immer hörte ich, daß die Garde des Königs ein herrliches Leben führt!"

Der Riese schüttelte traurig den Kopf und erzählte, daß er aus Österreichisch-Schlesien stamme, wo er die Stütze seiner alten Mutter war. Da kamen eines Tages die Werber des Soldatenkönigs ins Dorf und boten ihm Geld, viel Geld, wenn er ihnen nach Berlin folgte. „Selbst die 4000 Thaler, welche sie mir auszahlen wollten, verführten mich nicht", schloß er. „Ich blieb standhaft, die Mutter nicht zu verlassen. . . In der Nacht aber drangen die Preußen, fünf Mann stark, in unsere Hütte ein, banden mich mit Stricken, warfen mich auf ein leeres Pferd und sprengten über die Gränze. . Seitdem sind siebzehn Jahre verstrichen, ohne daß ich etwas von der Heimat hörte. Zweimal desertirte ich, wurde aber immer erwischt und mit Spießruthenlaufen bestraft! Erbarmt Euch meiner, Herr Lieutenant!"

Dieser erfüllte seine Bitte und nahm ihn nach Berlin mit, wo Johannes Tren, so hieß der Riese, den Rock des Königs jubelnd auszog und sich unter die Österreicher einreihen ließ.

Digitized by Google

Der Handstreich auf Berlin war vollständig gelungen und General Haddick, der ihn unternommen, wurde von Kaiserin, Heer und Volk wie ein Held gefeiert!

Drittes Capitel.

Überfall und Gefangenschaft.

König Friedrich von Preußen erfuhr durch einen Eilboten, daſs Berlin und sein Lieblingsaufenthalt Potsdam eine Zeit lang im Besitze der Österreicher gewesen seien, und sein Stolz sowohl wie auch sein Ehrgeiz wurden dadurch tief verletzt.

Die erste Frage, die er an den Major, der ihm diese Hiobspost überbrachte, stellte, war: ob die Husaren und Kroaten alles ausgeplündert hätten? Ob in Sanssouci noch etwas von seinen Gemälden, Waffen und Büchern zurückgeblieben sei?

Als ihm dieser versicherte, daſs General Haddick seinen Leuten das Plündern unter Todesstrafe verboten und der Feind nichts mitgenommen hätte, wollte er ihm nicht glauben.

„Du bist ein Lügner!“ rief er zornig. „Ich weiß alles und brauche nicht geschont zu werden. Gestehe es nur ein . . Sanssouci ist gänzlich ausgeraubt und in Brand gesteckt worden!“

Es kostete dem Major viele Mühe, den König vom Gegentheil zu überzeugen, und als ihm das endlich gelungen war, schüttelte Friedrich in Nachdenken versunken den Kopf. Es erschien geradezu unglaublich, daſs der Handstreich auf Berlin ohne Plünderung abgegangen sei.

Kurz entschlossen sandte er, der in der Provinz Sachsen den Angriff der Franzosen erwartete, dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, der in der Festung Torgau stand, den Befehl: in Eilmärschen in die Mark Brandenburg einzurücken und dem Corps des General Haddick in den Rücken zu fallen.

Trotzdem der Prinz sich mit seinen Truppen sofort in Bewegung setzte, kam er dennoch zu spät; denn die Österreicher hatten bereits am Tage vorher, dem 20. October, Berlin verlassen und den Rückmarsch angetreten.

Die Preußen hatten das Nachsehen! Schon wollte ihr Anführer wieder nach Torgau zurückkehren, da beschwor ihn sein Rathgeber, General von Münchow, diesen Plan fahren zu lassen und lieber dem Feind auf den Fersen zu bleiben.

Als er aber sah, daſs der Prinz wenig Lust dazu zeigte, brachte er einen Grund für seine Vorstellung vor, der ihn umstimmen mußte.

Digitized by Google

„Was wird Seine Majestät der König sagen, wenn Eure Hoheit unverrichteter Dinge umkehren?“, rief er.

Diese wenigen Worte machten den Prinzen nachdenklich, denn er wußte aus Erfahrung, daß der König im Kriegsdienst niemanden, selbst seinen eigenen Bruder nicht schonte und von jedem, dem er einen Auftrag ertheile, nicht allein den strengsten Gehorsam, sondern auch noch ein ungewöhnliches Stücklein erwartete.

„Sie haben recht, lieber General“, erwiderte er nach kurzem Besinnen, „Wir wollen die Österreicher bis zur Gränze scharf verfolgen.“

„Sie sind noch nicht so weit gekommen, Hoheit“, erwiderte der General. „Unsere Vorposten haben gestern in der Nähe von Luckenwalde mit Nachzüglern, die offenbar zum Haddick'schen Corps gehörten, ein Scharmützel bestanden. So lang der Feind auf preußischem Boden steht, ist noch immer Aussicht, ihn zu schlagen, ja zu vernichten.“

Statt den Rückmarsch anzutreten, setzte sich das Heer des Prinzen von Anhalt-Dessau südwärts in Bewegung und blieb den Österreichern wie ein Schatten auf den Fersen.

Diese, welche sich zu schwach fühlten, um dem Feinde, der dreifach stärker war, Widerstand zu bieten, suchten so schnell als möglich die Mark Brandenburg zu verlassen, und General Haddick befahl, daß die Fußsoldaten wie die Kanonen in geschlossenen Reihen auf kürzestem Wege nach Sachsen marschirten, während die gesammte Reiterei zu beiden Seiten und im Rücken der Colonne zog, um sie gegen jeden Überfall zu decken.

Die Husaren des Oberst Uhazy schwärmten, sobald die Nachricht vom Anrücken der Preußen eintraf, in die Umgegend aus, denn sie sollten diese um jeden Preis aufhalten und zum Weichen bringen.

Vor dem Dorfe Zossen lag ein dichtes Tannengehölze, das, wie ein aufgesaugener Bauer verrieth, von den Preußen besetzt worden war.

„Wir müssen sie daraus verjagen!“ rief der Oberst, und Josias von Wartburg, der sich dazu freiwillig meldete, sprengte mit zwölf Husaren, denen sich sein Diener Tobias angeschlossen hatte, gegen das Wäldchen.

Anfangs blieb alles ruhig, bis sie den Saum desselben erreichten. Dann fiel Schuß auf Schuß und einer traf das Pferd des jungen Grafen, daß es todt hinstürzte und sein Reiter aus dem Sattel fiel.

Er sprang auf und wollte das seines Dieners besteigen. In diesem Augenblicke stürmten über fünfzig preußische Füsiliere, die in den Straßengraben versteckt lagen, heran und warfen sich auf die Husaren, die, muthige Hiebe nach allen Seiten austheilend, ihren Führer umringten. Bald aber mußten sie der Übermacht weichen und sich durchschlagen.

Digitized by Google

Josias von Wartburg, der nicht Zeit fand das Pferd zu besteigen, wehrte sich, dasselbe als Rückendeckung benützend, tapfer, bis ihn ein Kolbenschlag traf und zu Boden streckte.

Tobias, der bereits im Sattel eines andern Rosses saß und sich noch retten konnte, sprang, sobald er seinen Herrn fallen sah, ab und schützte ihn mit seinem Leib. Während die meisten Husaren, nachdem sie einem Dutzend Preußen den Garaus gemacht hatten, auf ihren flinken Rossen entkamen, wurden beide gefangen. Josias hatte sich vom betäubenden Schlage bald erholt, so daß er zu Fuß in's Dorf Zossen gehen konnte, das ein paar Regimenter unter dem Befehl des General Pancewitz besetzt hielten.

Die Gefangennehmung eines österreichischen Officiers erregte große Freude und von allen Seiten liefen Soldaten herbei, um ihn zu sehen; der General aber befahl, ihn nach Berlin zu führen.

Die Gefangenen spürten Hunger und baten, ihnen etwas zu essen zu geben.

„Wartet bis ihr in Berlin seid!" schrie der Feldwebel, an den sie die Bitte stellten. „Wir haben nur trocknes Brod und Schnaps, die kaum für unsere Mägen ausreichen. Daran seid ihr verfluchten Österreicher schuld. Seit 24 Stunden laufen wir euch wie toll nach und mußten unsere Proviantwagen weit zurücklassen! — Zur Strafe dafür müßt ihr jetzt Hunger leiden!"

Die Drohung wurde ausgeführt, und beide verbrachten ohne jede Nahrung und frierend die Nacht in einem Pferdestall, vor dem ein Doppelposten Wache stand; erst am dämmernden Morgen, wo sie einen Bauernkarren, der sie nach Berlin bringen sollte, bestiegen, gelang es Josias vom Kutscher ein Stück Schwarzbrod zu kaufen, das er mit Tobias theilte.

Wie schmerzlich ergriffen fühlte er sich, als er auf einem elenden Fuhrwerk, zwischen zwei Soldaten sitzend, durch die Straßen der Stadt fuhr, die er noch vor wenigen Tagen als Sieger auf prächtigem Roß durchzogen hatte!

Die Bevölkerung von Berlin, unter welcher sich die Nachricht von der Ankunft der Gefangenen blitzschnell verbreitete, füllte alle Wege und Plätze, wo der Karren erschien, und machte ihrem Ärger über den gelungenen Handstreich der Österreicher und die bezahlte Kriegssteuer gewaltsam Luft!

Von allen Seiten tönten Schimpfworte, Drohungen und der Ruf: „Schlagt die Kaiserlichen todt! Schmeißt sie in die Spree!"

Der Aufruhr wuchs, so daß der Befehlshaber der Stadt, der wieder ans Spandau eingerückt war, ein Bataillon Jäger ausrücken und die

Digitized by Google

Gefangenen vor der Wuth des Volkes schützen ließ. Ihr Aufenthalt in Berlin dauerte nur so lang, bis dieser Commandant ein Verhör mit ihnen angestellt hatte.

Er fragte sowohl Josias als dessen Diener über die Stärke ihres Corps aus, erhielt aber nicht ein Sterbenswörtchen zur Antwort; beide schwiegen und ließen sich weder durch das Anerbieten in die preußische Armee einzutreten ködern, noch durch Drohungen einschüchtern.

Als endlich der Commandeur wüthend ihnen das Erschießen in Aussicht stellte, erwiderte Josias:

„Ich ziehe diesen Tod tausendmal der Schmach, mein Vaterland zu verrathen, vor!“

Und sein Diener gab dieselbe mannhafte Antwort.

Am Abend mußten sie wieder den Karren besteigen, der sie von Landjägern escortirt in die Festung Spandau brachte.

Sie lag zwei Stunden von Berlin entfernt und von Sümpfen umschlossen in einer öden Gegend. Wenn der Sand, der wie eine Düne dieselbe auf allen Seiten einschloß, vom Wind aufgewirbelt darüber wehte, glich sie einer großen endlosen Wüste.

Ab und zu wurde das tödtliche Einerlei dieser Landschaft durch ein Föhrengehölz unterbrochen, dessen Äste in den fußtiefen Sand niederhingen oder von einem Dorf mit Lehmhütten . . .

In den Kasematten von Spandau waren kellerartige Räume, die nur durch kleine Lichtscharten erhellt wurden, feucht und voll modrigen Geruches; denn das Wasser rieselte an den Wänden nieder und den Boden bedeckten faulende Blätter, zwischen denen Ratten ihr Unwesen trieben.

Hier wurden beide Gefangene eingeschlossen und ihnen nur einmal im Tage ein Krug voll Wasser und zwei Laibe Brod als Nahrung gegeben, denn sie sollten durch den Aufenthalt in diesem ekligen Kerker und durch Hunger zum reden gezwungen werden.

Diese Tortur dauerte fünf Wochen lang, bis König Friedrich, nachdem er die Franzosen bei Roßbach besiegt hatte, in die Mark Brandenburg zurückkehrte und den Befehl gab, die in Spandau gefangen sitzenden Österreicher menschlicher zu behandeln.

So sehr Graf Josias sich über die Änderung seiner verzweifelten Lage freute, ebenso traurig stimmte ihn die Trennung von seinem treuen Diener, der in einem entfernteren Flügel der Festung Unterkunft fand.

Außerdem erschienen ihm die kleine Zelle, in der eine ewige Dämmerung herrschte, sowie die Kost, Erbsen und Brod, nicht für einen Edelmann passend, dessen einziges Vergehen in seiner Anhänglichkeit an die Kaiserin bestand; er allein von allen Officieren, die in Spandau gefangen

Digitized by Google

saßen, wurde so hart behandelt, denn er stammte aus — Schlesien, das König Friedrich um jeden Preis, wie er wiederholt schwur, preußisch machen wollte!

Dieser Kerker, dessen ganze Einrichtung eine Holzbank, Pritsche mit Strohkissen und Wolldecke bildeten und den er niemals verließ, um frische Luft zu schöpfen, sowie das Verbot zu lesen und der Mangel an Gesellschaft bereiteten ihm körperliche und seelische Qualen, denen er, wenn sie lang dauerten, hätte erliegen müssen. Niemand, außer dem Kerkermeister, einem rohen wortkargen Pommer, der einmal im Tag die Kost brachte, besuchte ihn und von niemandem erfuhr er, was in der Welt vorging. Ein einziges Mal brach dieser sein Schweigen, indem er von der Schlacht bei Roßbach zu erzählen begann, die er als Gardist des Königs mitgemacht hatte.

Zu jeder anderen Zeit würde Josias sich diese Mittheilungen über die Siege der Preußen verbeten haben; heute aber, wo seit Monaten niemand mit ihm sprach und er froh war, endlich wieder eine menschliche Stimme zu vernehmen, hörte er geduldig, ja aufmerksam zu. Und im Stillen dachte er, durch dieses gespannte Zuhören seinem Aufseher zu schmeicheln und ihn für später milder zu stimmen. Dieser begann:

„Unser großer König rückte im November den Franzosen, die über die Saale gegangen waren, von Merseburg her entgegen, denn er hatte gehört, sie wollten Leipzig erobern.

„Bevor er sie angriff, hielt er eine Anrede an die ganze Armee: Die Stunde ist gekommen, wo alles, was uns theuer ist, von unsern Waffen abhängt! Haltet euch brav und vertraut auf mich!

„Am andern Tag, es war der 5. November, sahen die Franzosen, die uns scharf beobachteten, daß der König sein Heer plötzlich still halten ließ und eine Schwenkung nach links machte, und glaubten schon, er weiche vor ihnen zurück. Das war aber nur eine List, denn auf der Stelle, wohin er nach rückwärts schwenkte, lag eine viel günstigere Stellung für uns. Dort wollte unser großer Fritz mit seinen 22.000 Mann, den Wälschen, die über 60.000 Mann zählten, eine Falle legen.

„Während ein Theil derselben ihm gegenüber still hielt, marschirten zwei andere Theile nach rechts und links, um uns zu umgehen und in den Rücken zu fallen.

„Es war ein Netz ausgespannt, in das sie uns einfangen wollten.

„Der König, der that als ob er von diesen Kreuz- und Querzügen nichts bemerkte, blieb ruhig und ließ sogar abkochen; er wußte nämlich aus der Erfahrung, daß wir mit größter Geschwindigkeit uns in Schlachtordnung stellen konnten, während die Franzosen darin recht schwerfällig

Digitized by Google

waren. Darum setzte er sich auch mit seinen Generälen zu Tisch, als lebte man im tiefsten Frieden.

„So wurde es zwei Uhr Nachmittags und die Franzosen, die seit dem Morgen in Bewegung waren, meinten, als sie uns gemüthlich essen und ruhen sahen: Die Preußen werden heute nichts mehr unternehmen, sie setzen sich gleichfalls zur Ruhe.

„Darauf hatte der König gerechnet. Im Nu standen wir unter den Waffen, und General Seydlitz verschwand mit der ganzen Cavallerie hinter ein paar Hügeln, die sie den Blicken der Franzosen entzogen. Diese sahen nur unsere Infanterie vor sich und griffen erst wieder zu den Waffen, als sie bereits auf Schußweite herangerückt war.

„In der vierten Stunde des Nachmittags eröffneten unsere Kanonen, die auf dem höchsten Hügel aufgepflanzt waren, ein mörderisches Feuer, das die französischen Fußtruppen zum Weichen brachte.

„Marschall Soubise, ihr Feldherr, ließ die Cavallerie vorsprengen, da erschien in ihrem Rücken General Seydlitz mit seinen Reitern.

„Sobald er, der an ihrer Spitze ritt, den Feind erblickte, warf er seine kurze Pfeife in die Luft und jagte allen voran in die Reihen desselben.

„Der Zusammenstoß war fürchterlich. Die Franzosen, die überrascht worden waren, hielten nicht Stand, sondern zogen sich auf ihre Reserve zurück.

„Jetzt ließ aber auch der König seine Infanterie und besonders die Gardetruppen vorrücken, die ruhig und gemessen, wie bei einer Musterung aufmarschirten und gegen den Feind vordrangen. Er wich zurück und im Hohlweg bei Reichartswerden stießen die flüchtigen Reiter mit den geschlagenen Infanteristen zusammen, so daß sie einen riesigen Menschenknäuel bildeten, in den sowohl die Reiter des General Seydlitz tüchtig einhieben, als auch unsere Kanonen feuerten.

„Das kostete den Franzosen über 10.000 Todte und Verwundete und außerdem war ihre ganze Armee zersprengt worden!

„Um sechs Uhr war die Schlacht bei Roßbach zu Ende und von uns gewonnen!"

Nach dieser Erzählung, die er lebhaft und ganz den Ort, wo er sich befand, vergessend vorbrachte, verließ der Kerkermeister die Zelle und schien sich dieser plötzlichen Gesprächigkeit, zu der ihn sein feuriges Soldatenherz verführte, zu schämen, denn am nächsten Tag verrichtete er wieder stumm wie ein Fisch seinen Dienst.

Der Winter brach mit Schneestürmen und eisiger Kälte herein und brachte für den Gefangenen eine Zeit voll Schmerzen, von neuen Entbehrungen und Trostlosigkeit. Vor allem fror er jämmerlich.

Digitized by Google

Der Frost verwandelte das Wasser, das beständig von den Wänden der Zelle träufelte, in Eis und durch das schlecht verschlossene an der Decke angebrachte Fenster wehte beständig ein eisiger Luftzug herein, der ihn an allen Gliedern zittern machte.

Gegen diese Qualen der unerträglichsten Kälte konnte er sich nur durch eine Wolldecke schützen, denn es war weder ein Ofen da, noch wurden ihm, trotz vieler Bitten, wärmere Hüllen gereicht.

So mußte er Tag und Nacht auf seinem Strohsack, dicht in seine Decke eingehüllt liegen, denn nur in dieser Stellung und Vermummung schützte er sich vorm Erfrieren.

An den kältesten Tagen, die im Januar einfielen, brachte ihm der Wärter zweimal täglich einen Topf voll Suppe, die aus heißem übelriechenden Wasser, einigen Fettstücken und verschimmelten Brodkrumen bestand und die zu verzehren ihm die größte Überwindung kostete.

Anfangs ließ er sie aus Ekel unberührt, bis ihn die Kälte zwang, sie, um seine erstarrten Glieder zu erwärmen, auszutrinken; später gewöhnte er sich so daran, daß er die Zeit, wo sie gereicht wurde, kaum erwarten konnte und das schlechte Gebräu mit dem Behagen eines Feinschmeckers schlürfte.

In diesem fürchterlichen Zustand verbrachte Josias von Wartburg bereits ein halbes Jahr, von jeder Hilfe, jedem Trost verlassen und sich selbst mit verzweifelnden Gedanken wie bösen Ahnungen preisgegeben!

Nur die Hoffnung, daß doch einmal ein Tag der Erlösung kommen werde, war ein Lichtstrahl in dieser geistigen Nacht und seine letzte Rettung!

Der Zufall brachte endlich eine Gesellschaft, die, wenn es auch nur ein kleines Thier war, ihm doch unbeschreibliche Freude und später viel Zerstreuung brachte.

Eines Tages hörte er ein Krabbeln und Knacken an der Zellenthüre und sah eine — Maus, die, nachdem sie ein winziges Loch ins Holz genagt hatte, hereinschlüpfte und die auf dem Boden zerstreuten Brodkrumen auffraß.

Josias verstopfte die Ritze in der Thür und zwang dadurch das Thierchen, mit ihm die Gefangenschaft zu theilen und das that es bald in so possierlicher und zutraulicher Weise, daß er viel Ergötzen daran fand.

Anfangs fraß die Maus nur scheu die ihr vorgeworfenen Bissen, gewöhnte sich aber bald näher, immer näher zu rücken, so daß sie eines Tages ihm auf die Hand sprang und ihr Futter aus seinen Fingern naschte. Seitdem blieb sie immer in seiner Nähe und verkroch sich zur Nachtzeit nicht mehr in einen Winkel der Zelle, sondern unter das Bettstroh.

Digitized by Google

Wenn er starr vor Kälte und an allen Gliedern zitternd dalag, saß sie bald neben seinem Gesicht, bald lief sie seinen Leib hurtig auf und nieder. Und dieses Spiel, das er in den Tagen der Freiheit für etwas unmögliches gehalten hätte, machte ihm jetzt eine Freude, die er um keinen Preis entbehren wollte.

Mitten ihm Winter befiel ihn ein Fieber, welches mit heißen und kalten Schauern an seinem abgezehrten durch schlechte Kost kraftlos gewordenen Körper rüttelte und ihm öfter das Bewußtsein raubte.

Schwere Träume umnachteten seinen Geist und erfüllten ihn mit Schreckbildern, so daß er oft aufsprang und schreiend durch die Stube rannte; dann lag er wieder Wochen hindurch mit bleischweren Gliedern da und stöhnte vor Schmerzen, denn jede Bewegung erregte in ihm das Gefühl, als würde ihm ein glühendes spitzes Eisen ins Gehirn gebohrt.

Der Kerkermeister, dem die schwere Krankheit des Gefangenen nicht verborgen blieb, zögerte lang einen Arzt zu rufen, und sagte, als dieser endlich erschien und ihm Vorwürfe darüber machte:

„Besser sterben als gefangen sitzen!"

„Woher wißt ihr, daß der Arme für immer hier bleiben muß?" erwiderte der Arzt.

„Jeder hat seine eigenen Gedanken," gab der alte Pommer zur Antwort. „Der Österreicher stammt, wie ich hörte aus Schlesien; trotzdem ging er unter die Kaiserlichen. Das ist ein Verbrechen, für das unser großer König niemals Pardon gibt. . Und dann hat er einem Manne der Riesengarde, der zweimal entwischen wollte, nicht allein zur Flucht aus Potsdam verholfen, sondern ihn auch zum Eintritt in die österreichische Armee überredet. Dafür verdiente er den Tod! Sagen Sie jetzt selber, Herr Doctor, ob er ein besseres Loos erwarten kann?"

Dieser erwiderte in traurigem Tone: „Der Gefangene wird früher als ihr glaubt die Festung Spandau verlassen!"

Der Kerkermeister, der diese Äußerung auf eine Begnadigung bezog, rief empört aus:

„Wenn der Spitzbube, der gegen unsern König kämpfte und noch dazu ihm seine Leute verführte, frei ausgeht, dann gibts keine Gerechtigkeit mehr in Preußen!"

„Beruhigt euch, altes Brummeisen!" beschwichtigte ihn der Arzt. „Ich meinte, daß er nicht lang mehr leben wird!"

Damit wurde der Alte besänftigt und kümmerte sich seitdem mehr um den Gefangenen; denn so hartherzig er sich auch gegen den Lebenden zeigte, bei dem „Todescandidaten" durfte er, wie er sich seinen Kameraden gegenüber ausdrückte, „ein Auge zudrücken".

Digitized by Google

Als Josias von Wartburg nach langen Fieberträumen wieder zum Bewußtsein kam, fand er zu seinem Erstaunen ein weiches Kissen unter seinem Kopf und eine zweite warme Wolldecke über seinen Leib gebreitet. Und seine Verwunderung wurde noch größer, als ihm der Kerkermeister täglich zweimal statt der ekligen Suppe ein Glas voll warmer Milch und ein Weißbrot brachte.

Er konnte sich diese plötzliche Veränderung zum bessern nicht erklären und stellte eines Morgens die Frage an ihn, ob er bald auf Begnadigung hoffen dürfe?

Der Pommer starrte ihn mitleidig an, erwiderte kein Wort und wies, als er sich entfernte, mit der Hand gegen Himmel; eine Pantomime, die dem Gefangenen räthselhaft blieb.

Er redete seitdem ihn nicht mehr an, freute sich aber im stillen über die bessere Kost, durch welche er zu Kräften kam und sich seitdem erholte.

Als endlich der Winter wich und die ersten Strahlen der Frühlingssonne in seine Zelle wärmend hinein leuchteten, fühlte er sich soweit gekräftigt, daß er sein Strohlager verlassen und langsam auf und nieder gehen konnte, und ein paar Wochen später rief er frohlockend aus: „Genesen!“

Viertes Capitel.

Das geheimnisvolle Schloß.

An einem Februartag des Jahres 1758 trat ein Adjutant des Festungs-Commandanten in die Kerkerzelle des Josias von Wartburg und verkündete ihm die — Freiheit!

Dieses Wort wirkte auf den kaum Genesenen so mächtig, daß er keine Sylbe erwiderte und fast die Besinnung verlor.

Der Officier wartete von Mitleid erfüllt, bis er sich erholt hatte, um dann noch mitzutheilen, er habe nebst der Freiheit auch die Erlaubnis erlangt nach Österreich zurückzukehren! . . Es sei eine Waffenruhe eingetreten, während welcher der König den Wunsch wegen Auswechslung der gefangenen Officiere der Kaiserin mittheilen ließ; diese gab ihre Einwilligung dazu.

Da ein Herr von der Goltz, welcher zu den Günstlingen des Königs zählte, in der böhmischen Festung Königgrätz in Haft gewesen, so wurde von Seite Preußens ein Austausch dieses Gefangenen angeboten, den der Staatskanzler Kaunitz sowohl, wie auch Feldmarschall Daun annahmen und zugleich die Auslieferung des Lieutenants Josias von Wartburg verlangten.

Digitized by Google

Dieser war während der Adjutant ihm dies mittheilte, Herr seiner Aufregung geworden und seine erste Frage betraf das Los des treuen Tobias; worauf er die Versicherung erhielt, der Diener dürfe seinen Herrn begleiten.

Jetzt erst gab sich Josias dem vollen Genuß des Bewußtseins: Du bist frei! hin und machte, da ihn der Officier wieder allein ließ, allerlei Pläne für die Zukunft.

Als aber um die Mittagsstunde der Wärter erschien und ihn zum Commandanten führte, schwankte er vor Schwäche und mußte sich auf ihn stützen, denn das lange Siechthum und die plötzliche Aufregung hatten seine Kräfte erschöpft.

Tiefe Trauer befiel ihn beim Gedanken, daß er jetzt an der Schwelle der Freiheit krank sei und nicht die Heimreise antreten könne und in dieser Stimmung, die sich in Miene, Blick und Haltung kundgab, trat er vor den Commandeur; dieser aber bereitete ihm eine Überraschung, die ihn nicht weniger aufregte wie die Ankündigung der Freiheit.

„Sie sind durch die Haft so angegriffen worden, Herr Graf", sagte er in höflichstem Tone, „daß Sie vor allem einer Erholung und Stärkung vor der Rückreise nach Wien bedürfen. — Ein Freund, der an Ihrem Schicksal sehr warmen Antheil nimmt, Herr von Bülow, bietet Ihnen durch mich sein in der Ukermark gelegenes Schloß zum Aufenthalt an. Es ist unbewohnt, da er und seine Frau sich in Potsdam aufhalten, so daß Sie dort außer der Dienerschaft, die zu Ihrer Verfügung steht, von niemand gestört werden."

Josias, der sich nicht erinnerte, jemals die Bekanntschaft eines Herrn von Bülow gemacht zu haben, sträubte sich anfangs, das Anerbieten anzunehmen, der Commandant aber redete ihm so lang zu, bis er einwilligte, wozu ihn auch noch das peinliche Gefühl, ernstlich krank zu sein, bewog.

„In diesem Zustand kann ich unmöglich reisen", dachte er, und zugleich trieb ihn die Neugierde, den Mann kennen zu lernen, der ihm Gastfreundschaft anbot.

Nach einer mit Schlaf gesegneten Nacht, die er zum erstenmal, seitdem er nach Spandau gekommen war, in einem bequem eingerichteten und geheizten Zimmer zubrachte, fuhr er am andern Morgen, von Tobias begleitet, in die Ukermark.

Trotzdem es Frühling geworden war, bedeckte noch tiefer Schnee die Felder und Wege, sowie das unabsehbare Flachland, und die beiden Reisenden, die an die waldigen Hügel und Berge ihrer schlesischen

Digitized by Google

Heimat dachten, fanden wenig Gefallen an der öden Gegend, die eben wie eine Tischplatte vor ihnen lag und jedes landschaftlichen Reizes entbehrte.

Josias empfand fast Reue, sich, statt nach dem schönen Österreich zu reisen, hierher freiwillig verbannt zu haben.

Erst am Spätabend erreichte der Wagen, der trotz der vorgespannten drei Rosse nur langsam auf der bodenlosen Landstraße vorwärts kam, ein Dorf, hinter welchem eine Linden-Allee, deren breitästige Bäume jetzt statt des Blätterschmuckes glitzernde Schneehüllen trugen, zu einem stattlichen Schloß mit Thürmen und Zinnen führte. Vor demselben lag ein großer von Mauern umschlossener Hof, aus dem man über eine steinerne Rampe zur großen Eingangspforte gelangte.

Ringsum das Schloß breitete sich ein Park aus, der trotz des Winterkleides mit seinen Wäldchen, Seen und Baumgruppen ein hübsches Landschaftsbild bot.

Am Portal wurde der Reisende vom Schloßwart empfangen und in eine Reihe Gemächer geführt, die im Hochgeschoß lagen und nicht allein beauem, sondern auch prächtig eingerichtet waren; sie bestanden aus Saal, Speisezimmer und Schlafzimmer und sollten ihm ganz zur Verfügung stehen.

Der Diener Tobias fand eine Stube, die dicht neben den Wohnräumen seines Herrn lag, so dass er zu jeder Stunde demselben aufwarten konnte; und außerdem boten zwei Lakaien dem Gast ihre Dienste an.

Außer ihnen wohnte niemand im Schloße, das aus einem Haupttract und zwei Seitenflügeln bestand und sowohl in baulicher Anlage als auch durch die vornehme Einrichtung sich als echter Herrensitz zeigte.

Bei Josias trat jetzt ein Rückschlag ein und das Leiden, das lang an seinem Körper gezehrt hatte, brach plötzlich wieder aus, so dass er am Tag nach seiner Ankunft nicht das Bett verlassen konnte und in ein Fieber verfiel, welches ihm wochenlang die Besinnung raubte. Während dieser Krankheit wich Tobias nicht von seinem Bett und pflegte ihn wie eine Mutter ihr Kind.

So vergingen zwei Monate und erst beim Anbruch des Mai kehrte die Gesundheit wieder.

Im Gezweige der Buchen, die vor seinem Fenster standen, rang sich Knospe um Knospe aus den Hüllen, die Birken an den Ufern des Sees, der in der Ferne schimmerte, hängten grüne Blattschleier um ihre ewig schwankenden Aeste, die Fliederbüsche in den kleinen Pflanzungen, die rings um die Schloßtreppe lagen, schmückten sich mit duftererfüllten Dolden und aus den Zweigen und Wipfeln der Obstbäume rieselten rosiggefärbte Blüthen in den Wiesengrund.

Digitized by Google

Der Sonnenschein und die lauen Lüfte lockten den Genesenden in's Freie, wo er theils in den buschumschrankten Hütten und theils in der Rosenlaube am See saß und mit wohligem Behagen die würzige Luft einsog.

Der Park schien verzaubert zu sein. Wo bisher Schneedecken, Baum, Strauch und Wiese verhüllten, sproßte leuchtendes Grün und keimten Blüthen und Blumen.

Hinter denselben führten Baumgänge, deren dichtbelaubte tiefhängende Zweige jeden sengenden Sonnenstrahl abwehrten, zu einer Einsiedelei, einem zierlichen Häuschen mit Thurm, das aus unbehauenen Stämmen gefügt war. Jenseits desselben erhob sich ein Hügel, auf dessen Böschung ein Eichenwald grünte und dessen Gipfel einen Tempel mit offener Säulenhalle trug.

Am See, den Schwäne kreuz und quer durchzogen, lagen hinter Hecken voll knospender Rosen kleine Hütten aus Baumrinden oder Lauben, an deren Eingängen Steinbilder Wache hielten. In den Wiesenflächen prangten Blumenbeete und Sträucher seltener Art.

Der Aufenthalt in dieser grünen Einsamkeit, die eine Oase in der Wüste der sandigen Ukermark war, übte auf Körper und Geist des langsam Genesenden einen heilenden Einfluß; er entsann sich nicht, seit seiner Kindheit glücklichere ruhigere Tage verlebt zu haben.

Da tauchten die Bilder der Vergangenheit in seiner Erinnerung auf; er durchlebte sie im Geiste noch einmal und das leuchtendste, das nicht aus seiner Seele schwand, war das — seiner Braut.

Seit ihrem Verschwinden waren zwei Jahre verflossen und niemand brachte ihm Kunde über sie, wie auch nirgends eine Spur von ihr zu entdecken war.

Von allen Einzelheiten, die er über ihre Flucht aus dem Schloße Sternberg erfahren, haftete keine so unvergessen in seinem Gedächtnis wie die Mittheilung des Posthalters in Teplitz, Marie sei in Begleitung eines — Preußen gereist!

War es eine Ahnung, die ihm die Spur der Geliebten wies, daß er auch jetzt über diese Einzelheit länger nachdachte, sie weiter ausspann und allerlei Möglichkeiten daran knüpfte?

Wenn Mariens Begleiter in Wahrheit ein Preuße oder, wie der böhmische Posthalter behauptete, ein verkleideter preußischer Officier war, so konnte er ihr nicht fremd gewesen sein, sondern nur einer, den sie im Schloße, das als Hauptquartier des Königs diente, kennen gelernt hatte!

Ein Faden, der ihn aus dem Labyrinth der Ungewißheit über ihren Aufenthalt führte, schien gefunden zu sein!

Digitized by Google

Er wohnte doch in Preußen, in der Nähe von Potsdam, das er, so bald seine Gesundheit erstarkt war, frei besuchen durfte . . . Welche glückliche Fügung des Schicksals, die er benützen müße!

Seine Aufgabe, sagte er sich, werde darin bestehen, zu erfahren, welche Officiere das Gefolge des Königs während seines Aufenthaltes in Böhmen gebildet hatten. Und darüber könne er nirgends besser Auskunft erhalten, als in dessen Hoflager zu Sanssouci.

Nachdem er diesen Plan entworfen, kehrte Ruhe und Gelassenheit, die er seit den beständigen Gedanken an seine Braut eingebüßt, wieder, und er traf Anstalten, zu Beginn des Juni das gastliche Schloß zu verlassen.

Nachdem er dem Gutsverwalter Hieronymus in der Heimat seinen Aufenthalt und Auftrag, Geld zu senden, mitgetheilt hatte, beschäftigte er sich mit den Vorbereitungen zur Reise und entschloß sich, nachdem diese beendigt waren, an einem Regentag das Schloß selbst zu besichtigen.

In Begleitung des Castellans stieg er in den Oberstock empor, den er noch niemals betreten hatte und staunte über die Pracht und den guten Geschmack, der überall, sowohl in Auswahl der Stoffe, mit denen Möbel und Wände bekleidet waren, als auch in der Anordnung der Einrichtung herrschte.

In einem Saal, der mit purpurrother Seide an Stühlen, Sophas, Vorhängen und Wandbekleidung ausgestattet war, hing eine Reihe von Bildnissen, welche, wie der Schloßwart erklärte, die Ahnen des Besitzers darstellten, die sich in den Trachten von fünf Jahrhunderten zeigten.

Den Schluß dieser nach Hunderten zählenden Portraits bildete das einer jungen Frau im Hofkleid.

Sobald er einen Blick darauf geworfen hatte, erschrack er tödtlich, denn es trug die Züge der Gräfin Maria, seiner verschwundenen Braut. Die Ähnlichkeit war so groß, daß er, je länger er es anschaute, in der Überzeugung, es stelle nur sie vor, bestärkt wurde.

Schon wollte er an den Schloßwart die Frage richten, wie das Bild der Dame in diesen Ahnensaal komme, da sagte dieser, auf dasselbe zeigend: „Das ist unsere jetzige Schloßfrau!“

„Ich habe mich also doch getäuscht“, dachte Josias bei sich . . . „Wie wunderbar, daß zwei Menschen, die hunderte von Meilen von einander entfernt wohnen, sich vollständig ähnlich sehen!“

Obwohl er das Bild gern noch länger betrachtet, ja am liebsten mit sich genommen hätte, so verließ er doch bald, da der Abend hereinbrach, das Gemach und kehrte ohne Verzug in sein Zimmer zurück, denn er wollte ungestört über das so eben erlebte nachdenken.

Digitized by Google

War alles, was ihn in dieses einsame Schloß geführt nur Zufall gewesen oder steckte sowohl hinter der Einladung, die ein gänzlich Unbekannter an ihn richtete, wie auch hinter dem Bildnis, das die Züge seiner Braut trug, ein Geheimnis!

Wenn das letztere der Fall war, dann lohnte es sich, die Enthüllung desselben zu versuchen! Diese aber war am besten zu erlangen, wenn er dem Besitzer des Schloßes selbst begegnete!

Nachdem er lang darüber nachgedacht, beschloß er schon am nächsten Tage nach Potsdam zu fahren und sich dem Herrn von Bülow vorzustellen.

Ehe er dem Diener Tobias Befehl zum Einpacken gab, erschien der Schloßwart mit der Meldung, seine Herrschaft werde in drei Tagen im Schloße eintreffen.

Diese Mittheilung bewog ihn, die Abreise zu verschieben und das Eintreffen seiner Wirthe abzuwarten . . .

An einem sonnumflossenen Nachmittag saß er in der Rosenlaube am See und dachte in Wehmuth an die Heimat, die er bald wiedersehen sollte, da schritt ein Herr, der eine Dame am Arme führte, den Baumgang entlang und näherte sich der Rasenbank.

Er war eine vornehme Erscheinung, die trotz der Hoftracht, dem breitschößigen hellgrünen Leibrock aus Seide, den rosafarbigen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen nebst dem bekannten Dreispitz, den Soldaten verrieth.

Die Dame an seiner Seite war von schlanker Gestalt und trug einen faltenreichen langschleppigen Surtout, das mantelförmige Obergewand der vornehmen Frauen damaliger Zeit, während ihr Haupt ein breitkrämpiger Strohhut bedeckte, so daß Josias ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Der Herr stellte sich als Besitzer des Schloßes vor und begrüßte ihn in herzlicher Weise.

Josias der sich vor beiden tief verbeugte, richtete sich jetzt auf, blickte die Dame an und zitterte wie von einem jähen Schlag getroffen, denn er stand vor — seiner verschwundenen Braut!

Ehe er sich wieder faßte, reichte sie ihm die Hand zum Willkommen und sagte ganz unbefangen: „Wie freue ich mich, Sie endlich wieder zu sehen! . . Mein Mann“, sie blickte dabei Herrn von Bülow an, „kennt unser beiderseitiges Schicksal und wünschte, Sie kennen zu lernen!“

Josias rang noch immer nach Worten, seine Sinne verwirrten sich und der Zorn drohte ihn zu übermannen!

Die Dame schien den Sturm seines Innern nicht zu bemerken und fuhr fort, von seiner Gefangenschaft zu reden, worauf er nur wenig und sich mühsam fassend erwiderte.

Digitized by Google

Das dauerte so lang, bis ihr Gatte die Laube verließ, dann änderte sie den Ton ihrer Stimme, der jetzt herzlicher klang, setzte sich auf die Rasenbank, indem sie Josias einlud, ein gleiches zu thun.

„Ich ahne, was in Ihnen vorgeht", sagte sie. „Hören Sie mich aber ruhig an, bevor Sie sich Ihren Empfindungen überlassen!

„Mein Onkel hat Ihnen bereits die Veranlassung meiner Flucht aus dem Schloß Sternberg mitgetheilt. Ich setze dort fort, wo er seine Erzählung endigte.

„Als ich ohne Gepäck und Geld nach Teplitz jagte, wurde ich erst der peinlichen Lage bewußt, in die ich durch meine unüberlegte Äußerung gegen den König gerathen war. Während ich in schlechtester Stimmung und von Reue gequält auf der Landstraße, die ein heftiger Regen fast ungangbar gemacht hatte, ritt, hörte ich plötzlich Hufschläge hinter mir und wurde bald von einem Reiter überholt. Er zügelte sein Pferd, zog den Hut und ich erkannte in ihm den Oberst von Bülow, der zum Gefolge des Königs gehörend oft mein Tischnachbar im Schloße Sternberg gewesen war.

„Von allen preußischen Officieren gefiel er mir wegen seines ritterlichen Benehmens.

„Er entschuldigte sich, mir gefolgt zu sein; die Gefahr aber, die mir drohte, habe ihn bewogen, alle gesellschaftlichen Rücksichten aufzugeben, denn der König antwortete auf die Frage, wohin ich geführt werden sollte: Nach Spandau! Da man zu gleicher Zeit meine Flucht entdeckte und mir ein paar Reiter nachschickte, so sei er, um mich zu retten, in den Sattel gestiegen und mir nachgeritten.

„In meiner Verlassenheit nahm ich seine Begleitung an, und wir ritten zusammen nach Teplitz, wo ich im Hause einer Verwandten Unterkunft fand, während mein Beschützer im Gasthof abstieg und seine Uniform mit Civilkleidern vertauschte, da die feindliche Gesinnung der Bevölkerung gegen die Preußen ihn bei seinem Vorhaben mir zu helfen, gehindert hätte.

„Obwohl ich sofort einen Boten mit einem Brief an den Onkel sandte, in welchem ich meinen Aufenthalt mittheilte, erhielt ich keine Antwort... Zu derselben Zeit erfuhr ich die Niederlage der Kaiserlichen bei Lobositz und zitterte für Ihr Leben, da ich Sie unter den Kämpfenden wußte.. Zwei Tage später stürzte meine Verwandte mit der Schreckensbotschaft: Die Preußen sind im Anzug! in mein Stübchen. Ich mußte fliehen. Ein paar Stunden nachher hörte ich, Sie seien bei Lobositz schwer verwundet worden und Ihren Wunden erlegen. Herr von Bülow, dem ich meinen Schmerz über Ihren Verlust mittheilte, rieth mir, Böhmen,

Digitized by Google

wo die Späher des Königs umherzogen und gewiſs auch mir auf den Fersen ſaßen, zu verlaſſen und nach Tyrol zu fliehen.

„Es kam aber nicht dazu. An der Gränze, wohin mich meine Verwandte begleitete, warb er um meine Hand, und ich, die durch Ihren Tod — frei war, verlobte mich mit ihm. Wir wurden auch in dem Gränzorte, wo wir raſteten, getraut und reisten dann in die Ukermark. Lange Zeit mußte ich mich dort verborgen halten, denn noch immer ſchwebte ich in Gefahr wegen Beleidigung des Königs, der jetzt mein Landesherr geworden, eingekerkert zu werden.

„Als dieſer nach dem Feldzug in Böhmen wieder nach Potsdam kam und überwinterte, warf ſich ihm eines Tages mein Gatte zu Füßen und bat um Gnade für mich. Der König, der ihn liebte und gerade gut gelaunt war, erwiderte: „Wenn Er gelobt, aus ſeiner Frau eine gute Preußin zu machen, ſo pardonire ich ſie!“ Später wurde ich ihm vorgeſtellt und erfuhr ſelbſt aus ſeinem Mund, daſs mir alles verziehen ſei.

„Die hohe Stellung, welche Bülow im Haupt-Quartier des Königs einnahm, brachte ihn auch mit dem Commandanten der Feſtung Spandau in Verbindung und dieſer erzählte ihm eines Tages von dem öſterreichiſchen Officier, der dort gefangen ſaß. Da er hinzufügte, dieſer ſtamme aus Schleſien, ſo theilte mir mein Gatte dies mit, da es mich, wie er ſagte, als Landsmännin intereſſiren müſſe. Auf dieſem Wege erfuhr ich, daſs Sie noch lebten, aber kriegsgefangen ſeien.

„Ich litt unbeſchreiblich bei dieſer Nachricht und bat Bülow, ſich Ihrer anzunehmen.. Wir hörten von Ihrer ſchweren Erkrankung, nachdem Sie bereits geneſen waren, und es blieb mir nur übrig, Ihnen durch den Feſtungs-Commandanten das Schloß in der Ukermark zum Aufenthalte anzubieten.

„Ich bezog, um Sie ganz ungeſtört zu laſſen, unſer Stadthaus in Potsdam und bat erſt, als ich von Ihrer bevorſtehenden Abreiſe hörte, meinen Gatten, hieher zu fahren.. Ich wollte Sie noch einmal ſehen und Ihnen ſelbſt ſagen, was mich bewog die Frau eines andern zu werden.“

Dieſe ſchlichte Auseinanderſetzung wirkte wie Öl, das auf die Wogen eines ſturmbewegten Meeres gegoßen wird, und gab Joſias von Wartburg die verlorene Faſſung wieder. Er war außerdem zu wohlerzogen, um das Weh, das ihm der Verluſt ſeiner Braut bereitete, zur Schau zu ſtellen. Er beherrſchte ſich und verkehrte ſowohl mit ihr wie mit dem Schloßherrn ſo harmlos, daſs jeder die Drei für alte Bekannte, die ſich über ein ungeahntes Wiederſehen freuten, halten mußte.

Er wollte, nachdem ihn nichts mehr an Preußen feſſelte, ohne weiteren Aufenthalt nach Öſterreich reiſen. Herr von Bülow aber

Digitized by Google

überredete ihn, sich dem König in Potsdam vorzustellen. Es sei das eine Pflicht des Anstandes, demselben für die Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft zu danken.

Josias erwiderte: der Dank dafür gebühre dem Staatskanzler Kaunitz sowie dem General Daun; beide könnten auch einen solchen vom Könige beanspruchen, denn durch den Austausch der Gefangenen würde dieser seinen alten Günstling Herrn von Goltz wiedersehen.

Da aber der Schloßherr sich durch diese Gründe nicht auf andere Gedanken bringen ließ, fügte er hinzu: „Ich fürchte eine sehr ungnädige Aufnahme in Sanssouci zu finden, wenn man sich dort erinnert, ich hätte einem Mann der Riesengarde zur Flucht verholfen! Wer weiß, ob mich der König, der in derartigen Dingen keinen Spaß versteht, nicht deswegen zur Verantwortung zieht! . .“

Herr von Bülow zögerte mit der Antwort und sann eine zeitlang nach . . .

„Ich sehe schon, daß bei Ihnen der gerade Weg der beste ist!“ rief er. „Sie sollen die volle Wahrheit erfahren . . . Als ich mich in Potsdam vom König verabschiedete, fragte er mich, ob ich in meinem Schloß in der Uckermark viele Gäste beherberge? Auf meine Erwiderung, daß sich dort nur ein österreichischer Officier zur Erholung befinde, forschte er weiter und sagte dann: Sende Er mir den Herrn von Wartburg auf jeden Fall nach Sanssouci. Ich will ihn sehen!“

„Und noch an der Schwelle, wo ich noch einmal eine Verbeugung machte, hörte ich: Versäume Er ja nicht, mir den Gefangenen zu schicken!“

„Dabei blitzten seine Augen so gebieterisch, daß ich mir vornahm, Sie um jeden Preis zur Potsdamer Reise zu überreden. Wer weiß, was der König von Ihnen fordert! Nach der Art, wie er seinen Willen kundgab, schloß ich, es sei etwas wichtiges. Ihre Weigerung, zu erscheinen, würde ihn sehr erzürnen!“

Da Josias trotzdem nicht seine Zustimmung zur Reise gab, bat ihn Herr von Bülow dringend, sie aus Freundschaft für ihn zu machen, denn es hänge davon die Gnade oder Ungnade des Königs ab!

Diese letzten Worte erst machten Eindruck, denn es wurde ihm die beste Gelegenheit geboten, sich für die genossene Gastfreundschaft dankbar zu zeigen!

„Da Sie, Herr von Bülow, es wünschen, werde ich mich dem König vorstellen!“ erwiderte er ohne Bedenken.

Und die leuchtenden Blicke wie der warme Händedruck, mit denen dieser ihm für sein Nachgeben dankte, verriethen, welchen großen Dienst er ihm dadurch erwiesen habe.

Digitized by Google

Freilich ahnte Josias nicht im entferntesten, was der König mit ihm beabsichtigte.

Am Abend vor der Abreise erschien Herr von Bülow in dessen Zimmer und brachte noch einmal das Gespräch auf die bevorstehende Audienz.

„Nach reiflicher Überlegung halte ich es für nothwendig", sagte er, „Sie nach Potsdam zu begleiten!"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür", sagte Josias, obwohl in ihm der Verdacht aufstieg, der Schloßherr mistraue ihm und fürchte, er werde noch im letzten Augenblick seinem gegebenen Versprechen untreu werden.

In der Freude, daß sein Gast auf diesen Vorschlag schnell einging, ließ Herr von Bülow sich zu einer Äußerung hinreißen, welche nicht allein Josias' Unwillen erregte, sondern auch ihm viel Stoff zum Nachdenken gab.

„Es sind mehrere Adelige, die Ihren Namen tragen und in Schlesien leben, in die Dienste Preußens getreten. Warum folgen Sie nicht diesem Beispiele?"

Josias wollte eine derb abweisende Antwort geben, beherrschte sich aber und begann ein anderes Gespräch.

In der Stunde, wo er sich von der Schloßfrau, in der Gewißheit, sie niemals mehr im Leben zu begegnen, verabschiedete, stellte er, da beide allein waren, die Frage: „Sind Sie glücklich?" Und fügte, als sie mit der Antwort zögerte, rasch hinzu: „Der Mann, den Sie einst Ihrer Neigung werth hielten, ist wohl zu dieser Frage berechtigt?!"

Sie reichte ihm die Hand, während sie die Augen senkte und ihre Wangen sich fahl färbten, und erwiderte nichts anderes als: „Reisen Sie unter Gottes Schutz! Ich werde Sie niemals vergessen!"

Sie brach plötzlich ab und schritt, ohne ihn anzublicken, aus dem Zimmer.

Bald darauf trat er in Begleitung ihres Gatten die Reise ins Hoflager des Königs an.

Fünftes Capitel.

Vor dem Preußen König.

Die Stadt Potsdam bot in den Tagen, als Josias von Wartburg sie besuchte, das Bild eines großen Feldlagers; denn überall, in Straßen und Kirchen, auf Plätzen und Promenaden, wie an den Thüren und Fenstern der Häuser sah man Soldaten, nur Soldaten aller Waffen-

Digitized by Google

gattungen, und selten, wie ein weißer Rabe unter Tausenden von Schwarzbefiederten, tauchte ein Mann in Bürgerkleid oder Arbeiterrock auf.

Den ganzen Tag über vom grauenden Morgen bis zum Spätabend wurde getrommelt, geblasen und selbst auf öffentlichen Wegen exercirt oder Rekruten gedrillt.

Das Leben der Bürger und des arbeitenden Volkes spielte sich genau nach der Uhr ab, und diese war — König Friedrich.

Nach seiner Tagesordnung, die er peinlich streng einhielt, richteten sie ihr Aufstehen, Arbeiten, Essen, Erholen und Schlafengehen ein und hielten jeden, der es nicht genau so trieb, für nicht königstreu und für einen schlechten Preußen!

Es gab Stunden, in denen die Straßen menschenleer waren und in ihnen die Stille des Grabes herrschte; denn alles, Männer, Frauen und Kinder drängte sich um diese Zeit auf dem großen buschumgrünten Platz vor dem Stadtschloß oder in den Laubgängen, welche nach Sanssouci, dem Aufenthalte des Königs, führten.

Ein Verbrecherhaufen hätte in voller Ruhe, und ohne Besorgnis überrascht zu werden, in dieser Zeit Häuser und Villen ausplündern können; ja es kam sogar vor, daß ein Brand, der in der Abwesenheit der Bewohner eines Stadtviertels entstand, ungelöscht blieb und ganze Häuserreihen zerstörte; alles nur wegen der Schaulust der Potsdamer und ihrer Fremde an militairischen Aufzügen.

Sie versäumten lieber den sonntäglichen Gottesdienst, ehe sie von einer Musterung, die der König vornahm, weg blieben!

Das erfuhr auch Josias von Wartburg, als er in der Mittagsstunde eines Junitages in die Stadt einfuhr.

Die Thüren der Häuser waren verschloßen, kein Fenster trotz der Sommerhitze geöffnet und nirgends ließ sich ein Mensch auf den Straßen, durch welche sein Wagen rollte, blicken.

Das Bild änderte sich aber im Nu, sobald der Kutscher das Gespann an der Garnisons-Kirche vorbei auf den großen Platz vor dem Stadtthore, auf die sogenannte Esplanade lenkte.

In der Mitte desselben hatten die Leib-Compagnien, an deren Flügeln noch einige Riesen aus der Garde des Soldatenkönigs standen, Aufstellung genommen; sie trugen auf den gepuderten Köpfen hohe spitzige Blechmützen, die im Sonnenschein glitzerten, hellblaue kurzschößige Fracke, Kniehosen und Gamaschen von weißem Tuch, sowie lange Zöpfe.

„Der König wird in den nächsten Tagen zur Armee in die Neumark reisen und hält heute zum letztenmal Truppenschau", sagte Herr von Bülow, der an seiner Seite saß.

Digitized by Google

„Sobald er Potsdam verlassen, gleicht es einer Todtenstadt; denn mit ihm ziehen alle Soldaten ab, und die Civilisten genügen ein viertel Hundert Häuser zu füllen."

In der Nähe der mit Steinbildern geschmückten Rampe hielten ein paar Dutzend reich vergoldeter Glaskutschen, deren Lenker und Diener in scharlachrothen Anzügen steckten, und auf den seidenen Kissen saß prächtig gekleidete Damen. Es waren dies die Frauen der höheren Officiere, von denen keine bei der Musterung fehlen durfte; so wollte es der König, dass sie daran ebenso wie ihre Männer, in Reihe und Glied, oder in seinem Gefolge daran theilnahmen. Er verstand keinen Spass, denn eine Frau Major von Puttkamer, welche es ein paarmal vorzog, statt stundenlang müßig in der Kutsche zu sitzen, sich mit ihren Kindern im Hause zu beschäftigen, mußte dafür auf 48 Stunden ins Gefängnis wandern . . . .

Die Musterung begann mit dem Glockenschlag, der auf dem Thurm der Garnisons-Kirche die zwölfte Mittagsstunde verkündigte, und der König, der von einem glänzenden Stab umgeben erschien, ritt langsam die Aufstellung ab.

Er trug einen dunkelblauen langschößigen Rock mit rothen Aufschlägen und silbernen Achselbändern und einen großen dreieckigen Tressenhut. Er ritt auf einem Schimmel und schien in schlechter Laune zu sein, denn er tadelte und schimpfte ohne Aufhören.

Beim Vorbeimarsch warfen die Soldaten die Beine, die sie steif wie Stecken hielten, in die Luft und stampften dann so kräftig in den Boden, dass der Staub hochaufwirbelte.

Ihre Bewegungen, die Haltung von Kopf und Armen waren so stramm, dass sie Schachfiguren glichen, die von einer unsichtbaren Hand vor- und rückwärts geschoben wurden.

Auch ihre Waffenübungen machten denselben Eindruck, fanden aber den Beifall des Königs: das genügte, um die nach Tausenden zählende Volksmenge in tolle Begeisterung zu versetzen; sie machte ihr durch Hurrah-Schreien Luft und sagte mit leuchtenden Augen zu einander: „Wir Preußen sind die besten Soldaten in der Welt!"

Wenn auch König Friedrich bei dieser Truppenschau mit den Leistungen der Mannschaften zufrieden war, so erregten doch die Officiere öfter seinen Unwillen. Dann ließ er dem Zorn alle Zügel schießen, drohte und wetterte wie ein Schulmeister mit unartigen Rangen.

Herr von Bülow machte seinen Gast dabei aufmerksam, dass der König mit Vorliebe nicht-adelige Officiere öffentlich ablanzelte, wie er auch wiederholt äußerte: es lasse sich nichts rechtes aus ihnen machen.

Digitized by Google

Als zum Schluß die Bataillone und Compagnien im Geschwindschritt näher marschirten, befahl er plötzlich: Halt! Mehrere Infanteristen aber machten, ehe sie stillstanden noch ein paar Schritte vorwärts und geriethen aus der Reihe.

„Die Cujons sollen drei Tage lang bei Wasser und Brod eingesperrt werden!“ schrie der König, der seinen Krückstock drohend erhob.

Ihr Hauptmann trat vor, salutirte und bemerkte, der Boden wäre an der Stelle, wo grade Halt! geboten wurde so abschüssig, dass ein jähes Stillstehen unmöglich gewesen sei.

„Halt er das Maul!“ donnerte der König und schlug ihm den Krückstock auf den Rücken . . „Er soll nicht räsonniren, denn Er ist mein Unterthan!“

Der Geprügelte salutirte wieder und trat gelassen, als wäre nichts vorgefallen, zurück, während seine Kameraden laut von der musterhaften Disciplin, die nur in der preußischen Armee herrschte, sprachen. Sie thaten dies, weil sie Josias von Wartburg, der in seiner österreichischen Uniform hinter ihnen stand, bemerkt hatten.

Er aber, der weniger Gefallen als sie an diesem Auftritt gefunden, war froh, dass die Musterung ein Ende nahm und folgte dem Herrn von Bülow in dessen stattliches Haus.

Am andern Tag verabredeten sie eine Fahrt nach Sanssouci, wo der letztere Hofdienst hatte und seinen Gast dem König vorstellen wollte.

In der letzten Stunde noch drohte ihr gutes Einvernehmen in Brüche zu gehen und daran war eine Meinungsverschiedenheit über die Tracht, in welcher Josias bei Hof erscheinen sollte, schuld.

Herr von Bülow verlangte, dass er die dem König verhasste österreichische Uniform ausziehen und ein Staatskleid wähle; es stünden ihm die schönsten aus seiner Garderobe zur Verfügung.

Josias aber erklärte: „So wie jeder Preuße stolz ist, den Rock des Königs zu tragen, ebenso halte ich, der mit Leib und Seele Soldat bin, den kaiserlichen Rock für ein Kleid, das mich wie kein anderes ehrt! Ich werde nur in meiner Uniform vor dem König erscheinen. Wird mir das versagt, so verzichte ich auf die Audienz!“

Dieser entschiedenen Sprache gegenüber wagte Herr von Bülow nicht länger auf seinem Willen zu bestehen und fügte sich, wenngleich mit schwerem Herzen, ins unabänderliche.

Sie fuhren in der Morgenstunde des nächsten Tages nach Sanssouci, und wo immer Josias als hellblauer Savoyen-Dragoner sich zeigte, erregte er Aufsehen. Die lauten Äußerungen freilich, die darüber an sein Ohr klangen, lauteten weder freundlich noch schmeichelhaft.

Digitized by Google

Das im Zopfstyl erbaute Schloß Sanssouci bestand nur aus einem Geschoß und lag auf einem Hügel, welcher, staffelförmig angelegt, vom Fuß bis zum Gipfel mit seltenen Pflanzen, Gewinden von Weinreben und Schlinggewächs bewachsen war.

Die Gemächer des Königs lagen im rechten Flügel und bestanden aus einer Reihe kleiner Zimmer, die ganz nach französischem Geschmack eingerichtet, seine Vorliebe für diese Nation verriethen. Französisch war auch die Sprache, in der er sich stets unterhielt, während er unorthographisch deutsch schrieb und nur ungern deutsch redete.

Am Eingang des Schlosses standen regungslos wie Steinbilder ein paar Riesengardisten und im Vorgemach hielten vier als Haiducken gekleidete Diener Wache.

In einem saalartigen Gemach wurde Josias von einem Kammerherrn empfangen und weitergeführt, während Herr von Bülow zurückblieb.

Sie durchschritten drei Zimmer und an der Thür eines vierten, welches das Cabinet des Königs war, verabschiedete sich der Hofherr, während Josias eintrat.

Ein hohes fast bis zum Boden reichendes Fenster, vor welchem ein reicher Blumenflor grünte, erhellte den Raum, dessen Möbel und Vorhänge aus hellvioletten seidenen Stoffen bestanden; auf dem Marmorkamin stand die Büste des römischen Kaisers Marc Aurel und auf dem Tisch, der mit Büchern und Schriftstücken bedeckt war, das Bild des Schweden-Königs Gustav Adolf.

Der König saß in einem tiefen Lehnstuhl aus violettem Sammt und kehrte dem Kamin den Rücken, so daß seine Gestalt wie sein Gesicht dem Fenster zugewandt und von der Sonne hell beleuchtet, von Josias genau betrachtet werden konnte.

Er trug eine abgetragene blaue Uniform mit rothen Aufschlägen, eine lange weiße Weste, die von Schmutz und Spaniolkörnern starrte, kurze verschließene Sammtbeinkleider, schlottrige Stiefel, die bis zu den Knien reichten; die Wäsche, welche am Hals und unter den Rockärmeln sowie durch die halbgeöffnete Weste sichtbar wurde, war unsauber . . .

Plötzlich wandte er sich um, warf das Buch, in dem er gelesen hatte, auf den Tisch, nahm eine der vielen goldenen mit glitzernden Edelsteinen gezierten Dosen in die Hand und fixirte Josias von Wartburg scharf ins Auge.

Sein Gesicht, das fahl und runzelig war, hatte einen stets wechselnden Ausdruck und die großen hellblauen Augen blickten flammend.

Die Finger seiner kleinen abgemagerten Hand, an denen zwei goldene Ringe mit Edelsteinen steckten, wühlten in der Dose und stopften

Digitized by Google

dann eine tüchtige Prise in die Nase; das geschah alles schweigend, während er seine Augen noch immer unverwandt auf Josias richtete.

Diesem fiel, während der König behaglich schnupfte, eine darauf bezügliche Anekdote ein, bei welcher der Reiter-General Ziethen eine Rolle spielte.

Der König berieth eines Tages mit demselben eine militairisch-wichtige Angelegenheit und gerieth dabei in solche Hitze, dass er längere Zeit die offene Dose in der Hand behielt, ohne eine Prise zu nehmen; Ziethen aber, der dies missverstand und für eine Einladung, zu schnupfen, deutete, griff rasch hinein. Der König unterbrach nicht seine Rede, warf aber die Dose, welche Tausende von Thalern werth war, ins Kaminfeuer!

Endlich stellte er an Josias eine Frage, die sich auf den Staatskanzler Kaunitz bezog und wodurch er erfahren wollte, in welchem Verhältnisse dieser zum Grafen stünde?

Die Auskunft schien ihn zu befriedigen, denn er sagte lachend: „So oberflächlich und lamisch Kaunitz auch in Geschmack und Umgang ist, so tief ist er in Geschäften!“ Bei diesem Lächeln sah Josias, dass dem König alle Vorderzähne fehlten und fand darin die Lösung für das Räthsel, warum er, ein ebenso leidenschaftlicher wie meisterhafter Flötenspieler, diese Kunst nicht mehr trieb.

Während des Gespräches waren drei kleine Windspiele von weißer Farbe beständig im Zimmer auf- und abgesprungen und eins setzte sich mit einem Satz auf den Schooß des Königs, der es streichelte und: „Meine süße Biche“, nannte; gegen die andern Thiere, die Phyllis und Tisbe hießen, zeigte er sich nicht so zärtlich, sondern schlug sie, wenn sie ihn belästigten, mit dem Stock, der stets neben ihm stand und dessen Krücke von Gold und mit Juwelen geziert war.

Als er sich vom Stuhl erhob und nahe vor Josias trat, ahnte dieser, dass sich jetzt die Vorhersagung des Herrn von Bülow erfüllen werde, bemerkte aber zugleich, dass der König bereits einen gekrümmten Rücken hatte und hinfällig wie ein Greis war, obwohl er erst — 46 Jahre zählte.

Er klagte, dass der Adel Schlesiens mehr als das Volk ihm, dem neuen Landesherrn, feindlich gesinnt und darum recht undankbar sei; denn gerade er wäre ihm mehr gewogen als die Kaiserin, lasse ihn am Staatsdienst theilnehmen und zeige sich ihm bei jeder Gelegenheit geneigt; trotzdem sei es vorgekommen, dass die Besten dieses Standes noch treu an Österreich hingen, während die Verkommenen ihm huldigten.

„Ich verachte diese Cujons!“ rief er mit flammenden Augen aus, „Sie sind keine Menschen, sondern nur Maschinen, die durch Gewicht und Rad geleitet werden!“

Digitized by Google

Der König, der während dieser Auslassungen aufgeregt im Gemach auf- und niedergegangen war, schwieg eine Zeitlang, nahm mehrere Prisen und starrte in die grünen blüthenbehangenen Büsche, die sich vor seinen Fenstern im funkelnden Sonnenschein ausbreiteten. Dann wandte er sich wieder zu Josias und sprach vom Geschlecht und Haus, dem jener entstammte.

Er wisse und kenne die guten Dienste, welche sein Vater der Kaiserin geleistet und sogar das Leben dabei eingebüßt habe ... Wie schlecht aber lohnte diese solche Treue! Denn der Sohn, der in die Fußstapfen des Vaters trat und unter ihren Fahnen kämpfte, habe es trotzdem nur zum Lieutenant gebracht!

„Wenn Er ein Preuße wäre", so schloß der König mit bedeutsamen Blicken und seine Schulter berührend, „so würde Er längst die Achselschnüre eines Majors tragen!"

Er brach plötzlich ab und wartete, kein Auge von ihm wendend, welchen Eindruck diese Worte auf ihn machten?

Da Josias von Wartburg aber nichts erwiderte und auch durch keine Miene Freude darüber verrieth, so fuhr er fort: „Ich bin Ihm gewogen! Trete er in meine Dienste!"

Der längst gefürchtete Augenblick war gekommen, in welchem Josias über seine Zukunft entscheiden sollte!

Er wußte klar, was in der Heimat und was hier in Preußen seiner wartete.

Dort gab es keine schnelle Beförderung, keine glänzenden Aussichten und Ehren, während ihm hier die Gunst eines mächtigen Königs, morgen schon ein hoher militairischer Rang und die Fürstenkrone winkten, denn Friedrich belohnte stets die Edelleute Schlesiens, die preußisch wurden, durch Verleihung eines höheren Adels ..

Der Kampf mit sich selbst, sowie die Entscheidung, wohin er sich wenden sollte, dauerten kurz, denn leuchtend wie eine Sonne, vor der alle Nebel weichen, trat ihm der Wahlspruch seines Vaters vor die Seele, derselbe Wahlspruch, den ihm einst die große Kaiserin warm ans Herz gelegt hatte: „Alles für das Vaterland! — **Patriae totus et ubique**!"

Er verneigte sich tief vor dem König und erwiderte ebenso ehrerbietig als entschieden: „Ich kann das gnädige Anerbieten Euer Majestät nicht annehmen!"

„Was hindert Ihn daran?" unterbrach ihn dieser barsch.

„Der Wahlspruch meines Hauses!" gab Josias zur Antwort.

„Wie lautet er?"

Digitized by Google

„**Patriae totus et ubique**! Dafür will ich leben und sterben“, sagte Josias in überzeugtem Tone.

Aus den großen Augen Friedrich's leuchtete ein Blitz der Überraschung und er sagte mehr zu sich: „Wie lange schon habe ich nicht eine solche Antwort gehört! Er ist ein ganzer Mann!“ ...

Indem er Josias das Zeichen gab, er sei entlassen, fügte er, ihn voll anblickend hinzu: „Ich will Ihn noch einmal sehen. Bleibe Er in Potsdam und überlege Er meinen Antrag. Vielleicht kommt Er dann auf andere Gedanken!“

Josias, dem der Boden unter den Füßen brannte und das Heimweh am Herzen zehrte, bat, bald abreisen zu dürfen.

„Ich dulde von keinem Menschen Widerspruch!“ herrschte ihn der König an. „Er bleibt so lange in Potsdam, bis ich Ihm die Erlaubnis zur Abreise gebe!“ ..

Während der König sich unwillig umwandte, verließ er das Arbeitszimmer und ging in den Empfangssaal, wo Bülow ihn erwartete und erregt sich nach dem Verlaufe der Audienz erkundigte.

„Sie sind ein Glückskind und Eisenkopf zugleich!“ rief er, nachdem ihm Josias alles, Wort für Wort mitgeteilt hatte ... „Die Gunst eines Friedrich des Großen, ist doch das höchste Glück, das ein junger Soldat wünschen kann!“

„So spricht ein Preuße!“ unterbrach ihn Josias ernst.

„Ich bin überzeugt, Sie würden an meiner Stelle nicht anders gehandelt haben!“

Herr von Bülow blieb ihm die Antwort schuldig und begann rasch von etwas anderm zu reden: „Der König wird Sie nicht aus den Augen lassen. Geben Sie darum den Gedanken, Potsdam heimlich zu verlassen, auf!“

„Was soll ich in der langen Zeit bis zur nächsten Audienz beginnen?“ fragte Josias. „Wie kann der König, nach der Entschiedenheit, mit der ich seinen Antrag ablehnte, noch eine andere Antwort erwarten!“

„Er rechnet mit Ihrer Jugend und mit den Eindrücken, welche das glänzende militairische Leben in Potsdam auf Sie machen sollen!“

„Dann wird er sich verrechnen!“ rief Josias lebhaft aus. „Ich fühle als guter Österreicher keine Lust, viel mit preußischen Officieren zu verkehren.“

„Das bedauere ich“, erwiderte Herr von Bülow, „denn der König befahl mir, Sie allen Prinzen und Prinzessinen sowie der ganzen Hofgesellschaft vorzustellen. Fügen Sie sich ins unvermeidliche, denn ein offener Widerstand gegen diesen Befehl würde böse Folgen haben. Übrigens

Digitized by Google

werden Sie früher als Sie glauben, zur zweiten Audienz gerufen werden, denn in einer Woche geht der König zur Armee, die an der Ostgränze steht, ab."

Josias von Wartburg mußte trotz seines Widerwillens viele Besuche machen und wurde eines Tages auch der Prinzessin Amalie, einer Schwester des Königs, vorgestellt.

Diese Dame, deren Gesichts-Ausdruck großen Verstand verrieth, lebte, da sie unvermählt blieb, wie eine Einsiedlerin in Potsdam und mußte viel durch die Ungnade ihres Bruders leiden. Als Josias in der österreichischen Uniform vor ihr stand, brach sie in Thränen aus und sagte: „Sie erinnern mich an einen Unglücklichen, der auch aus Österreich stammt und durch eine Verkettung der unglücklichsten Zufälle in preußische Gefangenschaft gerieth.

„Es ist das Friedrich von der Trenck, der einst der Liebling unseres ganzen Hofes war, aber wegen des Verdachtes, ein Spion Ihrer Kaiserin zu sein, in die Ungnade meines königlichen Bruders fiel."

„Ich kenne den Trenck", erwiderte Josias, „und habe ihm auf seiner Flucht nach Holland begegnet."

„Wissen Sie auch seine ferneren Schicksale?" unterbrach ihn die Prinzessin.

Als Josias das verneinte, gab sie der Dame, die nach der Hofsitte in der Nähe stand, einen Wink, sich zu entfernen, und fuhr dann fort: „Trenck verließ ein sicheres Versteck, um seine sterbende Mutter in Danzig noch einmal zu sehen und wurde durch Verrath an die preußische Behörde, die ihn seit der Flucht aus der Festung Glatz scharf verfolgte, ausgeliefert . . Jetzt sitzt er, in Eisen geschmiedet, bereits vier Jahre im Gefängnis zu Magdeburg . . . Ich bin überzeugt, daſs er niemals an Verrath dachte oder Spion gewesen ist, und beklage darum tief sein entsetzliches Schicksal."

„Weiß Trenck, daſs die königliche Hoheit ihm gnädig gesinnt sind?" fragte er.

„Ja", erwiderte sie. „An dem Tage, wo er in den Kerker geschleppt wurde, ließ ich ihm durch eine Vertrauensperson folgendes sagen: ‚Ihr Unglück ist ohne Hülfe, wenngleich ich nicht aufhören werde, Ihnen nützlich zu sein. Sie verdienen ein anderes Schicksal'. Seitdem lebt er ganz von der Welt abgeschieden, in Ketten geschmiedet, die 68 Pfund wiegen; denn ohne Erlaubnis des Königs darf ihn niemand besuchen!"

Nach diesen Worten trat die Prinzessin näher und fuhr in so leisem Tone fort, daſs die Worte nur Josias hören konnte: „Der König wird Sie, wie ich hörte, noch einmal zur Audienz rufen . . . Er ist

Digitized by Google

Ihnen sehr gewogen . . Bitten Sie um die Erlaubnis, Trenck zu besuchen. Ich bin überzeugt, daſs Sie dieselbe erlangen werden . . Reisen Sie dann sofort nach Magdeburg und bringen Sie dem Armen den Trost, endlich wieder einen ihm freundlich gesinnten Menschen zu sehen und zu sprechen! Versäumen Sie ja nicht, dieses Werk der christlichen Barmherzigkeit auszuüben . . . Sagen Sie ihm, daſs ich die Hoffnung, ihn frei zu sehen noch nicht verloren und lindern Sie, wenn das möglich ist, sein hartes Loos!"

Sie überreichte ihm eine mit Goldstücken gefüllte Börse und entließ ihn mit dem Wunsch: „Gott schütze Sie!"

Tief gerührt über den mitleidsvollen Sinn der Prinzessin Amalie, die der Hof und das Volk herzlos nannten, kehrte er in das Haus seines Gastfreundes zurück und gelobte sich im stillen, sobald als möglich nach Magdeburg zu reisen, wenn auch dadurch seine Fahrt in die Heimat einen längeren Aufschub erlitt; aus Vorsicht verschwieg er Herrn von Bülow gegenüber sowohl die Unterredung mit der Prinzessin Amalie als auch seine Absicht, den gefangenen Trenck zu besuchen, der einst von ihr heiß geliebt und deshalb von ihrem königlichen Bruder verfolgt und eingekerkert worden war, um, wie dieser sagte, „die Schande seines Hauses vor der Welt zu verbergen."

Wenige Tage später erschien ein Oberst der Leibgarde bei ihm mit der Meldung, der König habe ihn zur Audienz befohlen, und begleitete ihn nach Sanssouci.

Er wurde in demselben Arbeits-Cabinet empfangen. König Friedrich zeigte sich ebenso huldvoll wie bei der ersten Audienz und stellte sogleich die Frage, ob er sich eines bessern besonnen habe?

Josias von Wartburg wiederholte, daſs ihn nicht allein der Wahlspruch seines Hauses, sondern auch die Überzeugung einen Übertritt in preußische Dienste verbiete.

„Ich habe von Ihm keine andere Antwort erwartet," erwiderte der König in noch gnädigerem Tone. „Ich wiederhole: Er ist ein ganzer Mann. Kehre Er in seine Heimat zurück mit dem Bewusstsein, daſs Ihn meine Achtung begleitet."

In dem Augenblick, wo Josias sich verabschiedete, fiel ihm der in Magdeburg gefangene Trenck ein und er brachte die Bitte, ihn besuchen zu dürfen, vor.

Die Augen des Königs sprühten und sein Gesicht verdüsterte sich, als er diesen Namen hörte.

„Was hat Er bei diesem Cujon zu suchen?", fragte er unwillig. „Woher kennt Er ihn?"

Digitized by Google

Josias, der sofort bemerkte, der König schöpfe Verdacht gegen ihn, wählte das beste Mittel, um ihn zu beruhigen und erzählte offen, seine Begegnung mit Trenck.

Nur das Mitleid mit einem Landsmann habe ihn zur Fahrt nach Magdeburg bewogen.

„Der Trenck ist ein gefährliches Subject, das jede Gelegenheit, die sich zur Flucht bietet, schlau benützt . . ."

Als Josias einige Worte zu dessen Vertheidigung vorbringen wollte, gebot er zornig Schweigen und kehrte ihm den Rücken, wodurch die Audienz ihr Ende fand.

Jetzt hielt ihn nichts mehr in Potsdam zurück und er konnte endlich seinem treuen Diener Tobias den Befehl, alles zur Reise bereit zu halten, geben.

Dieser war, so lang sein Herr sich im Hoflager des Königs aufhielt, sehr unglücklich gewesen; denn einmal mußte er die Uniform ablegen und bürgerlich gekleidet erscheinen und dann verletzte ihn auf Schritt und Tritt die Abneigung, welche die preußischen Soldaten, hoch und niedrig, gegen die Österreicher zur Schau trugen.

„Potsdam ist eine Hölle, wo tausend Teufel sitzen!" rief er oft verzweifelt aus und zählte die Stunden, bis der Tag der Abreise erschien.

Als ihm jetzt sein Herr verkündete, die Reise werde in die Heimat gehen, war seine Freude darüber unbeschreiblich groß.

Ehe aber Josias von Wartburg in den Wagen stieg, trat ein Ereignis ein, das nicht allein ganz Potsdam in Aufregung versetzte, sondern das auch für ihn verhängnisvoll werden konnte.

Ein Mann der Riesengarde hielt eines Morgens Wache vor den Gemächern des Königs und dabei fiel ihm auf, daß der Kammerdiener, der bei Friedrich in großer Gunst stand, sich ängstlich umschauend in das Arbeitszimmer schlich, während dieser ausgeritten war. Das Cabinet mündete auf einen Gang und über der Thür befand sich ein kleines Fenster, durch welches man zwar hineinsehen, das aber, weil es so hoch angebracht, daß ein Mensch von gewöhnlicher Größe es nicht erreichen konnte, unverhüllt blieb.

Von Neugierde und mehr noch von Verdacht geplagt, stellte sich der Riese, der im Gange stand, auf die Zehen und schaute ins Zimmer, was der Diener, dessen scheues Wesen ihm aufgefallen war, dort trieb.

Dieser schüttete eben ein weißes Pulver in des Königs Theetasse!

Kurz darauf trat Friedrich ein und verlangte vom Kammerdiener Thee.

Digitized by Google

Dieser goß aus einer über einer Kochmaschine stehenden Kanne das heiße Getränk in die bereit gehaltene Tasse, rührte es mit einem goldenen Löffel um und reichte die gefüllte Tasse dem König.

Der Gardist, welcher von allem, was in dem Cabinet vorging, kein Auge verwandte, bemerkte, daß der Diener scheu zur Erde blickte und zitterte, was der König, der in einem Buche blätterte, nicht sah.

Rasch entschlossen trat der Riese ein und blieb mit geschultertem Gewehr an der Thürschwelle stehen.

Der König blickte auf, runzelte die Stirn und rief: „Du verläßt deinen Posten, Cujon! Weißt du denn nicht, daß das bei Todesstrafe verboten ist?"

Beim Anblick des Soldaten verlor der Kammerdiener die Fassung und sank in die Knie.

Der König errieth sofort den Zusammenhang und fuhr fort: „Was hast du gesehen?"

„Der Diener streute ein weißes Pulver in die leere Tasse!"

„Woher nahm er es?"

„Aus einer Düte, die er in der Westentasche versteckte!" — Der Kammerdiener warf sich dem König zu Füßen: „Gnade, Gnade!"

Ein vorwurfsvolles von einem tieftraurigen Blick begleitetes: „Er?!" war das einzige Wort, das dieser an ihn richtete, dann befahl er dem Soldaten: „Bring den Schurken zur Wache!"

Die Kunde von der versuchten Vergiftung des Königs verbreitete sich blitzschnell durch das Schloß Sanssouci und durch Potsdam, und alles fragte erschreckt, was den Kammerdiener, der nur Wohlthaten von seinem königlichen Herrn empfing, zu diesem scheußlichen Verbrechen verführt hätte.

Dieser gestand zwar ein, daß er schnell wirkendes Giftpulver in die Tasse geschüttet, schwieg aber beharrlich, warum er dies gethan? Und er starb auch kurz darauf in Spandau, ohne den Beweggrund dazu genannt zu haben.

Unter der Besatzung aber von Potsdam, sowie unter der Bevölkerung verbreitete sich das Gerücht, er sei vom Staatskanzler Kaunitz durch eine sehr hohe Geldsumme bestochen worden, den großen Gegner des Kaiserhauses aus dem Leben zu schaffen.

Und dieses Gerücht, das allgemein geglaubt wurde, vermehrte die feindliche Stimmung gegen Österreich, so daß Herr von Bülow ernstlich für seinen Gast besorgt wurde und in dessen Zimmer mit dem Ruf eilte: „Sie müßen sofort Potsdam verlassen, denn Soldaten und Volk sind wegen des Mordversuches auf den König so erbittert daß sie allen Österreichern Tod schwören! Mein Reisewagen steht bereit!"

Digitized by Google

Als er sah, dass Josias von Wartburg keine Anstalt machte, seine Uniform abzulegen, fügte er hinzu: „Sie sind verloren, wenn Sie sich im kaiserlichen Rock auf der Straße zeigen! Da ich vom König den Befehl erhielt, Sie ungefährdet aus Potsdam zu bringen, so muß ich auf einem Wechsel der Kleider bestehen.“

Josias fügte sich im Drang, so schnell als möglich fortzukommen, seinem Willen und zog die Tracht eines vornehmen Herrn an, um dann eine Viertelstunde später Potsdam für immer zu verlassen.

Sein nächster Weg führte ihn in die Heimat. Wie jubelte er auf, als er nach viertägiger Reise die waldbeschatteten Höhen des Reichensteiner Gebirges, an deren Fuße sein Stammschloß lag, erblickte. Er hatte es drei Jahre lang nicht gesehen!

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand!
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland!

Sechstes Capitel.

Das Wiederfinden.

Im Spätherbst traf Josias von Wartburg in Wien ein und hier erfuhr er alle Vorgänge in Staat und Kriegslager, die sich während seiner Gefangenschaft und seines Aufenthaltes in Preußen abgespielt hatten.

König Friedrich war noch während des Winters in Mähren eingerückt und belagerte die Festung Olmütz, deren Besatzung zähen Widerstand leistete, bis Feldmarschall Daun mit 65.000 Mann Hilfe brachte. Die Preußen wurden nicht allein gezwungen, die Belagerung aufzugeben, sondern auch den Rückzug anzutreten. Sie ließen ungezählte Mundvorräthe, Waffen und Munition in Stich und stießen, als sie sich Berlin näherten, auf ein russisches Heer, das in die Neumark eingebrochen war und die Festung Küstrin belagerte.

König Friedrich und sein ganzes Heer befanden sich gleichsam zwischen den zwei Hälften einer Schere — wehe ihnen, wenn diese zusammenklappten!

Sein altes Kriegsglück aber verließ ihn auch in dieser Klemme nicht, denn der Führer der Russen General Fermor versäumte die Vereinigung mit Daun, der einen vernichtenden Schlag gegen Preußen führen wollte.

Josias brannte vor Verlangen, wieder unter die Fahnen der Kaiserin einzutreten und erkundigte sich, nachdem er seine Freunde und Gönner in Wien begrüßt hatte, wo die Truppen Daun's stünden.

Digitized by Google

„An der sächsischen Gränze!“, hieß es.

Ehe er dorthin reiste, erhielt er den Befehl, einen Zug, der eine Kriegscasse und zwei Batterien Geschütze auf den Kriegsschauplatz führte, zu begleiten; derselbe stand im Lager bei Hořeňowes, in der Nähe von Skalitz, zur Abfahrt bereit.

So sehr er sich über diesen Auftrag freute, ebenso hart wurde seine Ungeduld auf die Probe gestellt; denn die Colonne, die aus fünfzig Karren und doppelt so vielen Pferden bestand, die von einer Escadron Cavallerie begleitet wurde, marschirte, wie er aus der Erfahrung wußte, nur langsam und es dauerte gewiß mehrere Wochen, bis sie die Hauptarmee erreichten. Während dieser Zeit fiel vielleicht ein entscheidendes Treffen, ein Sieg über die Preußen vor, an dem er gern theilgenommen hätte.

Seine Befürchtung ging auch theilweise in Erfüllung, denn er mußte im Lager bei Hořeňowes eine Woche lang warten, bis sich der Zug in Bewegung setzte und über Skalitz, Hořicka und Jičin in die Nähe des Riesengebirges kam.

Wie schlug sein Herz, als er die Höhen und waldbedeckten Kämme desselben in der Ferne schimmern sah; jenseits lag ja sein Stammschloß mit der Ahnengruft!

An einem Septembertag erreichte der Zug das Städtchen Turnau und setzte über die Iser.

Am jenseitigen Ufer brach ein Unwetter los. Aus dem mit nachtschwarzen Wolken bedeckten Himmel flammten Blitze, strömten Regengüsse, welche alle bis auf die Haut durchnäßten, dröhnte der Donner wie Kanonenschläge, durch den die Pferde scheu wurden, die Wasserfluthen überschwemmten Felder und Straßen und verwandelten sie in Moräste, wo die Karren stecken blieben.

Die Nacht dämmerte bereits herein und hüllte die Gegend in ihre Schleier, so daß an ein Vorwärtskommen nicht zu denken war und sich alles in den nahen Wald flüchten wollte, um dort zu schlafen und den Morgen zu erwarten.

Josias aber und der Anführer der Reiterschaar warfen sich ihnen mit gezogenen Degen entgegen und trieben sie zu den Karren zurück, denn das ganze nördliche Böhmen wimmelte von Marodeurs, die oft ärger als der Feind hausten.

Es waren dies Banden von Leichtverwundeten und Nachzüglern, die sich heimlich von ihren Corps trennten und, einzeln oder in kleinen Haufen hinter denselben ziehend, nicht allein die Geißel der Bevölkerung wurden, sondern auch die Transporte der eigenen Armee überfielen und ausplünderten.

Digitized by Google

Es wurden dann mehrere Soldaten in den Wald gesandt, um dürres Holz zu sammeln, während andere ein mächtiges Feuer anzündeten, das bald der Sammelplatz aller Durchnässten wurde, und wo später die Mannschaften abkochten.

Während die Reiter rings um die Feuerstelle saßen, streiften Wachen nach allen Seiten, und eine derselben, welche Josias führte, begegnete einem als Jäger gekleideten Mann, der sofort die Flucht ergriff, aber eingeholt und streng verhört wurde. Nach seiner Aussage lag im Dickicht des Waldes ein Schloß, dessen Besitzer, ein französischer Graf, seit Beginn des Feldzuges Thore und Fenster verrammeln ließ und keinem, weder Freund noch Feind, Zutritt gestattete. Während der Jäger noch sprach, tauchten bald hier bald dort Gestalten auf, die sich dem Lagerplatz und besonders der Stelle, wo der Karren mit der Kriegscasse stand, zu nähern schienen.

Josias von Wartburg befahl, den Jäger festzunehmen und forderte ihn auf, ihnen den Weg ins Schloß zu weisen.

Während dieser unter Sträuben und Versuchen zu entwischen die Führung übernahm, sandte er einen Boten ins Lager mit der Meldung von seiner Entdeckung und der Mahnung, die Karren gut zu bewachen.

Nach einem beschwerlichen Marsch, bei welchem er und seine Leute im Dunkeln bald über Baumwurzeln stolperten und bald an einen Stamm stießen, erreichten sie eine Wiese, in deren Mitte, die ein Föhrengehölze bildete, ein Jagdschloß lag.

Die Thore waren verschlossen, die Fenster verrammelt und trotz Pochen und Rufen ließ sich kein Mensch blicken.

Wohl aber brachen aus dem Dickicht hier und dort Haufen von bewaffneten Männern hervor, die Miene machten, auf die Soldaten zu stürzen.

Josias, dem der Diener Tobias nicht von der Seite wich, ahnte sofort, was ihm und den Seinigen bevorstand und traf seine Anstalten.

Der Mond schien vom Himmel und beleuchtete taghell die Wiese und den Waldsaum, so dass er jede Bewegung des Gesindels scharf im Auge behalten konnte.

Sein Plan war bald gefasst. Ein Theil der Mannschaft bildete auf seinen Befehl ein Viereck und blieb im freien Feld, die Gewehre im Anschlag haltend, stehen, während er mit einer kleinen Schaar sich dem Schloß näherte.

Zu dem Jäger, der noch immer, wenn auch beständig fluchend, voranging, sagte er: „Ich jage dir eine Kugel durch den Kopf, wenn du uns nicht augenblicklich Eingang ins Schloß verschaffst!“

Digitized by Google

Bei diesen Worten drückte er ihm den Lauf seiner Pistole an den Hinterkopf und spannte den Hahn.

„Ihr Wille soll geschehen!“ brummte der Jäger und ging vorwärts, während Josias, die Pistolenmündung immer auf dessen Kopf gerichtet, folgte.

Dreimal ertönte von den Lippen des Jägers der Schrei eines Uhus und nach dem letzten wurde plötzlich das Thor des Schlosses geöffnet, an dessen Schwelle ein Greis, der eine Wachsfackel in der Hand hielt, erschien.

Er war auch als Jäger gekleidet und machte mit seiner über mannsgroßen Gestalt und dem langen weißen Bart einen guten Eindruck. Sobald der Zugang ins Schloß erzwungen worden war, sagte Josias zu seinem Diener und ein paar Soldaten: „Bewacht den Jäger, der uns geführt hat, und bringt ihn ins Haus!“

Er selbst aber kehrte zur Schaar, die in der Wiese stand, zurück und befahl ihr, eine Salve in den Wald abzufeuern und zeigte dabei nach links, denn dort lagen im Strauchwerk die Marodeure versteckt.

Die Schüsse krachten und bald darauf zeigten sich ein Dutzend Männer, die ins Dickicht sprangen, während das Jammern der Zurückgebliebenen verrieth, daß sie von den Kugeln der Soldaten getroffen worden seien . .

Nach diesem gelungenen Handstreich führte Josias seine Schaar ins Schloß und ließ sowohl alle Thore besetzen, als auch dasselbe durchsuchen; er selbst aber trat in die Halle, die mit Jagdgeräthen geschmückt war und deren ganze Einrichtung, Tische und Stühle aus Hirschgeweihen gefertigt war.

Hier brannte im mächtigen Kamin ein Feuer, dessen aufzuckende Flammen eine auf einer Bärenhaut liegende Dame, einen kleinen ungelrunden Herrn, der an ihrer Seite saß und den riesengroßen Greis, welcher das Thor geöffnet hatte, grell beleuchteten.

Beim Anblick des letzteren stieß Josias einen Schrei der Überraschung aus, denn er hatte in demselben einen alten Bekannten wiedergefunden — es war der Alchymist Hieronymus Seefeld!

Dieser begrüßte ihn ganz unbefangen und ohne Scheu, als hätte er keine ehrlose Vergangenheit hinter sich, nur in dem Augenblick, wo der dicke kleine Herr sich ihnen näherte, flüsterte er: „Verrathen Sie mich nicht, ich werde Sie später über alles aufklären!“

Er stellte dann den Kleinen, der sich Marquis du Fours nannte, als den Besitzer des Jagdschlosses vor.

In der Dame aber, der Gemahlin des Franzosen, erkannte Josias Blanca wieder, die Tochter des Alchymisten!

Digitized by Google

Wie kam dieser und sie, die Landstreicherin, in dieses Schloß, und durch welche Listen war es beiden gelungen, den Marquis ganz in ihre Gewalt zu bekommen?

Diese Fragen quälten ihn anfangs sehr: aber er schlug sie bald aus dem Sinn, denn die Pflicht gebot ihm, sich um seine Leute zu bekümmern.

Diese hatten es sich in der geräumigen Küche bequem gemacht und schmausten, rings um den Herd lagernd, tüchtig, denn Seefeld, der eigentlich den Schloßherrn spielte, zeigte sich in Bezug auf Küche und Keller sehr freigebig. Der Diener Tobias, der mitten unter ihnen saß, versicherte: es sei nichts feindseliges zu befürchten und darum habe er auch den gefesselten Jäger wieder freigegeben.

Bald darauf erschien Seefeld in der Küche und lud Josias zum Abendbrod, das in einem fürstlich eingerichteten Speisesaal aufgetragen wurde, ein.

Er folgte ihm und staunte über die vornehme Art, mit der sich Vater und Tochter, die noch vor kurzem ein Vagabundenleben geführt hatten, benahmen.

Nichts an ihnen, weder Bewegungen noch Sprache, verriethen ihre niedrige Herkunft und ehemalige Beschäftigung und sie bestärkten dadurch den Marquis immer mehr in der Überzeugung von ihrer hohen Abstammung, die sie ihm vorgeschwindelt hatten.

So lang das Mahl dauerte, wurde, da der Marquis kein Wort deutsch redete, nur französisch gesprochen und Josias durfte keine der vielen Fragen, die ihm auf den Lippen brannten, an Seefeld stellen; erst in später Nachtstunde, als sich der Schloßherr und seine Gemahlin, die sich sehr zurückhaltend gegen den schlesischen Adeligen benahm, den Saal verlassen hatten, begann Seefeld seine Erlebnisse seit der Begegnung in Prag zu erzählen:

Der Aufenthalt im Kloster, sagte er, sei ihm schließlich unerträglich geworden und darum bot er sich, diese Gelegenheit mit Freuden ergreifend, seinem nach Straßburg reisenden Abt, der nicht französisch sprach, als Dolmetsch an . . . In Dresden, wo sein alter Gönner, der Minister von Brühl wohnte, sei er dem Abt durchgebrannt und in Brühl's Dienst getreten . . . Auch hier dauerte sein Glück nicht lang; denn die Preußen nöthigten seinen Herrn nach Warschau, wo König August Hoflager hielt, zu fliehen . . . . Sein guter Stern aber brachte ihn in die Gesellschaft des Marquis du Fours, der als Lieferant der Armee des Prinzen von Soubise sich ein großes Vermögen sammelte und aus heimlichen Gründen nicht nach Frankreich zurückkehren wollte . . . Bald wäre ihm auch dieser

Digitized by Google

Goldvogel aus den Händen entwischt, da begegnete er auf einer gemeinsamen Reise durch Böhmen, wohin beide vor den Preußen flüchteten, Blanca.

Auch sie hatte das Zigeunerleben endlich satt bekommen und war auf der Suche nach dem Vater. Der Marquis, der zweimal älter war als sie, fand Gefallen an ihr, warb um ihre Hand, und beide ließen sich in einer Dorfkirche Böhmens trauen. Freilich ahnte er nichts von ihrer Vergangenheit, sondern hielt sie für Abkömmlinge eines vornehmen Geschlechts.

„**Mundus vult decipi — ergo decipiatur!**“[1]) schloß Seefeld seine Erzählung; dieses Geschäft besorge er jetzt und fühle sich so glücklich dabei wie niemals.

Josias fragte, ob die Marodeure, die in der Umgegend umherstreifen und dem von ihm geführten Zuge auflauerten, nicht auch die Schloßbewohner belästigt hätten?

Seefeld erwiderte lachend: „Sobald wir in diesem versteckten Schloße Zuflucht gefunden hatten, sann ich auf ein Mittel, uns alle ungebetenen Gäste vom Leibe zu halten und verfiel auf den Gedanken, unsere Hausleute — die gefürchteten Nachzügler spielen zu lassen. Der Leibjäger des Marquis stellte sich an ihre Spitze und machte die ganze Gegend unsicher, so daß kein Fremder sich lang aufhielt oder Lust verspürte, uns zu besuchen.“

„Sie wollen mich täuschen, was Ihnen aber nicht gelingt“, unterbrach Josias ihn im strengen Ton. „Armen Reisenden gegenüber, bei denen nichts zu holen war, mögen Ihre Leute die Rolle von Wegelagerern nur gespielt haben — bei unserem Zuge aber, der mit Gold beladene Karren fährt, war es Ihnen Ernst, und nur unsere Vorsicht wie entschiedene Haltung schreckte Sie von einem Überfall ab! Ich werde trotz der Gastfreundschaft, die Sie und der Marquis der, wie Sie verriethen, auch nicht reine Hände hat, uns erwiesen haben — alle Bewohner des Schloßes gefangen nehmen lassen. Mein Wort bürgt Ihnen, daß ich die Wahrheit spreche!“

Seefeld zitterte an allen Gliedern, warf sich ihm zu Füßen und bat um Schonung; da er aber nichts ausrichtete, fügte er sich ins unvermeidliche und verschwand aus dem Saal.

Josias befahl seinen Leuten, die Waffen zu ergreifen, alle Ausgänge zu besetzen und jeden, der ins Freie wollte, festzuhalten.

Hierauf legte er sich, ermüdet von der Strapaze des vergangenen Tages, zu Bett, während der Diener Tobias, auf dessen Findigkeit er

[1]) Die Welt will hintergangen sein — also werde sie hintergangen!

Digitized by Google

große Stücke hielt, wach blieb und während des letzten Theils der Nacht im Schloß umherstrich.

Beim ersten Morgengrauen weckte er seinen Herrn und theilte ihm mit, daß er in den Gemächern des Marquis etwas verdächtiges bemerkt hätte.

„Laß' die Thore doppelt bewachen!" rief Josias, der sofort aufgestanden und in den Saal wo seine Mannschaft schlief geeilt war, dem Unter-Officier zu. „Ich werde den Hausherrn im Auge behalten."

Er ging von Tobias begleitet durch den geräumigen Schloßhof in die Ställe, denn er fürchtete, daß es sich um einen Fluchtversuch handelte; die Thüren waren aber verschloßen und nirgends zeigte sich etwas verdächtiges.

Schon wollte er dem Tobias Vorwürfe machen, ihn unnöthig im Schlaf gestört zu haben, da tönten von der Rückseite der Stallungen her Hufschläge und im Dämmerlicht des anbrechenden Tages sah er zwei Reiter, die ein Pferd, auf dem eine Dame saß, in der Mitte führten, durch das Feld sprengen.

Ohne langes Besinnen feuerte er ihnen einen Schuß aus seiner Pistole nach, verfehlte aber wegen der zu großen Entfernung das Ziel und mußte zornigen Herzens sehen, wie die Flüchtlinge im Dickicht des Waldes verschwanden.

Dann begab er sich in die vom Marquis du Fours bewohnten Zimmer und fand sie leer; das erklärte ihm vieles, und was er nicht wußte, theilte ihm ein Zettel mit, der seine Adresse tragend, auf dem Schreibtisch lag.

Er war von der Hand des Alchymisten Seefeld geschrieben, worin ihm dieser mittheilte, daß er, der Marquis und Blanca die angedrohte Verhaftung nicht erwarten wollten, sondern sich lieber flüchteten.

Trotz der Wachen, die Josias überall aufstellte, werde ihnen das gelingen, denn aus den Gemächern des Marquis führe ein unterirdischer Gang in die Ställe und auch diese beßäßen eine — Hinterpforte, durch die man ungesehen von den Schloßbewohnern und Spähern ins Freie gelangen könne . . Auf diesem Weg würden sie das Schloß verlassen. Da er sowohl wie der Marquis seit Monaten auf einen Besuch der Preußen wie Österreicher gefaßt waren, so hätte das Einpacken des Geldes und ihrer Kostbarkeiten nicht viele Zeit erfordert. Die Mantelsäcke seien an jedem Abend vollgepackt und zum Mitnehmen bereit gehalten worden!

„Ich nehme von Ihnen auf Nimmerwiedersehen Abschied", schloß Seefeld, „denn wir reisen nach dem schönen Frankreich, wo der Marquis, der sich glänzend gerechtfertigt hat, in hohem Ansehen steht!"

Josias ließ das ganze Schloß durchsuchen und entdeckte, was auch das Verhör der Dienerschaft bestätigte, daß es seit Beginn des

Digitized by Google

siebenjährigen Krieges den Schlupfwinkel einer Räuberbande, deren Häuptling der Marquis du Fours war, gebildet, und daß der Alchymist Seefeld wie dessen nichtsnutzige Tochter auch an allen Verbrechen desselben theilgenommen hatten. Mit ihrer Flucht aber und der Besetzung des Jagdhauses fand alles ein schnelles Ende. Josias von Wartburg hatte wenigstens die Genugthuung, daß durch seine Umsicht und sein entschiedenes Auftreten das nördliche Böhmen von einer schweren Landplage befreit worden war.

Nachdem er die gefangenen Räuber den Behörden übergeben, kehrte er zu seiner Colonne zurück und zog mit ihr über die Liebenauer Berge nach der Stadt Reichenberg, überschritt hinter Ostritz die sächsische Gränze und langte endlich in Görlitz an. Nach zwei Rasttagen wandten sie sich westwärts und trafen zu Ende des Monats im Lager zu Stolpen ein.

Siebentes Capitel.

Schlacht bei Hochkirch.

In Stolpen war die ganze Armee des Feldmarschalls Daun in der vortheilhaftesten Stellung gelagert und beobachtete alle Bewegungen des Königs, der in Dresden sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte; aber auch dieser wartete auf eine gute Gelegenheit, um die Österreicher in eine Falle zu locken.

So waren Tage und Wochen vergangen, während denen keines der beiden Heere angriff, obwohl zwischen Vorposten und Streifwachen allerlei Scharmützel vorfielen. Beide Feldherren warteten und warteten, und dabei litt König Friedrich am meisten, denn er war ein Freund von raschen Entschlüssen, Überfällen und beständigem Wechsel der Schlachtfelder, während der große Daun das Gegentheil liebte und darum in der Armee „**Fabius cunctator**“, der „Zauderer“ genannt wurde.

Als Josias im Lager zu Stolpen eingetroffen war, fand er zu seinem Leidwesen sein Regiment, die Savoyen-Dragoner, nicht vor und erfuhr, daß sie in Böhmen zurückgeblieben seien; auch von den Generalen, unter denen er im vorjährigen Feldzug gedient, war außer Laudon und Serbelloni keiner im Lager.

In der Ungewißheit, in welche Truppe er eingereiht würde, meldete er sich beim General Laudon, der ihn von Prag her kannte, und bat, nachdem er von seiner Gefangenschaft und den weiteren Erlebnissen berichtet, um dessen Verwendung; dieser rieth ihm, geraden Weges zum Feldmarschall Daun zu gehen und sein Anliegen vorzutragen.

Digitized by Google

Josias, der diesen Rath sofort befolgte, wurde von Laun wohlwollend aufgenommen und hörte zu seinem stillen Jubel, daß General Haddick ihn unter denjenigen Officieren genannt hatte, die wegen ihrer guten Aufführung während des Handstreiches auf Berlin einer Beförderung würdig seien.

Der Feldmarschall schien die Einzelheiten desselben sowie den Überfall bei Zossen genau zu kennen und sagte, nachdem Josias seine Bitte um Einreihung ins Heer vorgetragen hatte: „Unter den Adjutanten des General Landon ist eine Stelle frei. Ich ertheile Ihnen dieselbe, Herr Rittmeister!"

Josias war überglücklich. Der Dienst bei General Landon freute ihn noch mehr, als die Beförderung.

Seitdem verrichtete er in der Uniform eines Dragoner-Rittmeisters Adjutantendienst und begleitete Landon auf den Kundschaftsritten, welche dieser mit Vorliebe unternahm und oft hinter die feindlichen Vorposten ausdehnte.

Sie brachten ihn und seine Begleitung oft in Lebensgefahr. So wollte der General eines Tages erfahren, ob die Preußen, deren Vortruppen hinter Putzkam standen, ihre Vorposten bis Bischofswerda vorgeschoben hätten und ob der Weiseritz-Fluß von Fußtruppen überseßt werden könne.

Er ritt nur von Josias begleitet über Bischofswerda hinaus und am Saum eines Hohlweges entlang, da krachten Flintenschüße und ein Dutzend Kugeln sausten an ihren Köpfen vorüber. Auf einem mit Tannen bewachsenen Hügel, der den Reitern gegenüber lag, hatten preußische Gardeschützen Aufstellung genommen und zwangen sie durch unausgeseßtes Feuern, eine andere Richtung einzuschlagen; sie waren aber kaum dreißig Schritte vorwärts gekommen, da sprengten zwanzig Husaren mit verhängten Zügeln und geschwungenen Säbeln auf sie los.

Während die Vordersten in gerader Richtung heranjagten, schwenkten die hinteren Züge links ab und griffen sie, ihnen den Rückzug verlegend, von der Seite her an.

Rechts lag die breite Schlucht, die sie überseßen mußten, denn es blieb kein anderer Weg der Rettung übrig.

General Landon wandte sein Pferd, sprengte von Josias gefolgt am Saume des Tannengehölzes, dem sie vor einer Viertelstunde ausgewichen waren, trotz des heftigen Kugelregens entlang und sie erreichten nach einem Ritt im Galopp den Hohlweg. Die Husaren saßen ihnen dicht auf den Fersen; das war für sie theilweise ein Glück, denn die Gardejäger stellten, sobald diese in ihre Schußlinie kamen, das Feuer ein.

Eine Minute noch und sie fielen den Preußen in die Hände!

Digitized by Google

Beide drückten zu gleicher Zeit den Pferden, zwei Vollblut-Thieren ungarischer Rasse, die Sporen in die Weichen und zwangen sie, mit einem mächtigen Sprung über die Schlucht zu setzen!

Die Preußen, die nicht so gut beritten waren und auch weniger Muth besaßen, wagten den waghalsigen Sprung nicht, sondern begnügten sich ihnen aus ihren Karabinern ein Dutzend Kugeln nachzusenden, von denen keine traf.

Einer war dem Rittmeister Josias von Wartburg so nahe gekommen, dass die Spitze seines Säbels, mit dem er einen wuchtigen Hieb führte, die rückwärtige Satteltasche traf und durchschnitt.

* * *

König Friedrich gerieth über die weise Vorsicht seines Gegners Daun, der sich durch keine Vorsicht aus seiner prächtigen Stellung bei Stolpen locken ließ, in helle Verzweiflung und machte derselben bei jeder Gelegenheit Luft; unter anderm in einem Brief, den er an seinen Bruder Heinrich, der den nordöstlichen Theil Sachsens besetzt hielt, schrieb: „Ich bin im Begriff, die Österreicher tüchtig zu hauen, wenn nur die dicke Excellenz von Kolin ihren Rücken dazu hergibt . . Seine Stellung bei Stolpen ist zu stark, als dass ich meine Nase hineinstecken sollte! . . Daun will sich nicht schlagen!!“

Dieser Brief war von einer Streifwache der Erzherzog-Leopold-Kürassiere einem königlichen Courier abgejagt und nach Wien gesandt worden, wo ihn der Staatskanzler veröffentlichen ließ.

Endlich trat zu Anfang des October-Monats ein Ereignis ein, das den Feldmarschall bewog, seine fast uneinnehmbare Stellung bei Stolpen freiwillig aufzugeben und zum Angriff überzugehen, was er freilich ungern und nur auf Befehl der Kaiserin that.

Die Preußen, welche trotz ihrer Niederlage bei Zorndorf in der Neumark noch immer schlagfertig waren, näherten sich, da der König sich wieder zur Armee in Sachsen zurück begab, der Hauptstadt Berlin, und er, dem der Handstreich des General Haddick noch immer schlaflose Nächte bereitete, mußte ihr, die, wie damals, nur von der Landwehr vertheidigt wurde, Hilfe senden; er wählte dazu den General Wedell, der ein starkes Heer nach Brandenburg führte.

Sobald die Kaiserin Maria Theresia den Abzug dieser Truppen aus Sachsen erfuhr, sandte sie einen Boten nach dem andern an Daun mit dem Befehl: die gute Gelegenheit, wo die preußische Armee nach zwei Seiten sich vertheidigen muß, zu benützen und Schlesien zu erobern!

Dieses „geliebte Schlesien“ war ja seit dem Frieden zu Breslau ihr „Schmerzenskind“, dessen Verlust wie ein ewiger Dorn ihr Herz verwundete.

Digitized by Google

Der Feldmarschall hielt einen Kriegsrath ab und bei demselben stimmte kein Theilnehmer lebhafter für den Marsch nach Schlesien als — General Laudon. Sein Rath und Vorschlag ging durch und am Abend hieß es im ganzen Heer: „Auf nach Schlesien!"

Niemand freute sich mehr darüber als Josias von Wartburg, denn es galt ja die Heimat wieder unter den Scepter der Kaiserin zu bringen! . .

An der Spitze des 50.000 Mann starken Heeres zogen die Wallonischen Regimenter Ligne und Browne, deren Dienst schwer und gefahrvoll war, denn zu beiden Seiten und auch in der Front tauchten Schaaren des Feindes auf . . Dazu kam noch, dass der Marsch während der Nacht fortgesetzt wurde, da Feldmarschall Daun noch vor der Ankunft der Preußen die Stellung bei Kittlitz, welche die Straße nach Schlesien beherrschte, besetzen wollte.

General Laudon, der alle Bewegungen leitete, gönnte sich, von seinem Adjutanten Josias begleitet, keinen Augenblick Rast oder Ruhe, sondern sprengte bald an der Spitze der Vorhut, und bald wieder befand er sich unter dem Nachtrab, damit ihm keine Gelegenheit, den Gegner zu überraschen oder ihm den Weg zu verlegen entgehe.

Die beste Aufstellung für die kaiserliche Armee entdeckte er bei Stromberg; dort dehnten sich Hügel und waldige Anhöhen aus, an deren Fuß das Dorf Hochkirch lag. Es wurde auf seinen Befehl durch Infanterie und Reiter besetzt, da er von dort her einen Angriff des Königs, der in der Umgegend von Budissin lagerte, erwartete.

In dieser Aufstellung, deren rechter Flügel bei Wohlau und linker in Jauernick stand, blieb das Heer drei Tage, bis die Preußen mit ihrer ganzen Armee näher rückten und zwischen Hochkirch und Lauske ihr Lager absteckten.

Da Josias oft zu den Vorposten auf den Hügeln ritt, so konnte er den im Thal aufmarschirten Feind genau sehen und ebenso wie General Laudon die Bemerkung machen, dass der sonst vorsichtige König fast nichts zur Befestigung seines Lagers angeordnet hatte. Dagegen war die österreichische Stellung nicht allein durch die auf den Anhöhen stehenden Batterien gut vertheidigt, sondern auch durch Verhaue und Schanzen geschützt.

In der Mitte zwischen den beiderseitigen Aufstellungen lag der Stromberg, den der König unbegreiflicher Weise unbesetzt ließ, obwohl er früher, als die Österreicher in dessen Nähe gelangt war. Außerdem blieb er über die Stärke derselben ganz im Unklaren und das war durch eine List des General Laudon zustande gebracht worden.

Digitized by Google

Dieser überredete einen Wallonen, der im Grenadier-Regiment de Ligne stand, in das preußische Lager zu fliehen und dem König, der ihn genau ausforschen würde, zu melden, daß der linke österreichische Flügel der stärkste sei ... Der Mann spielte seine Rolle so gut, daß seine Aussage Glauben fand und der Feind durch diese falsche Nachricht getäuscht wurde.

Die Österreicher brannten vor Begierde, demselben auf den Leib zu rücken, mußten aber den 14. October, an dem Kaiserin Maria Theresia ihr Namensfest feierte, abwarten; ein Sieg sollte, wie der Feldmarschall den Truppen verkündigte, der „Blumenstrauß" sein, den ihr die Armee zu dieser Feier wand und spendete.

General Laudon arbeitete während der Tage vor dem Zusammenstoß die Ordre de Bataille, den Schlachtbefehl aus, der folgendes anordnete:

„Da die mittlere Aufstellung des Feindes durch einen tiefen Hohlweg und dessen linker Flügel vom Dorf Lauske gedeckt sind, so ließe sich von dieser Seite kein Angriff unternehmen; trotzdem müßen fortgesetzte Scharmützel der Infanterie und Cavallerie seine Aufmerksamkeit fesseln und ihn hindern, seinem rechten Flügel Hilfe zu senden. Nur in dem Fall, daß dieser bereits geworfen, wäre auch der linke Flügel lebhaft anzugreifen.

„Der Haupt-Angriff soll auf das Dorf Hochkirch von drei Colonnen der Vorhut unternommen werden, diese sich dort festsetzen und die Truppen des General Laudon, der von den Anhöhen, die im Rücken des Feindes liegen, seinen Angriff beginnen würde, unterstützen.

„Der Sturm auf Hochkirch muß, da die Batterien wegen der versteckten Lage des Dorfes nicht in Thätigkeit treten können, in der Weise geschehen, daß die Infanterie nach der ersten Salve mit gefälltem Bajonette und die Cavallerie, die abgesessen ist, mit dem Säbel in der Faust vorgeht. Die Geschütze, die auf den Anhöhen stehen, feuern erst, wenn der Feind aus Hochkirch vertrieben wurde. Im Falle eines ungünstigen Ausgangs des Sturmes ziehen sich die Truppen in ihre frühere Stellung zurück und werden durch die Reserve, die den Stromberg besetzt hält, gedeckt.

„Der Abmarsch der Sturm-Colonne geschieht am Spätabend, damit sie noch in der Nacht den Ort des Angriffs erreichen — —"

Josias von Wartburg wurde vom General Laudon beauftragt, die Vorhut der Sturm-Colonne zu begleiten und dafür zu sorgen, daß die Vereinigung derselben mit seinen Truppen nach der Einnahme von Hochkirch sicher ausgeführt würde.

Digitized by Google

Die Vorhut, an deren Spitze er sich stellte, marschirte beim Einbruch der Nacht ab und sie kamen den feindlichen Feldwachen so nahe, daß sie nur durch Gesträuch oder Gräben von ihnen getrennt waren; da aber ein dichter Nebel einfiel und jeder Mann so geräuschlos als möglich, theils in gebückter Haltung und theils auf allen Vieren kriechend, sich vorwärts bewegte, so erreichten die Österreicher um fünf Uhr morgens unaufgehalten eine Wiese, auf der die Ziethen-Husaren lagerten, ohne daß sie von diesen entdeckt wurden.

Links von Hochkirch lag ein Wäldchen, in dessen Dickicht sich die österreichischen Grenadiere sammelten und dann vereinigt in die Dorfgassen stürmten . . Die Preußen, welche aus dem Schlaf geschreckt worden waren, setzten sich aber tüchtig zu Wehr und besonders die Ziethen-Husaren machten einige Angriffe, die den Stürmenden vielen Schaden zufügten.

Josias von Wartburg stellte, als er das bemerkte, sich wieder an die Spitze eines Grenadier-Bataillons und führte es im Laufschritt in einen kleinen Steinbruch, wohin ihnen die preußischen Reiter nicht folgen konnten, und von hier aus eröffneten sie ein so wirksames Feuer, daß diese bald aus dem Dorf jagten.

Der König, der beim ersten Angriff der Österreicher erwacht und zu Pferd gestiegen war, ließ das Dorf mit Kartätschen beschießen, während die Garden seines rechten Flügels unter Führung des Feldmarschalls Keith den Kirchhof besetzten und einen Ausfall nach dem andern unternahmen. Es gelang ihnen auch, die Grenadiere ein paar Mal zurückzuwerfen und die verlorene Stellung wieder zu erobern. Außerdem war das Kanonenfeuer der Preußen so stark, daß die Grenadiere reihenweise fielen.

Schon glaubte Josias, der Sturm auf Hochkirch sei mißglückt, und wollte sich in die Bajonnete der Garden stürzen, um die Niederlage nicht überleben zu müßen, da drang General Laudon an der Spitze von frischen Truppen ins Dorf ein und stürmte den Kirchhof, welchen die Preußen als ihre stärkste Stellung zähe und mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte vertheidigten.

Auf der andern Seite rückte vom Stromberg her die Nachhut der Grenadiere ins Gefecht und warf alles, was sich in den Weg stellte, zu Boden.

Hinter diesen erschien Feldmarschall Daun, stieg vom Pferde und beobachtete, auf einem Steinblock sitzend, das Gemetzel . .

Ihm gegenüber eiferte im dichten Kugelregen der preußische Feldmarschall Keith, der durch seine riesige Gestalt und kriegerische Haltung auffiel, die Seinigen zum Widerstand an; an seiner Seite befanden sich

Digitized by Google

mehrere höhere Officiere, unter denen Josias Herrn von Bülow erkannte.

Auch dieser sah ihn in dem Augenblick, wo er an der Spitze der wüthend vordringenden Grenadiere die Reihen der Preußen durchbrach, um sich auf General Keith zu stürzen.

Dieser fiel, von vielen Bajonnettstichen durchbohrt, zu Boden und sein Gefolge wich zurück.

Da in dem Gemetzel auch ein Fahnenträger der siegreichen Österreicher das Leben verlor, ergriff Josias das Banner; in diesem Augenblick sprang Major von Bülow auf ihn los und führte einen wuchtigen Säbelhieb auf seinen Kopf, der ihn sicher schwer verletzte, wenn nicht der Diener Tobias sich dazwischen geworfen hätte.

Der Major riss eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie auf Josias ab, dessen Kugel diesem das Bein zerschmetterte und ihn zu Boden warf.

„So strafe ich den Buben", schrie der Preuße wüthend, „der mein Weib verführt hat!"

Josias hörte noch diese Worte, deren Sinn ihm ganz räthselhaft war, und verlor dann das Bewusstsein.

Das geschah um die achte Frühstunde. Als Josias von Wartburg aus langer Ohnmacht wieder zu sich kam, hörte er rings um den Verbandplatz, auf dem er lag, die Rufe: „Victoria! Wir haben gesiegt!"

Auch er stimmte in diesen allgemeinen Jubel ein und ertrug eine Stunde später die Schmerzen der Operation, die ein Feldscher am zerschmetterten Bein vornahm, dessen Reste er ihm vom Leib trennte.

Achtes Capitel.

Ende gut alles gut.

Selbst das quälende Bewusstsein: „Du bist zum Krüppel geschossen worden!" war nicht imstande, seine Siegesstimmung zu trüben.

Die erste Frage, die er an die Umstehenden richtete, war nach seinem General.

„Laudon", hieß es, „hat sich heute als ein großer Feldherr gezeigt. König Friedrich bereute es gewiss bitter, ihn vor Jahren grob abgewiesen zu haben."

Wie stolz und beglückt fühlte sich aber erst Josias von Wartburg, als einige Tage später bei ihm, der in einer Hütte des Dorfes Hochkirch am Wundfieber krank lag, General Laudon selbst eintrat, um wie er sagte: „zu sehen, wie es seinem braven Adjutanten ginge?"

Digitized by Google

„Ich bin leider zum Krüppel geschossen für mein ganzes Leben!“ erwiderte dieser.

„Schade, die Kaiserin verliert dadurch einen tüchtigen Soldaten“, rief Laudon bewegt aus. „Der Krieg mit Preußen ist noch nicht zu Ende .. Wir hätten zusammen noch manchen Sieg gewonnen!“

Josias von Wartburg beklagte außer dem Verluste des rechten Fußes noch den seines Tobias, dem der Säbelhieb des preußischen Major den Kopf gespalten und den Garaus gemacht hatte.

Der treue Diener starb, während er seinem Herrn das Leben rettete ..

König Friedrich ließ sich durch die Niederlage bei Hochkirch nicht einschüchtern, sondern blieb dem kaiserlichen Heere auf den Fersen, um es beim Einmarsch in Schlesien zu überfallen und aus dem Lande zu jagen. Aber Feldmarschall Daun, der ihm in allen Kriegslisten gewachsen war, ging in keine Falle. Während er langsam und stets gedeckte Stellungen einnehmend, vorrückte, wurden die Verwundeten theils in Sachsen und theils in der Umgegend von Görlitz untergebracht und die Schaar, bei der sich Josias befand, in einem an der sächsischen Gränze liegenden Nonnen-Kloster aufgenommen.

Da die meisten geistlichen Bewohnerinen desselben aus Furcht vor den Preußen, welche als Bekenner der Lehre Luther's wenig Respect vor Ordensleuten hatten, geflohen waren, so gab es viel Raum für die Verwundeten, und auch gute Pflege, die ihnen ein paar ältere Schwestern die zurückgeblieben waren leisteten.

So vergingen mehrere Wochen, während denen Josias und seine Leidensgenossen abgeschieden von der Welt lebten und nur hie und da von einem Bauer, der Lebensmittel brachte, oder durch vorüberziehende Marodeure etwas von dem erfuhren, was in Schlesien und Sachsen vorging.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht: Feldmarschall Daun habe den Vormarsch nach Schlesien eingestellt und sein Heer vor Dresden, das sich noch in den Händen der Preußen befand, geführt, um es zu belagern, König Friedrich aber ziehe in Eilmärschen über die schlesische Gränze und wolle ihm in den Rücken fallen.

Mit dieser Nachricht fand die Ruhe, welche die Verwundeten im einsamen Nonnenhaus genoßen, ein jähes Ende, denn jedes, sowohl diese wie auch ihre frommen Pflegerinen, erwarteten mit jedem neuen Tag einen Ueberfall der Preußen.

Es wunderte sich darum keins im Kloster, als an einem Spätabende Kolbenstöße an das Thor dröhnten und ein Haufe Soldaten eindrang.

Digitized by Google

Statt sich auf die Verwundeten zu werfen und sie gefangen zu nehmen, durchstöberten sie aber alle Zellen und geweihten Orte, wo sich die Nonnen aufzuhalten pflegten und guckten in jeden Winkel.

Endlich fragte der Führer, ein preußischer Major, nachdem seine Leute das Gesuchte nicht fanden, eine der zurückgebliebenen Frauen: „Wo ist Schwester Agnes? . . Leugnen Sie nicht, denn ich weiß, daß sie sich im Kloster aufhält."

Die greise Nonne erbleichte, gab ihm aber keine Antwort.

„Wenn Sie nicht freiwillig uns das Versteck zeigen, so werden wir Sie dazu zwingen!" schrie ein Unter-Officier, packte sie am Arm und schaute ihr drohend ins Gesicht.

Die Überfallene stieß einen Hilferschrei aus, der die verwundeten Österreicher herbeilockte. Was konnten aber die Wehrlosen gegen die ihnen an Zahl zehnfach überlegenen Preußen ausrichten?

Schon wollten die Soldaten ihre Drohungen ausführen, da trat aus einer Nische des Kreuzgangs, in den die Zellen mündeten, eine junge Nonne hervor und rief, mit ihrem Leib die Bedrängte deckend:

„Schont die ehrwürdige Mutter. Ich bin Agnes, die ihr sucht!"

„Armes unglückliches Kind", jammerte die Greisin, „Du bist verloren!"

„Es sei!" erwiderte diese in entschlossenem Tone, „um meinetwillen soll keinem im Hause ein Haar gekrümmt werden!"

Die verwundeten Österreicher, welche Zeugen dieser Scene waren, blickten, gefesselt durch die wundersame Schönheit der jungen Nonne, nur auf sie und bedauerten, ohne Waffen zu sein, denn jeder hätte gern für ihre Befreiung das Leben geopfert.

Im Stillen fragten sie sich, in welcher geheimnisvollen Verbindung sie mit den Eindringlingen stand und welches Schicksal ihrer wartete? Am meisten aber gerieth Josias von Wartburg in Staunen, ja er verlor die Fassung, als er ihr ins Gesicht blickte, denn sie glich ganz seiner ehemaligen Braut Maria, der Frau von Bülow . . .

Ehe er sich ihr nähern konnte, erschien der Anführer der preußischen Schaar im Kreuzgang und sprang mit wüthender Gebärde auf sie los:

„Ehr- und pflichtvergessenes Weib!" schrie er. „Endlich habe ich den Schlupfwinkel entdeckt, wohin dich dein Buhle entführte!"

Beim Klang dieser Stimme erschrak Josias noch mehr, als über das Wiederfinden Marias, denn der Wüthende war Mariens Gatte, Major von Bülow! Auch dieser, der jedem Österreicher scharf ins Gesicht blickte, erkannte ihn und rief:

Digitized by Google

„Ein zweitesmal sollen Sie mir nicht entwischen!“ und zu seinen Grenadieren gewendet, befahl er ihnen, sich Josias' zu bemächtigen, während er die junge Nonne am Arm packte und mit sich schleppte.

Der Gefangene kam erst in dem Keller, wo sie ihn einsperrten, zur Besinnung und zerquälte seinen Geist, um eine Lösung für diese räthselhaften Vorgänge zu finden.

Welches Ereignis hatte beide Ehegatten, die so lang er in ihrer Gesellschaft verweilte, in gutem Einvernehmen lebten, entzweit, und den Major zu seinem Gegner, der ihn tödten wollte, gemacht?

Was bewog Marie in ein Nonnen-Kloster zu flüchten? Wie durfte ihr Gatte sie eines sträflichen Einverständnisses mit ihrem ehemaligen Bräutigam beschuldigen, da beide sich seit dem Abschied im Schloße der Ukermark nicht gesehen hatten?

Diese Gedanken beschäftigten Josias die ganze Nacht hindurch, raubten ihm den Schlaf und brachten ihm auch keine Aufklärung als der neue Tag anbrach.

Um die Mittagsstunde erst hörte er Gewehrschüsse, welche in der Ferne krachten, Trommelschlag und Geschrei, die näher, immer näher kamen, bis das Getümmel, das vor der Klosterpforte und später im Nonnenthurm entstand, verrieth, daß gekämpft würde!

Bald darauf wurde die Thüre des Kellers geöffnet und einer seiner Leidensgefährten brachte die frohe Botschaft, daß ein Bataillon Kaiserlicher die Preußen im Kloster überrumpelt, theils getödtet und theils zu Gefangenen gemacht hätten!

Josias eilte so schnell als ihn die Füße tragen konnten in den Kreuzgang und fand dort Frau von Bülow, die neben der Leiche ihres Gatten kniete! . .

Als er sich ihr näherte, erhob sie den Kopf und sagte, während Thränen über ihre Wangen rollten: „Gott sei dem Unglücklichen gnädig! Ich verzeihe ihm alles, was er mir angethan hat!“

Dann stand sie auf und fuhr fort: „Es drängt mich, Ihnen über vieles, das sich seit unserer letzten Begegnung zugetragen hat, Aufschluß zu geben!“

Sie setzte sich auf eine kunstvoll geschnitzte Holzbank, am Fuße eines großen Kreuzbildes und lud ihn ein, ein gleiches zu thun:

„Meine Ehe mit Bülow war keine glückliche“, sagte sie, „denn schon die Verschiedenheit unseres Religionsbekenntnisses brachte manchen Zwiespalt ins Haus. Mehr als das entzweite uns seine an Vergötterung gränzende Verehrung für König Friedrich, während ich gut kaiserlich gesinnt blieb. Trotzdem bemühte ich mich, meine Pflichten als Ehefrau durch Nachgiebigkeit und Geduld zu erfüllen. Da hörte ich, daß Sie noch am Leben und gefangen

Digitized by Google

in Spandau seien . . . Heute, wo ich der Welt entsagt habe, darf ich eingestehen, daſs ich, so lang Sie lebten, niemals Bülows Werbung erhört hätte . . . Eine Begegnung mit Ihnen erschien mir schrecklich und ich beschwor Bülow, der Sie in sein Schloß einlud, dasselbe nicht betreten zu müßen. Er aber zwang mich dazu, denn der Wunsch des Königs, Sie zu einem Preußen zu machen, galt ihm mehr, als meine Bitten und Thränen; ja er verlangte sogar, daſs ich selbst Sie zum Treubruch überreden sollte . . . Ich weigerte mich entschieden und erweckte dadurch in meinem zur Eifersucht sehr geneigten Gatten einen bösen Verdacht . . . Von dieser Stunde an quälte er mich mit Vorwürfen und Drohungen, die mir das Leben an seiner Seite unerträglich machten . . . Ich hielt standhaft aus und trug alles geduldig, bis er mich eines Tages, am Vorabend des Ausmarsches nach Sachsen, tödtlich beleidigte . . . Der Haushofmeister hatte ihm erzählt, Sie seien wie verzückt vor meinem Bild im Ahnensaal gestanden . . . Bülow beschuldigte mich des geheimen Einverständnisses mit Ihnen und schlug mich im Zorn mit der Reitpeitsche ins Gesicht, als ich mich und Sie vertheidigte . . . Dieser Schimpf trieb mich schon in der nächsten Stunde aus dem Schloß . . . Ich glaubte mich dazu berechtigt, da Bülow schwur, er wolle sich von mir scheiden lassen, was, da wir nach evangelischem Ritus getraut wurden, erlaubt war . . . Ich floh in dieses Nonnen-Kloster, dessen Oberin meine Tante ist und nahm den Schleier . . . Mein Gatte, der meine Spur verfolgte, glaubte, ich sei Ihnen nachgereist und wurde unglücklicherweise darin durch den Zufall bestärkt, daſs gerade in der Zeit, wo ich Nonne wurde, Ihre Armee in der Umgegend ein Lager bezog.

„Er ruhte nicht, bis er meinen Aufenthalt entdeckte. Sie, den seine Pistolenkugel traf, hielt er für todt, und mich wollte er mit Gewalt nach Preußen schleppen; denn er dulde, wie er mir schrieb, nicht, daſs eine Frau, die noch seinen Namen trug, Nonne sei! . . . Der Himmel hat es aber anders gefügt", schloß sie, dankend das Haupt vor dem Kreuzbilde neigend . . . „Heute Früh drangen in dem Augenblicke, als Bülow das Zeichen zum Abmarsch gab und ich den Wagen besteigen sollte, der ins Hauptquartier des Königs fuhr, die kaiserlichen Soldaten ins Kloster ein, und einer der ersten, den sie niederstießen, war mein unglücklicher Gatte Ich nehme von Ihnen . . . für immer Abschied!"

„Warum für immer?" fragte Josias, der sie noch immer liebte.

Sie wehrte ihm, der ihr näher trat, ab und erwiderte in einem Ton, der die Entschlossenheit ihres Innern verrieth:

„Ich werde dieses Haus nicht mehr verlassen, und sobald die entflohenen Schwestern zurückgekehrt, den Schleier nehmen und mich ganz dem Herrn weihen!"

Digitized by Google

„Das dürfen Sie nicht thun!“ rief Josias aus und faßte ihre Hände. „Die Welt hat noch Ansprüche an Sie!“

„Die Welt?“ erwiderte sie. „Ich stehe allein da, denn mein Onkel starb vor einigen Wochen . . . Die Klöster sind stille Inseln im Ocean des Lebens, auf denen alle, die dort gescheitert, einen Hafen der Ruhe finden!“

„Gewiß! Das Ordensleben ist ein schöner ehrwürdiger Beruf!“ gab er zur Antwort . . . „Dazu sind aber nur wenige auserwählt, und unter diesen sollen Sie nicht stehen!“

Die Liebe zu seiner ehemaligen Braut war in seinem Herzen noch nicht erloschen, sondern nur durch den Gedanken: Sie ist die Frau eines andern, nach schweren Seelenkämpfen zum schweigen und dulden gezwungen worden.

Jetzt aber, wo Maria gelöst aus den Banden einer unglücklichen Ehe ihm gegenüber stand, durfte er wieder hoffen und werben. Und er that es in so schlichter aber beredter Weise, daß sie, die eine gleiche Empfindung für ihn hegte, gerührt und beglückt sich aufs neue mit ihm verlobte . . .

In derselben Stunde legte sie das Nonnengewand, das sie nur als Novize getragen, ab und reiste in seiner Begleitung nach Prag, wo ihr Bund fürs ganze Leben die kirchliche Weihe empfing.

Josias von Wartburg hat seitdem an der Seite Marias ein glückliches Leben geführt und wurde der Stammvater eines Geschlechts, das sowohl in der kaiserlichen Armee wie im Staatsdienste Österreichs gute Dienste leistete, indem es in guten wie in bösen Tagen dem Wahlspruch seines Ahnherrn treu blieb:

„Alles fürs Vaterland!“

Digitized by Google

Die Slovenen

und das österreichische Verfassungswerk von 1848/9.

Von Prof. J. Apih.[1])

1.

Parlamentspause.

Die Revolution in Wien war niedergeworfen, die Winter-Reitschule, der Sitz des constituirenden Reichstages, war gesperrt, die Abgeordneten, die nicht gleich nach Ausbruch des October-Aufstandes Wien verlassen hatten, waren auseinandergesprengt.

Gerade in den Tagen der größten Bedrängnis Österreichs, 20. bis 27. October, hatte die Professoren-Versammlung in Frankfurt a. M. die §§. 2 und 3 der deutschen Reichsverfassung berathen und beschlossen, in deren Folge der uralte Kaiserstaat in zwei Theile, die deutschen und die nicht-deutschen Gebiete desselben, zerspalten werden sollte, ein Schritt der begreiflicherweise, soweit es österreichische Patrioten gab, die größte, einerseits Bestürzung, anderseits Erbitterung hervorrief, bei schwächeren Geistern Bedenken und Zweifel erweckte, wie sie sich in dieser Klemme zwischen österreichischem Vaterlandsgefühl und deutsch-nationalem Gebote zu halten hätten.

In diesem Zwiespalt richtete der Linzer ständische Ausschuß eine Einladung an die Landtage der inner-österreichischen Gebiete, mittelst eigens dazu berufener ständischen Abgeordneten eine Zusammentretung abzuhalten, um die wichtigsten Provinzial- und Staats-Interessen des

[1]) Ö. J. 1890 S. 78—106: Die Slovenen und die Märzbewegung von 1848; 1892 S. 175—208: Die slovenische Bewegung im Frühjahr und Vorsommer 1848; 1894 S. 15—35: Die Slovenen und der constituirende Reichsrath.

Digitized by Google

Augenblickes zu besprechen, namentlich ein Einverständnis über eine engere Verbindung der inner-österreichischen Provinzen unter einander und mit dem Deutschen Reiche zu erzielen.

Zu Anfang November trat der provisorische Landtag der Steiermark zusammen und berieth bei diesem Anlasse auch über die Einladung zum inner-österreichischen Ständetag. Die Majorität beschloß, trotz lebhafter Einsprache Gurnik's der diesmal mit seinen Landsleuten eines Sinnes war, die Beschickung jenes Ständetages und schlug die „gemischtsprachige deutsch-slovenische" Stadt Klagenfurt als besonders günstig gelegenen Ort der Zusammenkunft vor; doch sollten die steirischen Deputirten nur zuhören und Bericht erstatten, eine Instruction gab man ihnen nicht mit. Bei der Wahl derselben erkor man am 8. November für den deutschen Antheil Moriz Kaiserfeld und Haßler, für den slovenischen Gurnik und Nessinger. Gurnik erklärte die Wahl anzunehmen, obwohl er kurz vorher die Beschickung als verfassungswidrig bezeichnet hatte — so weit ging seine politische Anpassungsfähigkeit!

Zum Gebrauche für die nach Klagenfurt bestimmten Deputirten arbeitete v. Kalchberg den Entwurf einer österreichischen Reichsverfassung aus und adoptirte das Princip des Föderalismus der historisch-politischen Individualitäten, welche der Centralgewalt nur die streng gemeinsamen Angelegenheiten zu überlassen hätten; für letztere plante er einen Reichstag, dessen aus direct gewählten Deputirten bestehende untere Kammer das nationale, die obere Kammer, beschickt von den Vertretern der Landtage, das föderative Element, die Gleichberechtigung jener „Staaten" repräsentiren sollte. Dieser auch vom Landtage gebilligte Entwurf bequemte sich der Auffassung des Tages an, man müße, weil allgemeine Wahlen in den Reichstag eine slavische Majorität gebracht hatten, die Stellung des Deutschthums durch Stärkung der Provinzial-Autonomie stützen und den Einfluß des Slaventhums auf die Leitung des Gesammtreiches durch die weitestgehende Decentralisation der Verwaltung und Gesetzgebung paralysiren.

In Kärnten war man durchaus geneigt auf die Linzer und Grätzer Vorschläge einzugehen. Die kärntnerischen Slovenen durften nicht mucksen. Der Klagenfurter slovenische Verein konnte es nicht wagen, einen Protest gegen die §§. 2 und 3 zu erheben oder der Aufforderung der Prager Slowanská Lípa zur Theilnahme an dem Congresse der sämmtlichen Linden-Vereine zu entsprechen.

Digitized by Google

Krain hingegen verhielt sich durchaus ablehnend. Der verstärkte ständische Ausschuß legte gegen die Frankfurter Beschlüße Verwahrung ein und lehnte die Theilnahme an den vom Linzer Ausschuße geplanten Berathungen entschieden ab. Jene Linzer Einladung, hieß es in der Laibacher Erklärung, wünsche „ein Band gewoben aus Brüderlichkeit und Achtung der Nationalitäten", dieses Band aber laufe „ins mächtige Deutschland" und mehre dessen Kraft. „Das Band des innigsten Verständnisses soll unsere Gränzen wahren unter dem Schutze der constitutionellen Monarchie und des deutschen Vaterlandes und trotzdem soll Österreich ungetheilt bleiben?!" . . Als diese Entgegnung vom Stapel lief, war übrigens das ganze Linzer Project bereits gescheitert und überhaupt die Zeit für derlei Machenschaften nicht mehr da.

Den gleichen Standpunkt wie in ihrer Entgegnung nach Linz nahmen die ständischen Verordneten Krains in ihrer von Bleiweis verfaßten, aber theilweise abgeänderten Adresse vom 13. November an den Kaiser ein. Sie bestritten der Frankfurter National-Versammlung jedes Recht über österreichische Länder zu verfügen, „welche in der Mehrheit nicht-deutscher Nationalität sind" . . . Krain mit seiner slovenischen Bevölkerung habe, wie es die Protokolle darthun, nur aus Ehrerbietung gegen den Kaiser die Wahlen zum deutschen Parlamente vollzogen, die es jetzt bedauere. Die Adressanten verlangten die Rückberufung der Frankfurter Abgeordneten, was sie aber nicht erreichten; einer ihrer sogenannten Vertreter, den sieben Mann erkoren hatten, lehnte die Zumuthung, sein Mandat zurückzulegen, ab; es stehe ihm nicht an, sagte er, sich nach den „wechselnden Launen der Committenten" zu richten.

Mit der geschilderten Stimmung der Slovenen hing der Tadel zusammen, den man allgemein gegen die am längsten in Wien gebliebenen Abgeordneten sowie gegen Gajer aussprach, der die parlamentarischen Ferien zu gewissen, nicht ganz aufgeklärten Agitationen in Unter-Krain benutzen wollte. Allgemeine Heiterkeit erweckte anderseits ein „offener Brief" Dr. Smrekar's, worin dieser sich gegen den Verdacht slavenfeindlicher Gesinnung verwahrte und sich als Verehrer Jellačić' und Feind der Magyaren entpuppte, natürlich ohne Glauben zu finden. Auch Dr. Kranjec mußte sein Verbleiben in Wien rechtfertigen; er that dies mit Erfolg. Der redliche Doljak hingegen ließ sich durch eine Agitation, welche seine Haltung in der Urbarialfrage misbilligte, zur Mandatsniederlegung bestimmen.

Digitized by Google

2.

Der constituirende Reichstag in Kremsier.

Als die Deputirten sich im stillen Kremsier zusammengefunden, begannen sie ihre Berathungen angesichts einer gründlich veränderten Lage, deren Signatur das Ministerium Schwarzenberg und das Säbel-Regiment in Wien war. Auch die Physiognomie des Reichstags wies manche Veränderungen auf; mancher Deputirte war nicht mehr gekommen; so z. B. finden wir auf Seite der Slovenen an Dolžan's, Stercin's und Doljak's Stelle die neuen Abgeordneten Dr. Ovijač, Dr. Lavrič und Jos. Černé, lauter Slovenen, und auch in Marburg war bei der Nachwahl der slovenische Candidat Radusek durchgedrungen. Die kurze Sessionsdauer der Kammer gestattete freilich diesen Abgeordneten nicht, sich die parlamentarischen Sporen zu verdienen. In den ersten Kämpfen finden wir noch die alten Deputirten vor, so bei jener interessanten Debatte über die Reichstags-Protokolle vom 28.—31. October. Die Linke verlangte deren Verificirung, die Rechte behauptete dagegen, dass der Reichstag von dem Momente seiner Verlegung nach Kremsier an keine legale Berathung mehr abgehalten habe. Die Rechte hatte diesmal die Majorität und annullirte jene Protokolle; mit ihr gingen auch die meisten Slovenen, sogar Ambrož; mit der Linken stimmten nur drei bäuerliche Deputirte.

Das Programm Felix Schwarzenberg's fand seitens der Slovenen eine sehr beifällige Aufnahme, denn es betonte die Gleichberechtigung der Nationalitäten, die Integrität und Souveränetät Österreichs, dessen innere Organisation vollendet werden müsse, bevor über dessen zukünftiges Verhältnis zum Deutschen Reiche verhandelt werden könne. Nur schade, dass dieses das ganze Österreich umfassende Programm unmöglich mit Hilfe einer Kammer verwirklicht werden konnte, deren Aufgabe nur mit dem außer-ungarischen Österreich zusammenfiel, und dass zwischen der Executive und der Kammer so ziemlich jedes Zusammenwirken fehlte. Im Schoße des Ministeriums selbst erlangte nur zu bald der Vertreter des mit dem Umkreise des Stephansthurms zusammenfallenden politischen Horizonts, Dr. Bach, das Übergewicht über jene Richtung, welche die Berücksichtigung des historischen und föderativen Elements innerhalb des Habsburger Reiches wünschte.

Der Kremsierer Reichstag unterschied sich in seinen Tendenzen scharf von der Wiener Sturm- und Drang-Periode. Die Parteien organisirten sich und traten geschlossen auf die parlamentarische Bühne;

Digitized by Google

diese Parteien finden wir geheilt von schweren Irrthümern, namentlich hatten die Vorkämpfer für die deutsche Einheit und Österreichs Unterordnung unter Frankfurts Dictate aus den Ereignissen in Wien und Frankfurt heilsame Lehren gezogen: sie überließen Frankfurt seinem Schicksal und nahmen in ihr Programm die Neugestaltung Österreichs auf freiheitlicher Basis und mit Wahrung der Gleichberechtigung der Nationen auf. Diese Ideen finden wir übrigens in allen Partei-Programmen in Kremsier; nur in der principiellen Frage, ob Centralismus oder Föderalismus, gingen die Meinungen auseinander.

Die Slovenen schloßen sich dem stärksten Club, dem slavischen, an, der fast alle Slaven mit Ausnahme der „Polen im Frack" umfaßte; sogar die Abgeordneten Mor. v. Fluck und Dr. Smrekar traten ihm bei; hingegen blieben drei bäuerliche slovenische Deputirte „Wilde" und folgten bei den Abstimmungen in der Kammer der Fahne von Löhner's. Das Programm des slavischen Clubs umfaßte die Wahrung der constitutionellen Freiheit Österreichs und „seiner Länder", aber auch Förderung „der nationalen und politischen Angelegenheiten der österreichischen Slaven" auf Grundlage vollkommener nationaler Gleichberechtigung.

v. Löhner entwarf das Programm der Linken: er ist Föderalist reinsten Wassers und räumt der Centralgewalt noch weniger ein als Dr. Palacký. Löhner zerlegt Österreich in fünf Nationsstaaten: Polnisch-Österreich, Čechisch-Österreich, Italienisch-Österreich, Deutsch-Österreich und — Slovenisch-Österreich; in dem letztern vermissen wir jedoch die küstenländischen Slovenen sowie jene links von der Drau; jene weist er den Italienern, diese den Deutschen zu. Der ultra-deutsche Löhner wollte somit ein vereinigtes Slovenien begründen und war hierin slovenischer als Dr. Kavčič. Nun freilich war er keineswegs das Sprachrohr der ganzen Linken mehr; wohl aber stimmte sein Programm im Wesentlichen mit jenem des „deutsch-österreichischen" Clubs überein.

Den deutschen und slavischen Föderalisten gegenüber wollten die Führer des Centrums Österreich auf der Basis weitgehender Centralisation umgestalten: über der freien Gemeinde erhebt sich die Bezirksgemeinde und weiter der Kreis, beide abgegränzt mit Berücksichtigung der Sprachgränzen; kleine Kronländer bilden nur einen Kreis; jedes Land hat einen Landtag und wird regiert von einem Minister-Gouverneur; dieser ist dem Landtag, dem Reichstag und dem Gesammt-Ministerium

Digitized by Google

verantwortlich; nationale Streitfragen entscheidet ein Schiedsgericht aus gleichviel Vertretern aller Nationalitäten gebildet; der Reichstag besteht aus zwei Kammern, der Volkskammer und der Länder- und Kreiskammer. Dieses Programm strebte einen Centralismus auf Grundlage der Kreise an, die sich allmählig in Departements umwandeln und die Auflösung der Kronländer, zugleich aber auch die möglichste Stärkung der Centralgewalt herbeiführen sollten. Bezüglich der Slovenen war es inconsequent, indem es die Slovenen Kärntens und des Küstenlandes mit vorwiegend nicht-slovenischen Kreisen zusammenschmieden wollte, obwohl es gerade durch die Kreise die nationale Gleichberechtigung zu verwirklichen sich den Anschein gab.

* * *

Am 2. December fand das unerwartete Ereignis des Thronwechsels statt. Dem neuen Herrscher brachten auch die Slovenen ihre Huldigung dar. Eine große krainische Deputation reiste nach Olmüz ans Hoflager Franz Joseph I. und hierauf nach Prag um dem abtretenden gütigen Ferdinand im Namen des Landes für sein mildes Walten den Dank auszusprechen. Dieser Deputation bereiteten in Prag die Böhmen in der Slovanská Lipa einen herzlichen Empfang. Eine solche Repräsentation war den Slovenen Kärntens und Steiermarks nicht gestattet, wohl aber jenen Triests, dessen dreigliedrige Huldigungs-Deputation die drei Nationalitäten des Küstenlandes repräsentiren sollte; die Slovenen vertrat der Bischof Legát. Diesen bat vor seiner Abreise eine Abordnung der Slovenen aus dem Territorium, er möge an den Stufen des allerhöchsten Thrones in ihrem Namen die Versicherung aussprechen, dass sie „noch die Slovenen aus dem Jahre 1809 sind; die Slaven wollen Österreichs Bestand und Gränzen bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen. In diesem Geiste haben sie die Väter erzogen, dieselbe Liebe zu Österreich werden sie auch ihren Söhnen und Enkeln ins Herz pflanzen." Der Bischof möge dem Kaiser sagen, dass der Mund des Slaven immerdar ein treuer Dolmetsch seines Herzens und seiner Überzeugung gewesen.

3.

Von 1848 zu 1849.

Der Jahresschluß rückte heran, das Ende eines Jahres wie ereignisvoller keines in die Geschicke der mittel-europäischen Völker eingegriffen hatte.

Digitized by Google

Was hatten die Slovenen bisher erreicht? . . Im besten Falle Versprechungen seitens der Behörden, die sich aber in der Erfüllung zäh und lau zeigten. Es wurde ihnen großmüthig gestattet, über ausdrücklichen Wunsch der Gemeinden dürfe auch die „zweite Landessprache" neben der Muttersprache gelehrt werden. Wo ein des Slovenischen kundiger Lehrer vorhanden sei, müße ohne Verzug der Unterricht im Slovenischen beginnen; wo dies muthunlich sei, müße jener Unterricht mit dem nächsten Schuljahre eingeführt werden, vorausgesetzt dass die Schwierigkeiten „nicht unüberwindlich" sind. Aber selbst diese Anordnung stieß auf mancherlei Hindernisse sachlicher und — persönlicher Natur. Doch trat die des früheren Druckes entledigte Lehrerschaft in mehreren Schulbezirken im Winter von 1848/49 mit rühmenswerthem Eifer für das Recht der Muttersprache ein, so z. B. in Radmannsdorf, Videm, Komen, Schleiniz bei Marburg, Pettau und sogar in Eberndorf in Kärnten.

Unter diesen Umständen blieb auch ein an die Behörden im Winter 1848/49 ergangener Auftrag, sofort mit dem Erlernen der slovenischen Sprache als der demnächst bei allen Behörden einzuführenden Geschäftssprache zu beginnen, wirkungslos. In den nationalen Kreisen selbst schien eine gewisse Ermattung eingetreten zu sein; gegen Ende des Jahres wollte sich in Rudolfswert ein slovenischer Verein bilden, der aber bald seine Auflösung erklären mußte.

Was den nationalen Führern neue Kränkung brachte, war die Ausschreibung der Ersatzwahlen für das Frankfurter Parlament. Schmerling drang darauf, weil er die Stimmen der Österreicher in der Pauls-Kirche vermehren und stärken wollte, und das Olmützer Ministerium hielt es nicht an der Zeit mit der deutschen National-Versammlung vorschnell zu brechen.

Die Wahlen zur Frankfurter National-Versammlung hatten bekanntlich im letzten Frühjahre kein befriedigendes Resultat ergeben; Böhmen und Mähren hatten kaum ein Viertel der auf beide Länder entfallenden Abgeordneten wirklich nach Frankfurt entsendet, und auch einige slovenische Wahlbezirke hatten es vorgezogen, in Frankfurt unvertreten zu bleiben; einige andere Bezirke hatten wohl gewählt, allein die Deputirten waren nicht nach Frankfurt gegangen oder verzichteten bald auf ihr Mandat, wie z. B. Lukman und Anton Graf Auersperg (Anast. Grün). Herr von Schmerling suchte gegen Ende 1848 die österreichische Delegation in der Pauls-Kirche möglichst vollzählig zu

Digitized by Google

machen, um hiedurch Österreichs Einfluß zu erhöhen; darum drang er bei Schwarzenberg und Stadion eifrig auf Ausschreibung von Ersatzwahlen, die nach seiner Ansicht auch im Falle einer minimalen Betheiligung seitens der Wählerschaft giltig sein mußten; er hegte also auch gegen Wahlen nach dem famosen Rudolfswerter Muster kein Bedenken; nebenbei forderte er Stadion auf, seinen großen Einfluß im Küstenlande zu Gunsten der Vornahme der Wahl geltend zu machen. Schmerling zählte jene Bezirke auf, welche unvertreten waren: auf slovenischem und gemischtem Boden im Süden waren es die Bezirke Gonobiz, Pettau, Laibach, Krainburg, Stein, Neudegg, Adelsberg, Triest, Umgebung Triests und Istrien; Krain vertrat seit dem Spätherbst 1848 in Frankfurt der einzige Deputirte Lasan (Rudolfswert). Die slovenischen Politiker hatten, wie wir gesehen, wiederholt die Rückberufung aller österreichischen Deputirten aus Frankfurt verlangt und deshalb die auf das Verhältnis zu Deutschland bezügliche Erklärung des Schwarzenberg'schen Programms mit Genugthuung begrüßt. Umso bitterer war ihre Enttäuschung, als am 30. Januar 1849 dieselbe Regierung die Vornahme der Ersatzwahlen für die National-Versammlung anordnete, wobei sie allerdings jeden Druck auf die Wähler verbot.

Energischer noch als im Mai 1848 traten die slovenischen Kreise gegen die Vornahme der Wahlen auf; die Laibacher amtliche Zeitung öffnete ihre Spalten Artikeln, welche die Regierung wegen der Wahlen heftig angriffen und die Losung wiederholten: Wir wählen nicht. Die slovenischen Journale und Vereine agitirten natürlich in demselben Sinne und nicht ohne Erfolg; nur der Laibacher Verein verhielt sich passiv.

Pettau, Krainburg, Neudegg und Triest wählten nicht. In Krainburg unterschrieben die Wähler einen ausführlichen und energischen Protest, lehnten die Beschickung der Nationalversammlung ab und versagten den Beschlüßen derselben jede Anerkennung; sie erhoben diesen Protest im Namen Österreichs, ihrer Nationalität, ihrer Religion und ihrer materiellen Interessen; sie protestirten gegen die § 2 und 3 der Reichsverfassung, forderten die Rückberufung der Deputirten aus Frankfurt und gelobten Treue und Gehorsam nur dem Kaiser und der von Kremsier zu hoffenden Constitution. In demselben Geiste ist der Protest der Neudegger Wahlmänner abgefaßt, welche sich nebstbei über die Publication des Wahl-Decretes in ausschließlich deutscher Sprache beschwerten.

Digitized by Google

Eine partielle Enthaltung finden wir in Gonobiz, wo aus der Wahl der Feistrizer Postmeister Formacher als Deputirter hervorging. In Laibach entfernte sich die Mehrzahl der Wähler unter Protest; die zurückbleibenden 23 Wähler erkoren zum Deputirten den Grafen Karl Hohenwart und zu seinem Ersatzmann Dr. Del Cott; beide lehnten die Annahme des Mandats ab, es blieb somit die Wahl ohne Resultat. Dasselbe geschah in Stein, wo die von 16 Wählern auf den Schild gehobenen Schenchenstuel (Deputirter) und Gubernialrath von Kreizberg (Ersatzmann) sich ebenfalls für die ihnen zugedachte Ehre bedankten. Nur Adelsberg zeigte auch diesmal größern Eifer und wählte den Postmeister Jeras (Deputirter) und den gewesenen Deputirten von Gold (Ersatzmann).

Bekanntlich war die ganze Wahlaction zwecklos; die Regierung, welche sie überhaupt niemals ernst gemeint zu haben scheint, zog aus dem Ergebnis derselben den einzig logischen Schluß, dass in Österreich kein Boden mehr für die Pläne der Versammlung in der Pauls-Kirche vorhanden sei; sie sistirte die Fortsetzung der Wahlen und befahl den Gewählten, daheim zu bleiben.

4.

Die Berathung des Verfassungsentwurfs im Kremsierer Reichstage.

Am 1. August 1848 hatte der Reichstag den Constitutions-Ausschuß gewählt, dessen Majorität infolge der Wahl nach Gubernien mit der Majorität der Kammer nicht identisch war; neben 18 Deutschen und Italienern waren die zwölf Slaven in entschiedener Minderheit. Was die Vertretung der Slovenen betrifft, so war diese allerdings ausgiebig, denn während die Čechen drei, die Polen zwei und die Ruthenen und Kroaten je einen Mann hoch waren, waren fünf Slovenen in den Ausschuß entsendet worden und zwar von den Deputirten Steiermarks zwei (Dr. Miklošić und Dr. Kranjec), von denen Illyriens Ambrož und Dr. Kavčić (für ersteren trat später v. Laufenstein, für letzteren zeitweilig v. Fluck ein), und von den Küstenländern einer (Goriup). Es war somit Steiermark nur durch einen einzigen deutschen Deputirten vertreten (v. Cavalcabo), ebenso Illyrien (durch Scholl), während das Küstenland neben einem slovenischen zwei italienische Ausschußmitglieder zählte. Vorsitzender

Digitized by Google

wurde Feifalik, seine Stellvertreter waren Palacký und Kavčić. Zwei Subcomités wurden mit der Verfassung von Entwürfen betraut; das eine (Rieger, Violand, Hein) hatte die Grundrechte, das zweite (Palacký, Kaj. Mayer, Smolka, Goldmark, Gobbi) die Constitution zu entwerfen. Die Grundrechte lagen schon am 29. September vollendet vor; es gab ja Vorlagen dafür genug in den Weststaaten Europas; nur §. 21 berücksichtigte die speciellen nationalen Verhältnisse Österreichs und enthielt den seitdem fast stereotyp gewordenen Grundsatz: „Alle Nationalitäten sind gleichberechtigt. Jeder Volksstamm hat ein unantastbares Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität überhaupt und seiner Sprache im besondern". Ein Minoritätsvotum schlug folgende Fassung vor: „Keine Nationalität besitzt vor der andern irgend ein politisches Vorrecht;" diese Minorität bestand aus Goriup, Kranjec, Violand und mehreren nicht-deutschen Ausschußmitgliedern.

Am 4. Januar trat der Reichstag in die Berathung seiner wichtigsten gesetzgeberischen Arbeit ein, noch immer sich wähnend im Besitze der Souverainetät. Diesen Traum zerstörte sofort die Erklärung des Grafen Stadion gegen den §. 1 der Grundrechte, der alle Gewalt aus dem Volke entspringen lassen wollte. Die slovenischen Deputierten billigten den Inhalt des §. 1, wie er aus den Berathungen des Constitutions-Ausschusses hervorgegangen war, keineswegs; mehrere derselben, so Goriup und Dr. v. Ulepić, standen obenan in der Reihe der für die Debatte vorgemerkten Contra-Redner; und als die Debatte am 8. Januar begann, begründeten sie ihren Widerspruch, indem sie mehr oder weniger ausführlich den historisch entstandenen „Rechtsboden", auf welchem der constitutionelle Staat aufgerichtet werden müße, als die unverrückbare Basis bezeichneten; die beiden Factoren, Monarch und Volk, seien bereits vorhanden und aus der Übereinstimmung beider müße das Verfassungswerk hervorgehen; das sei der Wille des Monarchen, und in diesem Sinne verstehe das Volk die Aufgabe der Kammer: „Wir werden gewiss von den Völkern Österreichs mit Jubel begrüßt werden, wenn das neue Staatsgebäude Österreichs durch uns in Vereinigung mit der Krone kräftig ersteht, heilbringend nach innen, achtunggebietend nach außen, als ein Tempel der Volksfreiheit für alle Nationalitäten, an dessen weitgedehnter Kuppel als Schlußstein Österreichs altehrwürdige Kaiserkrone verjüngt im Sonnenstrahl der Freiheit glänzt" (Ulepić). Sogar Dr. Smrekar legte eine Lanze gegen

Digitized by Google

§. 1 ein, wenn auch nur „vom Standpunkte unserer Revolution, die stets (?) das historische Recht der Krone“ verfochten habe. Schließlich wurde nach dem Antrag Ulepić die Weglassung des §. 1 beschlossen, aber nur deshalb, weil derselbe nicht an die Stelle gehöre, an welcher er im Entwurfe erschien; damit baute man den Gegnern des §. 1 eine goldene Brücke; die Motivirung des Antrages Ulepić konnte aber an der Thatsache nichts ändern, dass der §. 1 und mit ihm die kühne Theorie von der Volkssouverainetät endgiltig gefallen war. Der kühne und doch so leicht abgeschlagene Sturm der Kammer war für das Ansehen derselben verhängnisvoll.

Im weiteren Verlauf der Debatte begrüßte Ulepić in begeisterten Worten die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und die Einsetzung der Geschworenengerichte für Verbrechen, für politische und Preßvergehen als „Paladium der Gerechtigkeit“, als „Appellation an den gesunden Menschenverstand“; der Justitia löse man jetzt die Binde von den Augen, „damit sie klar sehen möge, wie sie fortan Wage und Schwert handhaben wird“. Ambroż trat mit Ulepić vergeblich für die Abschaffung der Todesstrafe überhaupt ein, die Majorität entschied sich nur für die Aufhebung der Todesstrafe für politische Verbrechen. Mit der Majorität gingen aber die Slovenen bei dem Beschlusse, dass eventuelle Beschränkungen der Freizügigkeit den „Gemeinde-Ordnungen“, und nicht, wie es die Majorität des Ausschusses vorschlug, dem „Gemeindegesetze“ anheimgestellt werden; sie kämpften in diesem Falle siegreich für das föderalistische Princip gegen den Centralismus der Mehrheit der Deutschen.

Der Schwerpunkt der Debatte lag in der Berathung der kirchenpolitischen Paragraphe, insbesondere der §§. 13—15. Ambroż verlangte mit Ziemiałkowski, Pinkas u. a. die Ausweisung der „staatsgefährlichen“ Liguorianer, Jesuiten und Redemptoristen, während Dr. Ovijać ein Specialgesetz über die Juden-Emancipation wünschte, und Dr. Kranjec mit Palacky, Fischhof u. a. jeden Zwang zur Ausübung religiöser Gebote verboten wissen wollte. Wir heben aus der Specialdebatte folgendes hervor.

Dr. v. Ulepić feierte die Gewissensfreiheit als ein „ursprüngliches und heiliges Recht“; denn „das Sittengesetz gebietet, nach Erkenntnis der Wahrheit zu streben und der erkannten Wahrheit nachzuleben“. Jeder Eingriff der weltlichen Macht in dieses Gebiet habe nur ein

Digitized by Google

blutiges Martyrium hervorgerufen, und auch die reine Lehre Christi befiehlt, alles zu prüfen und das beste zu behalten. „Aber das religiöse Gebiet ist dem Staate nur so lang entrückt, als die religiöse Überzeugung in der Menschenbrust eingeschlossen bleibt. Sobald sie als organisirte Kirche auf den socialen Organismus Einfluß zu gewinnen sucht, ändert sich das Verhältnis. Der Staat kann als bloßes Rechts-Institut nicht bestehen; der physischen Macht muß die Sittenlehre zur Bändigung der wilden Naturgewalten die Hand reichen. Diesem Bunde des Rechtes und des Sittengesetzes entspringt die Nothwendigkeit des Glaubens an eine höhere sittliche göttliche Macht". Daher dürfe der Staat nicht alle Religionen für gleichwerthig achten; er müsse Religionen mit gemeingefährlichen Lehren fernhalten; denn religiöser Indifferentismus wäre identisch mit sittlichem Indifferentismus, letzterer aber treibe den Staat ins Verderben. Daraus folge für den Staat das Recht, die äußeren Verhältnisse der Kirche zu regeln, und Ulepić will daher das Recht des öffentlichen und gemeinsamen Gottesdienstes nur den staatlich anerkannten Confessionen eingeräumt wissen, unbeschadet der allgemeinen Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Gorinp stimmt mit Ulepić vollkommen überein, warnt vor Jesuiten sogut wie vor Indifferentismus und Unglauben, warnt die Bischöfe vor dem Streben nach völliger Trennung der Kirche vom Staate und vertheidigt bedingungslose Gewissensfreiheit, sowie die Emancipation der Juden.

Eigenartig war Rulic' Standpunkt: er ist Föderalist, und für ihn bedeutet der Centralismus Österreichs Untergang; als Föderalist fordert er für die Landtage das Recht, für die einzelnen Länder die gesetzlich anerkannten Confessionen zu bestimmen.

Dr. Ovijač wollte allen christlichen Confessionen Glaubensfreiheit verliehen, jedoch der katholischen Kirche den Vorrang einer Staatskirche vorbehalten wissen. Anträge dieser Art wurden jedoch in der Kammer keiner Discussion gewürdigt. Bekämpfte doch der Referent Dr. Rieger selbst Ulepić' Antrag als zu engherzig und dem Princip der Religionsfreiheit widersprechend, da der Staat keine Religion verbieten dürfe, die nicht mit der Moral, dem Rechte und den staatsbürgerlichen Pflichten im Widerspruche stehe, aber auch jede Confession ausschließen müsse, deren Lehren die Grundlagen des Staates zu untergraben geeignet sind. Es verwarf schließlich die Kammer alle Anträge,

Digitized by Google

welche einen Unterschied zwischen staatlich anerkannten und nicht anerkannten Confessionen machen wollten.

Man darf aus dem Auftreten Ulepič' und Goriup's keineswegs auf einen Abfall von der freisinnigen Richtung schließen. Diese vertrat gerade Goriup beim §. 15, welcher das Verhältnis zwischen Kirche und Staat regelte, mit aller Offenheit, ja in geradezu radicalem Sinne. Er will weder der katholischen, noch irgend einer anderen Kirche die Souveränetät gegenüber dem Staate einräumen, weil sonst der Staat in ebensoviele souveräne Kreise auseinanderfallen würde, als es Kirchen gäbe; der Staat darf sich seiner Rechte in publico-ecclesiasticis nicht entäußern, er dürfe der Kirche keine Strafgewalt, am wenigsten das Recht der Excommunication und ihrer Folgen überlassen; die Klöster dürfen keine Strafgewalt über die Mönche besitzen, kein Kloster-Insasse dürfe der Staatsgewalt entzogen werden, wenn man nicht den Staat selbst der unbeschränkten kirchlichen Strafgewalt ausliefern wolle. Nicht einmal die gewöhnlichen Vereinen zugestandene Freiheit dürfe man der Kirche bewilligen, denn auf diese Großmacht könne man nicht das einfachste Gesellschaftsrecht anwenden; er erinnert an die dem Staate von dem außerhalb des Reiches wohnenden Kirchenoberhaupte drohende Gefahr und an die feindselige Haltung desselben in jüngster Zeit und citirt politische Intriguen, Folterkammern, Hexenprocesse und Autodafés zum Beweise für seinen Standpunkt, ja, er betrachtet alle diese grauenerregenden Dinge noch keineswegs als für immer abgeschafft. Gegen den Missbrauch kirchlicher Gewalt müße das placetum regium, die josephinische Gesetzgebung schützen; das Wiedererscheinen der obwohl ungefährlichen Jesuiten würde die größte Aufregung hervorrufen. Goriup fürchtet, die Diener der Kirche könnten „die Lehren der Freiheit als dem göttlichen Rechte widersprechend öffentlich verdammen", die Freiheit „als Sünde verketzern"; diese Gefahr liege angesichts der Widersprüche in den episcopalen Petitionen nahe, welche Unabhängigkeit der Kirche als Axiom voraussetzen und sich in demselben Augenblick gegen die Trennung der Kirche vom Staat verwahren. Der Staat müße die Aufsicht über das Kirchengut sich vorbehalten, um die Sendung von Geldsummen in's Ausland zu verbieten, um für gleichmäßige Vertheilung der Einkünfte des Clerus zu sorgen und die „unbegränzte Anhäufung des Vermögens in der todten Hand, welche bis zur Absorbirung der Lebenskraft der Nation gehen könnte", zu verhindern. Die Schule dürfe

Digitized by Google

nicht der Kirche ausgeliefert, aber ebensowenig der Religionsunterricht aus der Schule entfernt werden; der Staat müße die Heranbildung der Geistlichen überwachen und dürfe die Ernennung der Kirchenwürdenträger nicht aus der Hand geben; bei aller Superiorität des Staates müße sich dieser jedes Eingriffs in rein religiöse Dinge enthalten, und es dürfe seine Aufsicht nicht in eine drückende Bevormundung ausarten. Die Kirche befinde sich nicht in gedrücktem Zustande, im Gegentheile, sie sei auf Kosten anderer Confessionen privilegirt und mit den reichsten Einkünften, mit fürstlichen Titeln bevorzugt. Sind ihr diese schädlich und lästig, nun so hören sie auf. Die Kirche trete zurück, wenn sie es über sich zu gewinnen vermag, in den ursprünglichen Zustand der Einfachheit, allein sie klage nicht über Knechtung. „Man kann nur Sclaven, nicht aber Herren emancipiren."

Dem Beifalle seitens der Linken, unter welchem Goriup die Tribüne verließ, folgte Helfert's Entgegnung, welcher Goriup vorhielt, dass er das Gegentheil des Josephinismus für alle Länder und Völker wolle, nur die Kirche möge zur alten Unfreiheit verurtheilt bleiben. Gleichwohl wurden die kirchenpolitischen Paragraphe der Grundrechte angenommen.

* * *

Nach der Beschlußfassung der Grundrechte, denen man in allen Parlamenten eine ungewöhnliche Bedeutung beilegte, die übrigens im Plenum erst bis zum §. 19 gediehen war, sollte jene über den s. g. zweiten Theil des Verfassungswerkes an die Reihe kommen, der in Wahrheit der ungleich bedeutungsvollere und wichtigere, weil für die ganze Gestaltung und Zukunft Österreichs maßgebende und entscheidende war.

5.

Der sogenannte zweite Theil des Verfassungswerkes.

Die Geschichte des zweiten Theils des Verfassungswerkes, der Constitution im eigentlichen Sinne, ist heute vollständig aufgehellt durch Palacky, Springer, Helfert u. a. und zeigt, wie weit man damals noch von der Möglichkeit der Schaffung einer wenigstens die fundamentalen Forderungen der Nationen befriedigenden Constitution entfernt war. Dass der verfrühte Versuch mislingen mußte, ist uns heute begreiflich; auch wir haben, obwohl seitdem mehr als vier Decennien verflossen sind, so manchen vergeblichen Versuch gesehen, diesen gordischen Knoten

Digitized by Google

zu lösen; es war leider unter allen, die an dem schwierigen Problem ihre Kräfte versucht, doch keiner von des Macedoniers elementarer Kraft und Kühnheit. Die Berathungen des Constitutions-Ausschusses über dieses Problem sind auch heute noch lesenswerth, ja sie sind vielleicht heute lehrreicher als vor vierzig Jahren.

Bedeutend war die Rolle der slovenischen Mitglieder des Ausschusses. Von vornherein vertrat Palacký die Anschauung, dass die Verfassung nicht dem eigentlichen Österreich allein auf den Leib geschnitten werden müsse, man müsse vielmehr dieselbe derart einrichten, dass ihr auch die Ungarn beitreten können. Sein Landsmann Pinkas wollte eine Art Abstufung der politischen Rechte der Völker nach dem Massstabe ihrer Größe und Cultur. Den ersten Vorschlag zu einer grundsätzlichen Umgestaltung Österreichs machte aber Kavčić, indem er seine Überzeugung, die er bereits in der Kammer ausgesprochen, wiederholte: das Reich müsse in soviele Staaten eingetheilt werden, als es Volksstämme zählt, nach Sprachgränzen gegliederte Staaten würden das wirksamste Mittel gegen nationale Reibungen sein. Während nun Pinkas vom böhmischen Standpunkt aus gegen die Zweitheilung Böhmens sich verwahrte und die Bildung zu kleiner Staaten bekämpfte, warnte Brestel vor zu großen Staaten, die von dem Reichsganzen sich leicht loslösen würden. Gegen Kavčić' Princip erhob auch sein eigener Stammesgenosse Gorup lebhaft Einsprache: von seinem provincialen mit den Gränzen der gefürsteten Grafschaft Görz-Gradisca zusammenfallenden Patriotismus aus, warf er sich zum Vertheidiger der Föderation der historisch-politischen Individualitäten auf und bezeichnete die Gliederung Österreichs nach Nationalitäten, die Zerreißung der bestehenden Kronländer als unausführbar; zugleich erachtete er die Bildung national abgegränzter Kreise als nothwendig und völlig genügend zur Wahrung der Nationalitäten. v. Lasenstein verlangte von demselben Standpunkte aus die Trennung Krains von Kärnthen. Neben Pinkas' Widersprüche gegen die Kreise, die „Fallen des Föderalismus", vertritt Brauner, dem „das Vaterland höher steht denn die Freiheit", die Integrität Böhmens; die Čechen fordern trotzdem die Trennung der Ruthenen von den Polen und reizen dadurch Smolka und Ziemiałkowski zu heftiger Widerrede.

Kavčić legte nun seinen Entwurf vor; er will nur jene Elemente zusammenfassen, welche sich durch „Nationalität und Convenienz" zur

Digitized by Google

Einheit zwanglos vereinigen lassen. Den Čechen gegenüber betont er die Nothwendigkeit, die Nationalitäten durch die Neueintheilung des Reiches zu sichern; sonst bleiben die Slovenen in Steiermark und die Italiener Tyrols Nullen; eine solche „unnatürliche Ehe" sei ein „Fluch für die Menschheit". Darum schlägt er folgende Neugliederung vor: 1. Čechisch-Böhmen, 2. Deutsch-Böhmen (Bojerheim), 3. Österreich mit Salzburg, 4. Deutsch-Steiermark mit Kärnthen, 5. Slovenisch-Steiermark mit Krain und dem slavischen Theile des Küstenlandes (Slovenija), 6. Schlesien, 7. Mähren, 8. Deutsch-Tyrol mit Vorarlberg, 9. Wälsch-Tyrol, 10. Italienischer Theil des Küstenlandes, 11. Dalmatien, 12. Polnisch-Galizien, 13. Ruthenisch-Galizien, 14. Bukowina.

Kavčič blieb hier nicht consequent; die Provinzialgränzen sollten den Sprachgränzen weichen, dies betonte er öfters feierlich — und doch respectirte er die alten Gränzen der national-gemischten Provinzen Schlesien, Mähren, Bukowina und Kärnthen, zerstückelte somit neuerdings Slovenen, Čechen, Deutsche, Italiener und Polen, und projectirte neben den großen Staaten im Norden die kleinen staatlichen Gebilde Wälsch-Tyrol und Wälsch-Küstenland im Süden.

Von allen Seiten regnete es Widerspruch gegen Kavčič' Vorschlag. Pinkas erklärte die Zweitheilung Böhmens als undiscutirbar, und schlug nationale Curien zum Schutz der Nationalitäten vor; nur die Zweitheilung Galiziens galt ihm als selbstverständlich[1]). Auch Goriup blieb nicht zurück; wo die Autonomie des Kronlandes Görz auf dem Spiele stand, trat er muthig für sie ein.

Erst jetzt, also nach Kavčič, und folgerichtiger als dieser, ließ sich Palacký zu seinem bekannten Entwurfe einer Eintheilung Österreichs in die Nationsstaaten: 1. Deutsch-, 2. Čechisch-, 3. Polnisch-, 4. Slovenisch-, 5. Italienisch-, 6. Südslavisch-, 7. Magyarisch- und 8. Rumänisch-Österreich herbei. Die Slovenen wollte er in Slovenisch-Österreich mit Slavonien vereinigen; die Italiener des Küstenlandes sollten ebenfalls Slovenien zugewiesen werden und Italienisch-Österreich Südtyrol, Venezien und Lombardei umfassen. Den Ruthenen wollte er keine Selbständigkeit einräumen, sondern das „historische Recht"

[1]) Das war keine Inconsequenz; denn wohl ist Böhmen seit mehr als tausend Jahren eine politisch-historische Individualität, nicht aber Galizien, das vor dem Anfall an Österreich nur ein Theil der königlichen Republik Polen war.

Anm. d. Herausgebers.

Digitized by Google

der Polen in diesem Punkte achten. Consequenter war hierin Rieger, dessen Parteinahme für die Ruthenen heftige Scenen mit Ziemialkowski provocirte, die selbst den Centralisten Hein veranlassten, die Herren zur Einigkeit zu ermahnen, damit nicht die Regierung den Streit zum eigenen Vortheile ausbeute. Ein anderer Centralist, Brestel, reclamirte die Slovenen Steiermarks für dieses Land und befürwortete die Bildung eines südsteirischen-slovenischen Kreises.

Nur Dr. Kranjec begrüßte den Entwurf Kavčić als das „Ideal Sloveniens" und erläuterte die Nothwendigkeit der Abtrennung Südsteiermarks von dem deutschen Theil des Landes und der Vereinigung mit Krain; nur auf diesem Wege werde der steirische Slovene slovenische Schulen und slovenische Amtirung erlangen. Nationale Curien flößten ihm kein Vertrauen ein. Nur dürfe man die nationalen Motive nicht zum Schaden materieller Interessen übertreiben, daher perhorrescirte auch er die Zweitheilung Böhmens und Kärnthens, wo die Nationalitäten sich nicht so streng sondern lassen wie in Steiermark. Sollte Kavčić' Antrag fallen, erklärte er, dann werde er für Brestel's Kreiseintheilung stimmen.

Palacky's Gegner war in dieser Frage auch Rieger, dessen selbständiger Entwurf fast ausnahmslos auf den historischen Boden sich stellt und nur in der Billigung der Kreise den Centralisten eine wichtige Concession macht. Die Majorität des Ausschusses verwarf jedoch die Vorschläge Palacky's und Rieger's; für dieselben stimmten nur sieben Deputirte, und zwar die Slovenen Goriup, Kranjec und Miklošič, die Čechen Pinkas, Rieger, Palacky und der Italiener Turco aus Südtyrol. Diese Abstimmung zeigt, dass die Ansichten der Deputierten häufige und grundsätzliche Wandlungen durchmachten; so sehen wir dies z. B. bei Goriup und Pinkas. Nach dem Antrage Brestel's wurden die historischen Kronländer beibehalten; jedoch wurden Krain und Kärnthen von einander getrennt und Südtyrol zur selbständigen Provinz erhoben.

Die Berathungen drehten sich nun um die Competenz der executiven Instanzen: Central-Regierung, Landesregierung, Kreistage und Gemeinden. Die Čechen, unterstützt von Goriup und Laufenstein, traten für den Antrag ein, dass bei Zweifeln über die Competenz der Reichs- und Landesregierung „die Vermuthung für die Landesregierungsgewalt" sprechen soll. Kavčić ging aber mit den Centralisten und diese siegten. In diesem Falle standen übrigens die Slovenen meist auf

Digitized by Google

der Seite der Čechen; als es sich aber um die genaue Aufzählung der Competenzen handelte, da fanden häufig die Slovenen nicht den Muth, für die kleinen Provinzen jene Autonomie (z. B. auf dem Gebiete der Schule, der Armenpflege, des Verkehrswesens und der Justizpflege) zu verlangen, welche Palacký für sein großes reiches Böhmen forderte. Goriup z. B. erklärte, er sei principiell für die Errichtung von Appellations- und Cassations-Höfen in allen Ländern, doch wären dieselben zu kostspielig für die kleineren Länder; gerade an den letzteren fand somit der Centralismus viele, ob auch unfreiwillige Anhänger. So beklagte im Ausschuße am 31. Januar 1849 Kavčič den Sieg des föderalistischen Princips in der Frage der „Gemeinde-Ordnungen" über das centralistische „Gemeindegesetz". „Der heutige Kammerbeschluß", sprach er, „hat Österreich nicht bloß in die vormärzliche Zeit, sondern bis vor den 5. Mai 1789 zurückgedrängt. Vor dieser Zeit war Frankreich noch nicht centralisirt, und dasselbe Gesetz, das heute bei uns durchging, machte es arm, infolge desselben wurden jährlich 30.000 Bettler, bis unter Calonne die Provinzialschranken für Getreide fielen. Ich bedaure jetzt alle, die unversorgte Kinder haben." Ein Fanatiker der Nationalität war Kavčič wahrlich nicht.

Derselbe Kavčič verfocht auch die Erweiterung der Prärogative des Kaisers, z. B. das Ernennungsrecht der Bischöfe, um die dem Staate von dem außerhalb des Reiches wohnenden Oberhaupte der Kirche drohenden Gefahren abzuwenden; die Ernennung der Bischöfe dürfe keineswegs dem Papste überlassen werden. Er beanständete ferner den Ausdruck „Kronländer", der zu sehr nach Feudalismus rieche; denselben Einwand erhob Dr. Kranjec und beide bewirkten, daß für „Kronland" die Bezeichnung „Reichsland" gewählt wurde. Gelegentlich erinnerte sich Kavčič seiner projectirten „Slovenija" und wollte den bestehenden historischen Umfang der Länder nicht garantirt sehen, denn er „verzweifle noch keineswegs an der Slovenija", zu deren Gunsten er eine große Petition aus Steiermark in Aussicht stellte. Doch ließen ihn seine slavischen Collegen bis auf Laufenstein im Stiche.

Gegen die sofortige Feststellung der künftigen Kreiseintheilung sprach Kranjec mit anderen Slaven, da man die Sache reiflich erwägen und zunächst die Competenz der Kreistage umschreiben müße. Doch wurde Rieger's Antrag angenommen und die Bildung der Kreise mit „thunlichster Berücksichtigung der Nationalität" beschlossen.

Digitized by Google

Eine Hauptschlacht zwischen Föderalismus und Centralismus, zwischen Demokratie und Conservatismus, in gewissem Sinne zwischen Slaventhum und Deutschthum, entbrannte bei der Frage über die Zusammensetzung des Reichstages. Wohl forderten die Polen das Einkammersystem, das auch Kavčič im Principe billigte, doch erklärte er sich bereit, sich der Majorität zu unterwerfen und deren „schlaue echt jesuitische Idee" einer „föderativen Centralisation", d. h. der Theilung des Reichstages in eine Völker- und eine Länderkammer zu acceptiren; jene sollte das centralistische, diese das föderative Princip zum Ausdrucke bringen, denn auf diese Verbindung beider wollte man Österreichs zukünftige Gestaltung begründen. Entgegen jedoch dem demokratischen Charakter, den die Völkerkammer erhalten sollte, wollten Brestel, Ziemiałkowski und Pinkas in dieselbe eine Art Interessenvertretung dadurch hineintragen, dass sie zugunsten der Städte, der „Brennpunkte freiheitlicher Ideen", ein volles Drittel aller Mandate vorweg reserviren wollten. Auch hierin finden wir die Slovenen getheilter Ansicht; während Goriup mit Rieger in der Abwehr jedes Sonderrechtes, jeder zum Hader unter den Ständen führenden Interessenvertretung übereinstimmte, vertheidigten Kavčič und Lausenstein letztere; Kavčič insbesondere wünschte im Interesse einer Vertretung des Reiches als einer „organischen Einheit" auch die ausdrückliche Bedachtnahme auf die Städte, als Sitze der Intelligenz und Industrie, als das gewissermaßen belebte und belebende Element im Gegensatze zu der an sich todten „materiellen" Masse des Nährstandes; dem Geistigen müsse man das Übergewicht über das Physische einräumen. Schließlich wies man den Landgemeinden 280, den Industrialorten 60 Abgeordnete zu; unter andern stimmte gegen diese Vertheilung Kranjec, während Goriup ihr beipflichtete. Consequenter bekämpfte dieser jedoch Brestel's Vorschlag, das Wahlrecht werde allen erwachsenen, „des Lesens und Schreibens kundigen" Staatsbürgern zugestanden. Goriup verwarf diesen Census als undemokratisch, weil auch der analphabete Proletarier seinen Theil zu den Staatslasten beitrage, und weil ein solcher Census einen großen Theil der bäuerlichen Bevölkerung, die ohne eigenes Verschulden zurückgeblieben, von dem Wahlrechte ausschließen würde. Lausenstein wies namentlich auf Illyrien hin, und Dr. Kavčič führte an, dass es in seiner Heimat Bauern gebe, die zwar nie eine Schule besucht, aber so gewandte Redner seien,

Digitized by Google

daſs man ſich verſucht fühle, zu glauben, man höre den Hofrath Dolinar[1]) ſelbſt. Breſtel's Antrag fiel; doch konnten Kavčič und Laufenſtein auch ihrem Antrage nicht zum Siege verhelfen, daſs das paſſive Wahlrecht jedem Wähler ſchon vom 24. Lebensjahre an zukommen ſoll.

Uneinig waren die Slovenen wieder, als es ſich um die Entſcheidung darüber handelte, ob directe oder indirecte Wahlen und mit oder ohne Steuer-Cenſus ſtattfinden ſollen. Goriup, Kranjec und Miloſić gingen mit der Majorität, welche indirecte Wahlen mit Feſtſetzung eines Steuer-Minimums acceptirte.

Wie in die Völkerkammer die, wenn auch ſehr abgeſchwächte Intereſſenvertretung im Widerſpruche mit ihrem demokratiſchen Charakter getragen wurde, ſo verhinderte die volle Ausprägung des föderaliſtiſchen Weſens der Länderkammer die Rückſicht auf die Wahrung der Gleichberechtigung nationaler Minderheiten. Nur Fiſchhof blieb conſequent und forderte die gleiche Vertretung aller Kronländer in der Länderkammer ohne Unterſchied der Größe und Einwohnerzahl. Rieger will dies nur für die national einheitlichen Provinzen gelten laſſen, während die gemiſchten Kronländer durch unmittelbar von den nationalen Curien zu wählende Deputirte und zwar in gleicher Anzahl vertreten ſein ſollten; demgemäß hätte z. B. Böhmen ebenſoviele Deutſche als Slaven in die Länderkammer zu entſenden, ein Vertheilungsmodus, der ebenſo der deutſchen Minorität Böhmens und Mährens, wie den ſlovenischen Minoritäten außerhalb Krains günſtig war und deſſen Princip auch Hein billigte. Kavčič tritt vom Standpunkt der nun einmal angenommenen „föderativen Centraliſation" für Pinkas' Vorſchlag ein, demgemäß aus dem Plenum der Landtage ſeitens jeder Nationalität eine gleiche Anzahl Vertreter in die Länderkammer zu entſenden wären; doch ſoll bei Ländern, die aus mindeſtens zwei Kreiſen beſtehen, überdies jeder Kreis je einen Deputirten wählen. Goriup will eine Vertretung der Nationalitäten nach Maßgabe ihrer Stärke. Dr. Kranjec verlangt vom Standpunkt der Gleichberechtigung der Kronländer gleiche Vertretung derſelben in der Länderkammer, zugleich aber Ausdehnung dieſes föderaliſtiſchen Princips auf die Vertretung der Nationalitäten durch eine gleiche Anzahl von Deputirten der Nationalitäten gemiſchtſprachiger Kronländer. Es ſiegte jedoch ſchließlich dieſe Anſicht nur halb; denn

[1]) Namhafter Juriſt ſlovenischer Abſtammung.

Digitized by Google

man räumte auch den Kreisen je einen Deputirten ein, während die sechs Deputirten aus dem Landtage gleichmäßig auf die Stämme jedes Landes vertheilt werden sollten.

Dieselbe Zerfahrenheit kennzeichnet die Debatte über die Administration der Kronländer; doch stimmten die slovenischen Deputirten wenigstens darin überein, dass jedes Kronland seinen eigenen Gouverneur erhalten soll, so dass Illyrien aufzuhören hätte, ein Gouvernement zu bilden. Weiter auseinander gingen jedoch ihre Ansichten bezüglich der Verantwortlichkeit der Gouverneure; v Laufenstein forderte z. B. mit Erfolg für sie eine doppelte Verantwortlichkeit, sowohl gegenüber dem Landtage wie dem Reichstage; vergebens bekämpfte diesen Antrag, den Rieger einen „Unsinn" nannte, Kranjec. Alle Slovenen (ausgenommen Laufenstein) verhalfen jedoch einer andern Bestimmung dieses „föderativen Centralismus" zum Siege, indem sie zur Wahrung der nationalen Gleichberechtigung den Kreischef für gewisse Agenden dem Ministerium unmittelbar unterstellten, während er für den andern Theil seines Wirkungskreises ein Organ des Minister-Gouverneurs sein sollte. Man erkennt unschwer in dieser Zwitterstellung des Kreischefs einen Sieg jener Centralisten, deren Ideal die Auflösung Österreichs in Kreise (Departements) war, die allgemach die alten Kronländer beiseite schieben sollten. Und trotzdem sollte der Gouverneur dem Landtage verantwortlich sein; ausdrücklich wurde diesem das Recht der Anklage zugesprochen, ungeachtet des Widerspruches von Seite Rieger's und Kaveič'.

Jedes Kronland bekam einen Landtag, somit auch jene Länder, die, wie das Küstenland, bis dahin keine Landesvertretung besaßen; als Verhandlungssprache bestimmte man die Landessprache; in mehrsprachigen Ländern wurden alle Landessprachen als gleichberechtigt erklärt; für nationale Streitigkeiten sollen die Landtage Schiedsgerichte einsetzen. Nachdem der Sturm der Centralisten auf die Landtage, die Repräsentanten der Selbständigkeit der Kronländer abgeschlagen worden, führte die Frage der Competenz der Landtage zu gereizten Auseinandersetzungen, welche recht charakteristisch sind für die grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten in den Reihen der slavischen Föderalisten.

Strobach reclamirte für die Landtage eine ausgedehnte Competenz: das gesammte Schulwesen (mit Ausnahme der Universitäten), Beförderung der Künste und Wissenschaften, Cultus, Armenpflege, Gemeinde-Angelegenheiten, Dienstboten-Ordnung, Beförderung der

Digitized by Google

Urproduction, des Verkehrs- und Creditwesens, Landessteuern und Landesbudget u. s. w.

Kavčič, der bereits wiederholt den Brüdern aus Böhmen entgegengetreten, hielt gegen Strobach's Vorschlag eine geharnischte Rede, in welcher er der allgemeinen Sehnsucht nach Vollendung des Verfassungswerkes Ausdruck gab, jedoch die Befürchtung äußerte, dass die Regierung, neu gestärkt durch ihren Sieg vom 8. Januar, niemals Grundsätze anerkennen werde, die, wie der verlangte „constituirende Landtag" den tausendjährigen Principien der Monarchie widersprechen; er sprach dem zu Gunsten der böhmischen Forderungen erlassenen Patente vom 8. April 1848 jede Giltigkeit ab, und verwarf vom Standpunkte der kleineren Kronländer eine Autonomie, welche wohl die großen Länder ertragen könnten, die aber die kleinen zu „unfreien Caricaturen mit Personal-Union" machen würde. Er richtete an die Böhmen einen warmen Appell, sie mögen ihre Wünsche für die Behandlung des Entwurfes in den Abtheilungen der Kammer aufsparen, im Ausschusse aber das rasche Zustandekommen des Entwurfs fördern. Laufenstein äußerte dieselben Bedenken.

Kavčič erregte mit seiner Rede einen heftigen Sturm. Nachdem zunächst der sonst ruhige Strobach ihm Vertheidigung des alten Regimes und den Versuch einer „Constituirung des Absolutismus" zum Vorwurfe gemacht, erhob sich Rieger; er verwahrte sich gegen die Ungiltigkeitserklärung des April-Patents, dessen Grundsätze vielmehr auf alle Kronländer Anwendung finden sollten, und erklärte es als Beleidigung, die auf dem April-Patente fußenden Bestrebungen Böhmens mit den Tendenzen der Magyaren zu vergleichen; die Böhmen verlangen gar nicht jene Autonomie, nach welcher die Magyaren streben, sie wollen der Centralgewalt die äußere Politik, das Kriegswesen, die Finanzen und den Handel überlassen wissen und würden übrigens nichts einzuwenden haben, wenn kleinere Kronländer sich ihrer Autonomie zu Gunsten der Centralgewalt entäußern sollten: Österreich werde ein Förderativstaat werden oder zerfallen.

Da Kavčič auch bei den deutschen Centralisten keine genügende Unterstützung fand, so brachte Strobach sein Programm im wesentlichen zur Geltung; nur stärkten die Centralisten, denen sich diesmal auch Kavčič und Miklošič anschlossen, die Befugnisse der Kreistage. Die Mehrzahl der Slovenen konnte sich für die Kreise nicht recht

Digitized by Google

erwärmen; waren ja doch Kärnthen, Krain und das Küstenland gar nicht in Kreise getheilt worden; für die steirischen Slovenen schien jedoch der Entwurf des steirischen provisorischen Landtages genügend gesorgt zu haben.

Mit der Feststellung der Kreiseintheilung schloß das Verfassungswerk ab. Kavčič befürwortete vergebens die Trennung Ostgaliziens von dem polnischen Theile des Landes; die Trennung werde das angeblich panslavistische und russophile ruthenische Element schwächen, die autonome Bukowina aber eine starke Anziehung auf die Moldau und Walachei ausüben. Nur die Lostrennung der Bukowina wurde ausgesprochen, dagegen unter eifriger Mitwirkung Kavčič' (gegen Kranjec und Miklošič) der wälsche Süden Tyrols aus der Reihe der Kronländer wieder gestrichen. Es mag hinzugefügt werden, daſs der Ausschuß aus Steiermark nur zwei Kreise bildete.

Warm plaidirte Kavčič endlich für die von dem Dalmatiner Filippi (Italiener) ausgehende Anregung, bei der Ernennung der Beamten in erster Linie auf Landeskinder Rücksicht zu nehmen, da Fremde nie ernstlich die Verwirklichung der Gleichberechtigung anstreben würden. Dieſes Vorrecht der Landeskinder, sagte Kavčič, müße verfassungsmäßig sichergestellt werden, um das Gegentheil zu verhindern: „Es muß den Geduldigsten in Harnisch bringen, wenn er sieht, daſs die Einheimischen von fremden Beamten gedrückt und wie Heloten behandelt werden.“ v. Laufenstein hingegen will diese Frage der Dienst-Pragmatik zuweisen, läßt aber ebenso wie Kavčič seinen Antrag fallen. Die Mühe der Slaven war übrigens erfolglos. Nachdem noch einzelne Punkte des Entwurfes abgeändert und z. B. die directe Unterordnung des Kreischefs unter das Ministerium wieder abgelehnt worden war, war der Ausschuß am Ziele angelangt — die Constitution lag fertig vor den Augen der Deputirten, und so mancher Gegner einzelner Bestimmungen versöhnte sich mit dem Entwurfe oder erhoffte Abänderungen im Plenum. Das Werk war ein Compromiſs mit allen Vorzügen und Widersprüchen eines solchen; aber zufrieden blickten seine Väter auf das Kind herab, das den Völkern wenigstens das Kostbarste zu verbürgen schien: die politische Freiheit, die bürgerliche Gleichheit und nationale Gleichberechtigung. Wahrlich, niemals wieder seit jenem 28. Februar 1849, an welchem der Constitutions-Ausschuſs seine Thätigkeit beendete, schieden Gesetzgeber in unserem Vaterlande in solcher Harmonie, in so versöhnlicher Stimmung von einander! . .

Digitized by Google

Am 5. März begrüßte der Jubel der Kammer Feifalik's Mittheilung von der Vollendung des Entwurfes; die Kammer ahnte freilich nicht, daſs dieſer Jubel eine Variation des „morituri te salutant“ ſei.

6.

Die Kataſtrophe von Kremſier.

Während der Conſtitutions-Ausſchuſs an dem Verfaſſungswerke arbeitete und die Kammer über die „Grundrechte“ verhandelte, zog ſich über dem Haupte des jungen öſterreichiſchen Parlaments jenes vernichtende Gewitter zuſammen, deſſen Geneſis und Losbruch uns heute ziemlich klar vor Augen liegt. Nach oben hatte die Kammer ſich discreditirt durch ihre theilweiſe jacobiniſchen Anſichten von der Volksſouveränetät; nach unten hatte ſie ſo ziemlich alle enttäuſcht, die von ihr die Vollendung der Conſtitution erſehnten. Gleichzeitig ſetzten die Waffen des berühmten WIR[1]) das Cabinet Schwarzenberg in den Stand, durch ein ganz Öſterreich zu einem einheitlichen Staate zuſammenfaſſendes Verfaſſungswerk als Ausfluſs der monarchiſchen Autorität die Revolution zu ſchließen; die Reſtauration begann und in dem neuen Syſteme gab es keinen Raum für den auf dem Boden der Revolution entſtandenen Reichstag.

Am 7. März morgens wurde der Reichstag unter militäriſcher Aſſiſtenz geſprengt, die neue „octroyirte“ Verfaſſung, begleitet von den kaiſerlichen Manifeſten, kündigte den Völkern die neue Ära an. Wirkungslos verhallte der von zahlreichen Deputirten (darunter Ant. Érne) unternommene Verſuch einer Rechtfertigung des Reichstages; die Deputirten mußten Kremſier verlaſſen, nur wenige noch wurden von der Regierung zur Mitwirkung bei der Abfaſſung der von der Conſtitution verheißenen Specialgeſetze berufen, ſo Dr. v. Ulepić.

Auch die octroyirte Verfaſſung ſchien ſo manchem Wunſche der Slaven, insbeſondere auch der Slovenen genügen zu wollen. Enthielt doch auch ihr §. 5 die erneuerte Anerkennung der Gleichberechtigung aller Völkerſtämme; jedem Stamme ſprach ſie das unveräußerliche Recht auf Wahrung und Pflege ſeiner Nationalität zu; die Einrichtung der Schulen ſoll auf die Bedürfniſſe aller Stämme volle Rückſicht nehmen. §. 1 führte überdies unter den zukünftigen „Kronländern“

[1]) Windiſch-Grätz, Jelačić, Radecky.

Digitized by Google

auch „das Königreich Illyrien, bestehend aus den Herzogthümern Kärnthen und Krain, aus der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradisca, der Markgrafschaft Istrien und der Stadt Triest mit ihrem Territorium“ auf, schuf somit eine ausgedehnte Provinz mit weitaus vorwiegend slovenischer Bevölkerung, eine Art „Slovenija“. §. 4 garantirte den „Kronländern“ Autonomie innerhalb der von der Constitution festgestellten Gränzen, und §. 6 gestattete eine Änderung der Kronlandsgränzen nur auf Grund besonderer Reichsgesetze, entzog sie also dem Verordnungswege der Regierung. Fügen wir hinzu, dass die Constitution der Kirche die längst ersehnte Befreiung von den Resten des josephinischen Systems brachte, so werden wir die günstige Aufnahme begreiflich finden, welche die octroyirte Verfassung bei den Slovenen fand. Allein ungetrübt war die Freude keineswegs. Bleiweis betonte als Hauptsache, dass Österreich nun überhaupt eine Verfassung besitze; doch wollte er erst die Special- und Ausführungs-Gesetze abwarten, um über den praktischen Werth der Constitution zu einem klaren Urtheil zu gelangen. In ähnlicher Weise sprach sich die Journalistik aus; nur „Pravi Slovenec“ versicherte, die Verfassung habe alle Erwartungen übertroffen. Gleichwohl trugen die behördlich angeordneten Dankfeierlichkeiten einen recht steifen, streng officiellen Charakter; das Volk verhielt sich auffallend kühl; gewisse militärische Vorsichtsmaßregeln z. B. in Laibach waren gewiss überflüssig. Es ist begreiflich, dass auch die Deutschen auf die Constitution nicht überschwängliche Hoffnungen setzten; hatten sie doch sofort ausgerechnet, dass der künftige Reichstag eine entschieden slavische Majorität haben werde. Sehr bald jedoch wurde in die neue Verfassung Bresche geschossen.

Zunächst löste sich das neue „Illyrien“, das dankbar begrüßte Surrogat für die einige „Slovenija“, in seine historischen Elemente auf: Kärnthen wollte nicht länger ein „Anhängsel“ Krains bleiben; die deutschen Kärnthner sagten, lieber solle Kärnthen getheilt und Oberkärnthen zu Tyrol geschlagen werden. Bereits am 13. März gab die Regierung nach und erklärte Kärnthen zu einem autonomen Kronland. Der Jubel der deutschen Kärnthner war groß; sofort forderten sie eine eigene kärnthnerische Diöcese und Lostrennung des Lavant-Thals von dem steirischen Antheil des Lavanter Bisthums. Den Slovenen Kärnthens aber blieb angesichts dieser Trennung von ihren Brüdern jenseits der Karawanken nur ein Trost: die Ernennung Baron Schloiß-

Digitized by Google

nigg's zum Landeschef; sein gerader Sinn, seine Gerechtigkeitsliebe und seine Überzeugung von der Nothwendigkeit der Durchführung der nationalen Gleichberechtigung schienen letztere zu verbürgen.

Was den Deutschen Kärnthens gelang, versuchten nun auch die Italiener des Küstenlandes. Mit allem Nachdruck agitirten sie für die Losreißung von Illyrien; sie fanden in diesem Bestreben sogar Bundesgenossen auf slavischer Seite; in einer nach Wien entsandten Deputation der Deutschen, Italiener und Slaven vertrat die letzteren der Bischof Legat; so glaubten sie die Einmüthigkeit aller Bewohner des Küstenlandes darzuthun. Thatsächlich sahen sie schon im April ihren Wunsch erfüllt; mit Berufung auf die Verfassung, welche angeblich die Autonomie des Küstenlandes ausgesprochen habe, wurde dieses von Illyrien geschieden.

Mit „Illyrien" mußte man auch auf den Landtag des „Kronlandes Illyrien" verzichten; immerhin enthielt Stadion's Gemeindegesetz mit seinen national abgegränzten Gemeinde-Kategorien manchen viel verheißenden Ersatz dafür und an der slavischen Majorität in dem künftigen Reichstage hoffte man eine kräftige Stütze zu finden. Viel tröstliches hörte man überdies über die Absichten des Ministeriums. Dr. Bleiweis schrieb aus Wien, die Minister verdienten volles Vertrauen, denn sie arbeiteten eifrig unter Mitwirkung Ulepić', Ambrož's, Rak's und Jenko's an den Ausführungsgesetzen zur Constitution; Ulepić versicherte seinen Landsleuten, die Landesverfassung Krains werde die Slovenen vollauf zufriedenstellen. Von Bach erzählte man sich, er lerne mit Feuereifer die Landessprachen der Monarchie und lasse sich durch Auszüge aus Zeitungen aller Sprachen über die Bedürfnisse der Völker unterrichten. Einzelne Regierungsacte bestätigten die vielverheißenden Gerüchte.

Zur Durchführung der „nationalen Gleichberechtigung aller in Österreich vereinigten Völker" ordnete die Regierung die Herausgabe des Reichsgesetzblattes in allen österreichischen Sprachen an; alle Ausgaben sollten die Giltigkeit des authentischen Textes haben, den nichtdeutschen Ausgaben soll die deutsche Übersetzung beigelegt werden. Gleichzeitig wurde die Herausgabe der Landesgesetzblätter in den betreffenden Landessprachen mit deutscher Übersetzung angeordnet. In Wien wurde eine aus den hervorragendsten Slavisten bestehende Commission gebildet, die unter Zuziehung namhafter Juristen die slavische juristische Termi-

Digitized by Google

nologie festzustellen hatte. Neben Slavisten der übrigen Stämme wurden in das Comité die Slovenen Dr. Franz Miklošič und Dr. Mat. Dolenec berufen; jenen löste bald Mat. Cigale ab, der die slovenische Ausgabe des Reichsgesetzblattes bis zu seinem Tode redigirte.

Bach erließ ferner an alle Beamten, welche auf Anstellungen in slovenischen Gegenden aspirirten, die Aufforderung, sich ungesäumt die Kenntnis der Landessprache zu erwerben, und motivirte die Aufforderung mit der Nothwendigkeit, in Hinkunft diese Sprachkenntnis mit unnachsichtlicher Strenge von allen Gerichtsbeamten zu verlangen; ohne dieselbe werde jeder Aspirant von der Anstellung bei Gerichtsbehörden in slovenischen Gebieten ausgeschlossen sein, sobald der Grundsatz der Gleichberechtigung aller Volksstämme hinsichtlich des ausschließlichen Gebrauchs der Landessprachen bei den gerichtlichen Verhandlungen in allen Kronländern verwirklicht sein werde. Einer südsteirischen Deputation gegenüber betheuerte der Minister, er „glühe" für die Gleichberechtigung, er werde die untersten Behörden streng dazu verhalten, im mündlichen und schriftlichen Verkehre mit dem Volke sich der slovenischen Sprache zu bedienen. In diesem Sinne erging seitens des steirischen Guberniums der Auftrag, künftighin in die Zeugnisse der Mittelschulen auch eine Note aus der slovenischen Sprache aufzunehmen.

Dankbar empfing der Slovene diese Brosamen aus den Händen der Regierung, ohne freilich seine Augen so manchen bedenkenerregenden Zeichen der Zeit zu verschließen. Gewiss war die Auflösung der studentischen Legionen der Nationalgarde im Interesse der ungestörten Fortbildung der Jugend nur zu billigen; allein man übersah nicht die Thatsache, dass diese Maßregel nur ein Glied einer ganzen Reihe von Beschränkungen der politischen Freiheit sei, welche unter anderm das unter der allgemeinen Abspannung ohnehin erschlaffende Vereinsleben in immer engere Schranken bahnten. Der Laibacher „Slov. Verein" zog sich wieder völlig auf das literarische Gebiet zurück; die „Slovenija" in Grätz sanctionirte im Herbst 1849 die glücklich zustandegekommene Verbrüderung der deutschen und slavischen Studenten, dann aber schrumpfte der kurz vorher noch so angesehene Verein zu einer stillen „Čitalnica" zusammen, aus welcher die Studenten gesetzlich ausgeschlossen und deren Einkünfte mitunter wahrhaft lächerlich gering waren. Ihre Wiener Schwester hätte sich schon ein Jahr vorher aufgelöst; etwas länger bestand der Triester „Slavische Verein".

Digitized by Google

Wir wissen, wie rasch Kärnthens Lostrennung von „Illyrien“ schon im März 1849 gelang. Der Rest Illyriens sollte einen einzigen Landtag mit dem Sitze in Laibach haben und in die drei Kreise Krain, Görz-Gradisca und Istrien zerfallen. Gubernialrath v. Kreuzberg trat mit besonderem Eifer für die Vereinigung der bezeichneten Gebiete ein und begründete sein Votum nicht allein mit dem Hinweise auf die Thatsache, dass Krain auf bedeutende Theile des Küstenlandes historische Rechte besitze und dass die slavische Mehrheit des Küstenlandes gegen das italienische Element geschützt werden müße, sondern auch mit der Betonung des gesammtstaatlichen Interesses: dieses besitze an Venedig nur eine sehr unverlässliche Stütze und früher oder später werde man Triest zum Bollwerk an der Adria machen, für dasselbe aber ein genügend kräftiges Hinterland schaffen müßen ... Bekanntlich vereitelte das italienische Element die Verwirklichung jenes Planes: die octroyirte Verfassung ließ sich auch diese Durchlöcherung gefallen.

Für die einzelnen Kronländer wurden dann entsprechende Landesverfassungen ausgearbeitet. Jene für Krain wiederholte feierlich den Grundsatz der „Gleichberechtigung aller Sprachen“; nur verlangte man in der Concurs-Ausschreibung für die neuerrichteten Beamtenstellen merkwürdigerweise von den Candidaten keineswegs den Nachweis der Kenntnis der slovenischen Landessprache; dementsprechend befanden sich unter den bald darauf Ernannten nicht wenige, die des Slovenischen vollkommen unkundig waren. Dies galt auch vom Landeschef Grafen Chorinsky, der jedoch sofort bei einem bewährten slovenischen Schriftsteller Unterricht in der slovenischen Sprache nahm und es verstand, allen Parteien im Lande gerecht zu werden.

Steiermark theilte die neue Verfassung in drei Kreise, deren südlichster so ziemlich alle Slovenen des Unterlandes umfasste. Allein die in dem neuen Entwurfe verwirklichten Stadion'schen Ideen fanden an Mor. v. Kaiserfeld und am steyrischen Landesausschuss heftige Gegner; beide bekämpften die unmittelbare Unterordnung der Kreistage unter das Ministerium, weil sie darin eine Gefahr für die das untheilbare Kronland repräsentirende Landesvertretung erblickten und zugleich den Beginn der Loslösung Südsteiermarks von der Provinz befürchteten. Desto eifriger verfocht man slovenischerseits (Gurnik) die auch dem § 81 der von dem provisorischen Landtage entworfenen Landesverfassung entsprechende Gliederung des Landes, dessen slovenischer Theil den

Digitized by Google

Cillier Kreis bilden sollte. Äußerlich stand somit der Regierungsentwurf im Einklange mit dem Elaborat des Landtags, allein bezüglich der Competenz und Stellung der Kreistage gingen beide wesentlich auseinander. Volle Billigung fand deutscherseits die Verlegung des Sitzes der Behörden des „Cillier" Kreises nach Marburg; in diesen Kreisen sah man das fast völlig germanisirte und überdies nahe der Sprachgränze liegende Marburg für die geeignete Stadt an. Nicht mit Unrecht traten aber die Slovenen für Cilli ein; nicht allein die Lage dieser Stadt im geographischen Mittelpunkt des neuen Kreises und ihren ausgeprägt slovenischen Charakter führte man ins Treffen, sondern auch die unwandelbare Treue, welche sie in den Stürmen des Jahres 1848 bewährt; damals habe Cilli die Feuerprobe bestanden und sowohl den „separatistischen Tendenzen exaltirter Slovenen" wie dem „Sirenengesange" widerstanden der sie unter die Fahnen der Meuterer zu locken gesucht.

Eine Deputation brachte die slovenische Petition zugunsten Cillis nach Wien, doch sie fand bei Bach üblen Empfang, er schleuderte den Slovenen den schwerwiegenden Vorwurf ins Gesicht, dass bei ihnen das österreichische Bewusstsein noch zu wenig Wurzel gefasst habe und dass sie an Lostrennung von Österreich denken! Des Ministers Vorwurf fand auf der Stelle schlagfertige und völlig begründete Zurückweisung, und in einer neuen, leider ebenso erfolglosen Petition machte sich der patriotische Schmerz der Slovenen über die ungerechte Beschuldigung Luft. Dem Minister rief man die loyale und ruhige Haltung der Slovenen während der Octobertage ins Gedächtnis; damals habe der Slovene nichts so inbrünstig erstrebt als die Integrität Österreichs, während andere „das schwarz-roth-goldene Banner anbeteten und beim Anblick der österreichischen Farben in sinnlose Wuth ausbrachen. Der Wahrung der Integrität Österreichs brachten die steirischen Slovenen ihre Vereinigung mit den andern slovenischen Brüdern zum Opfer, trieben die Grätzer Emissäre in eilige Flucht und harrten nur des Winkes, den einer der ältesten und erfahrendsten Führer zu geben versprochen, um im Augenblicke der Gefahr für den Kaiser die Waffen zu ergreifen". Der Zweifel an der Treue der Slovenen sei nichts anderes als eine „Ausgeburt teuflischer Misgunst, die aus dem quälenden Bewusstsein eigener Schuld entspringt".

Als die politischen Beamten für den Cillier Kreis ernannt wurden, befanden sich darunter viele, die gar keine oder nur eine höchst zweifel-

Digitized by Google

hafte Kenntnis der in der Concurs-Ausschreibung geforderten slovenischen Sprache aufwiesen; Sprachzeugnisse lagen den Gesuchen wohl bei, allein sie waren in Cilli und Grätz leicht ohne wirkliche Kenntnis des Slovenischen zu erlangen. Begreiflich ist es, dass diese Beamten auch nur deutsch amtirten, was sich die nationale Lethargie der großen Masse des slovenischen Volkes ohne kräftigen Widerspruch gefallen ließ.

Auch Kärnthens Landesverfassung hielt an der Untheilbarkeit des Landes fest und garantirte zugleich die Gleichberechtigung beider Volksstämme; allein in demselben Athem hob sie dieses Princip wieder auf, indem sie die deutsche Sprache als Verhandlungssprache des Landtags erklärte. Auch die politischen Behörden des Landes respectirten jenen Grundsatz nicht; nur der Landeschef Schloißnigg machte eine rühmliche Ausnahme und erließ Verordnungen in beiden Sprachen. Sein Beispiel fand keine Nachahmung. Der Hollenburger Commissär schlug z. B. die Bitte slovenischer Bauern, ihnen das Gemeindegesetz in ihrer Muttersprache zu erklären, rundweg ab. Aspiranten des Postdienstes hatten wohl die Kenntnis der italienischen, englischen und französischen Sprache nachzuweisen, nach der zweiten Landessprache fragte man gar nicht. Vergeblich fanden die Slovenen Kärnthens an zwei hervorragenden deutschen Landsleuten, an Rizzi und Jacomini Vertheidiger ihrer nationalen Rechte; ihren Gegnern arbeiteten slovenische Bauern selbst in die Hände, indem sie den slovenischen Text von Erlässen der Behörde zurückstellten und den deutschen Text verlangten.

Das Küstenland wurde in die reichsunmittelbare Stadt Triest mit ihrem Gebiete und in die Kronländer Görz, Gradisca und Istrien mit dem vereinigten Landtage in Görz gegliedert. Die Gleichberechtigung der Stämme des Landes anerkannte natürlich auch die neue Landesverfassung, allein die Organisirung des Littorales war nicht darnach angethan, jenes Princip zu verwirklichen; die slavische Majorität wurde mit der theoretischen Anerkennung der Gleichberechtigung abgefunden.

Derselbe Widerspruch zwischen Theorie und Praxis kennzeichnet die Organisirung des Justizdienstes; „die bestehenden Verhältnisse" waren auch auf diesem Gebiete der Rechtstitel, um die Verwirklichung der nationalen Gleichberechtigung zu vereiteln.

Bach betonte in seinem allerunterthänigsten Vortrage über die Organisirung der Gerichtsbehörden, dass künftighin in gemischtsprachigen Gegenden nur Beamte, welche den Nachweis der Kenntnis der Landes-

Digitized by Google

sprachen erbringen, Anstellung finden sollen. Krain betrachtet Bach „in sprachlicher Beziehung als ein einheitliches Ganzes, weil durchgehends beim Landmann die slovenische, beim Gebildeten auch die deutsche Sprache als Volkssprache vorkommt". Nur nebenbei erwähnt er die deutschen Colonien in Krain. Der national so einheitliche Charakter des Landes läßt ihm specielle Weisungen bezüglich der Amtssprache der Gerichte als überflüßig erscheinen. Bach umging hier eine Klippe, weil er das im allgemeinen ausgesprochene Princip auf das Land anzuwenden sich scheute.

Deutlicher trat seine wahre Ansicht bei Kärnthen zutage. Er hebt die Thatsache hervor, daſs „viele Slovenen deutsch verstehen und sprechen" und daſs eine feste Sprachgränze nicht zu ziehen sei (?), „da beide Volksstämme weder geographisch noch in Bezug auf die Verkehrs- und sonstigen Interessen getrennt sind, und die erfreuliche Erscheinung eines friedlichen, durch separatistische den Grundsatz der Gleichberechtigung verkennende Bestrebungen nur wenig gestörten Zusammenlebens darbieten". Die mit der Durchführung der Gerichts-Organisation betraute Commission amtirte ausschließlich deutsch, forderte wohl von den Aspiranten des Justizdienstes den Nachweis der Sprachkenntnisse, jedoch ohne die slovenische Sprache zu nennen und zog nur „deutsche" Slovenen zu Rathe. Ulepič trat daher bald aus der Commission aus, welche consequent der Gleichberechtigung widerstrebte. Unter solchen Umständen war natürlich die Theilung des Landes in 16 deutsche, 5 gemischte und 8 slovenische Gerichtsbezirke praktisch völlig bedeutungslos.

Ebenso äußerlich war die Berücksichtigung der nationalen Verhältnisse bei der Eintheilung Steiermarks in zwei deutsche und einen slovenischen Gerichtssprengel: seinen Mittelpunkt hatte der slovenische Sprengel in Cilli, dies sei, sagte Bach ausdrücklich, die natürliche Forderung der Gleichberechtigung, denn Cilli sei das Centrum der slovenischen Nationalität Steiermarks. Es ist wohl kaum nothwendig zu erwähnen, daſs die Gleichberechtigung auch auf dem Gebiete der Rechtspflege in Südsteyer ein frommer Wunsch blieb.

Bach anerkannte schließlich, daſs in Istrien allerdings „zwei Drittel der Bevölkerung Slaven sind", allein er fand auch hier den archimedischen Punkt, von dem aus er die nationalen Ansprüche der Slaven aus dem Wege räumen konnte. „Am Meere wohnen Italiener", sagte er, „und hier ist die Küste viel wichtiger als das Hinterland;

Digitized by Google

denn der Verkehr bewegt sich nicht von der Küste nach dem Innern, sondern ausschließlich nach dem Meere zu; daher liegt der Schwerpunkt aller Interessen der Bevölkerung an der Küste". Damit erkannte er den Italienern die Vorherrschaft zu. Bezüglich Triest und seines Territoriums bedauerte er die Unmöglichkeit der Scheidung der Bevölkerung nach der Nationalität; nur bei den untersten Instanzen versprach er die „thunlichste" Berücksichtigung der Nationalität.

Schließlich ordnete man die Slovenen drei Obergerichten unter, dem Klagenfurter, Grätzer und Triester und gab der alten Zerrissenheit des Volkes in dieser Form neuerlich gesetzlichen Bestand.

6.

Resultate.

Die erste Zeit des neu geschaffenen Verfassungswerkes schien sich für die Wünsche und Bedürfnisse der Nationalen nicht ungünstig anzulassen.

Noch während des Kremsierer Reichstages hatte der Slovenische Verein in Laibach die Abhaltung slovenischer Vorträge über die juristischen Disciplinen in Erinnerung, und hiefür Dr. Lehmann (Criminalrecht) und Ant. Mažgon (Civilrecht) in Vorschlag gebracht, und das von ihm eingesetzte Übersetzungs-Comité hatte beiden jede Unterstützung versprochen. Da sich die Regierung jedoch passiv verhielt, so richtete Dr. Ulepič an dieselbe im Kremsierer Reichstage eine Interpellation, in welcher er die Erledigung der Angelegenheit urgirte, betonend, dass der Staat in erster Linie verpflichtet sei, für die Verbreitung wahrer Aufklärung zu sorgen, weil den Menschen erst Unterricht und Erziehung zum Menschen machen und der Staat die Cultur nur auf dem Wege der Entwickelung des individuellen Lebens der Nationalitäten begründen könne. Kurz vor der Auflösung des Reichstages theilte Graf Stadion in seiner Beantwortung der Ulepič'schen Interpellation mit, dass die Regierung die Überzeugung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der slovenischen Universität sich verschafft habe, umsomehr, da für dieselbe auch die „Achtung des Princips der nationalen Gleichberechtigung und der gleichmäßigen Wahrung aller Interessen" spreche; nur müße vorerst die Reform des höheren Studiums durchgeführt werden. Mažgon und Lehmann eröffneten hierauf im Frühjahr 1849 zu Laibach ihre Vorlesungen.

Digitized by Google

Auch in der grünen Steiermark trat man dem Slovenenthum nichts weniger als schroff entgegen. Als Minister Bach den Entwurf der künftigen Gerichtsverfassung Steiermarks mittheilte und zur Wahl ständischer Vertreter in die Organisirungs-Commission aufforderte, berücksichtigte man die beiden national verschiedenen Theile des Landes; aber die für Südsteier erwählten Vertreter v. Kalchberg und Mor. Kaiserfeld lehnten den Eintritt in jene Commission mit dem Hinweis auf die Unkenntnis der slovenischen Sprache ab, da sie ohne die Kenntnis dieser Sprache „nicht im Geiste der Gleichberechtigung für den slovenischen Landestheil wirken" könnten.

Ungünstig standen vom Anfang bis zu Ende die Dinge in Kärnten. Charakteristisch für die Gesinnung gewisser Kreise war folgendes. Dr. Rak erbat sich in seiner Eigenschaft als Präsident der Kärntner Grundentlastungs-Commission von Andr. Einspieler eine slovenische Übersetzung des betreffenden Patents, um, wie er, nachdem er dem geistlichen Herren devotest die Hand geküßt, sagte, seinen „lieben slovenischen Brüdern eine Freude zu machen". Dieser Übersetzung gab er eine Einbegleitung ans Ministerium mit, die ungefähr besagte: „Obwohl das slovenische in Kärnten durchaus unbeliebt ist, besorgte ich dennoch einigen Schreiern zu Liebe die Übersetzung des Patents."

Auf dem Gebiete des kärntnerischen Volksschulwesens blieb so manches todter Buchstabe. Schulleiter verwirrten durch die Frage: „Soll der Sohn die deutsche oder slovenische Sprache lernen?" die Eltern, die natürlich sich für die erstere aussprachen, da, wie sie meinten, der Sohn slovenisch ohnehin schon spreche. Die ehemals für eine slovenische Lehrkanzel in Klagenfurt so begeisterten Vertreter Kärntens lehnten das Anerbieten zweier befähigten Lehrer, die slovenische Sprache unentgeltlich lehren zu wollen, ab und übertrugen dieses Amt einem Deutschen, der jedoch sehr bald zum Bewusstsein seiner Nichteignung für slovenische Sprache kam und auf den Posten freiwillig resignirte.

Nun sollte es aber auch in Laibach abwärts gehen. Die Vorlesungen Mažgon's und Lehmann's wurden im Herbst 1849 von der Regierung suspendirt und erst nach einer ziemlich langen Unterbrechung an der Grätzer Universität von Dr. Kranjec, Dr. Kopač und Dr. Skedl wieder aufgenommen. Die Errichtung einer Universität in Laibach wurde in Erledigung einer diesbezüglichen Petition der Stadtvertretung vom Ministerium am 11. October 1849 als derzeit unaus-

Digitized by Google

führbar vertagt; die Regierung motivirte diese Entscheidung mit dem Kostenpunkt und mit der Unmöglichkeit, allen Wünschen dieser Art gerecht zu werden, ohne die Zahl der bestehenden Universitäten in empfindlicher Weise zu reduciren. Hiebei blieb es bis zum heutigen Tage.

Noch andere Enttäuschungen, die nach den vorausgegangenen Verheißungen erst recht ihre verbitternde Wirkung übten, erlebten die Slovenen auf dem Gebiete des Schulwesens. Wohl verordnete die Regierung auf Grund des § 4 der octroyirten Verfassung die Einführung der slovenischen Unterrichtssprache in die südsteirischen Schulen (4. Juli 1849), allein gleichzeitig räumte sie der Mehrzahl der Interessenten das Recht ein, die „rechtzeitige" Einführung der Schüler in die deutsche Sprache zu fordern. Machte schon dieser dehnbare Zusatz die den Slovenen gemachte „Concession" illusorisch, so trugen dazu Schul-Inspectoren nicht minder eifrig bei, indem sie die „ungenügenden" Leistungen der Schulen in dem deutschen Sprachunterrichte tadelnd hervorhoben. In Klagenfurt verschrie man slovenisch unterrichtende Lehrer als „Panslavisten" und wirkungslos blieb der Erlass des Gurker Ordinariats vom 22. September 1849, welcher slovenisch sprechenden Lehrern befahl, ungesäumt mit dem slovenischen Unterricht zu beginnen, den übrigen aber ein Jahr Zeit zur Aneignung der slovenischen Sprache einräumte. Da die Ausbildung der Lehrer nach wie vor eine ausschließlich deutsche blieb, so manchem älteren Lehrer die Anpassungsfähigkeit an das neue System, den meisten aber der gute Wille hiezu mehr oder weniger fehlte, so war vorauszusehen, dass die Volksschule vorläufig in sprachlicher Hinsicht auf dem alten Fleck bleiben werde.

In die Gymnasien führte der neue Lehrplan auch die slovenische Sprache ein, doch waren es auch hier nur einzelne Lehrer, welche freiwillig und freudig die neue Last auf sich nahmen. Es gab so manches Mittel, um die Ausführung ganz oder theilweise zu hintertreiben. Besonders charakteristisch ist nachstehender Fall. Am Gymnasium in Klagenfurt wurde von amtswegen neben dem Unterrichte in der „Muttersprache" der Unterricht in der „zweiten Landessprache" eingeführt; letzterem wurden in den unteren Classen je fünf, in den oberen je vier wöchentliche Stunden zugewiesen. Entgegen dem klaren Wortlaute der Verordnung beschloß der Lehrkörper nach langen Debatten, die slovenische Sprache habe als obligater Lehrgegenstand nur für jene Schüler slovenischer Nationalität zu gelten, deren Eltern oder Vormünder dies

Digitized by Google

ausdrücklich verlangen. Die Regierung annullirte allerdings diesen Beschluß und erklärte die slovenische Sprache als obligaten Lehrgegenstand für alle slovenischen Schüler durch sämmtliche Classen, für die deutschen hingegen als bedingt obligaten Unterrichtsgegenstand; allein die „praktischen" Schüler halfen sich: sie ließen sich als deutsche Schüler eintragen — und entzogen sich dadurch der Verpflichtung zum Besuch des slovenischen Sprachunterrichts. Desselben Kunstgriffs bedienten sich natürlich die slovenischen Schüler auch an anderen Gymnasien, wo die slovenische Sprache für Slovenen obligat war, wie z. B. in Grätz.

Damit können wir jedoch die Reihe der getäuschten Hoffnungen der Slovenen noch nicht beschließen. Gerade auf dem Gebiete des Schulwesens zeitigte das Jahr 1848 viele Wünsche, die, ob auch so mancher unerfüllbar sein mochte, doch beweisen, daß die Intelligenz der Nation für die Bedeutung der Schule als Bildungsstätte überhaupt und als Vorbedingung nationaler Cultur insbesondere volles Verständnis besaß. So entstand wohl in Laibach eine slovenische Ackerbauschule, aber die Realschule mit der slovenischen Handwerkerschule kam nicht zu Stande. Ebenso scheiterte das Project eines Schulrathes für die gesammten slovenischen Gebiete. Ambrož und die slovenischen Vereine hielten die Schaffung einer solchen Instanz für nothwendig, um das Schulwesen in Slovenien einheitlich zu organisiren; Lehrer-Conferenzen forderten sie, um mindestens die Herausgabe slovenischer Schulbücher zu leiten. Auch aus diesem Vorschlage wurde thatsächlich nichts.

Um so größere Erfolge erzielte das slovenische Drama und das slovenische Lied besonders in Laibach; die begeisterten Berichte über slovenische Vorstellungen und Concerte (z. B. der Bericht Dr. Vinc. Klun's) lassen die hinreißende Wirkung der nationalen Weisen auf die Zuhörer ahnen. An dieser Stelle mag auch der begeisterten Huldigung gedacht werden, welche Anastasius Grün und Vincenz Rizzi im Jahre 1849 dem Genius des größten slovenischen Dichters, Franz Presern's dargebracht. Anläßlich eines Aufrufes zu Beiträgen für ein dem in den Tagen der neuen Freiheit Heimgegangenen zu errichtendes Denkmal beeilte sich auch Grün sein Scherflein beizutragen, um die Stelle zu bezeichnen, „wo die irdischen Spuren des unsterblichen Mannes sich im Reiche der Geister verlieren"; dabei will er seinem gewesenen Lehrer auch danken, er will in das Grab senken das Todtenopfer des wärmsten unaussprechlichen Dankes, den der Schüler dem einstigen Lehrer seiner

Digitized by Google

Jugendtage schuldet. „Wenn jemals der in der Knabenbrust schlummernde Funke zu edlerer Flamme, der unentwickelte Keim zur Blüthe wurde, so danke ich es ihm vor allem. Der Mann, dessen odysseischer Geist

Vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat,

fühlte es gar wohl, dass eine gebildete Volkssprache der wohlthätige Strom sei, der in seiner Tiefe die Goldkörner höherer Gesittung führt, welche allein die in Krämpfen liegende Welt endlich zu beruhigen und neuzugestalten vermag". . . . Kaum traut man seinen Augen, wenn man diese Zeilen liest und sich dann unwillkürlich jenes Mannes erinnert, der ein Decennium später über das Volk Presern's die volle Schale seines Spottes, ja Hohnes ausgoß — ein Beispiel unter unzähligen anderen, wie die kurze Aera des centralisirend-absolutistischen Bach'schen Regimes genügte, um die hehre Freiheitsstimmung der Achtundvierziger in „gährend Drachengift" zu verwandeln!

Nachdem auf diese Weise eine Hoffnung der Slovenen nach der andern zunichte geworden, überraschte sie die Aufhebung der octroyirten Verfassung keineswegs. Sie weinten ihr wenig Thränen nach, es wurde ja damit nur ein todtgeborenes Kind in jenes Grab gesenkt, das so viele schöne Hoffnungen eines loyalen Volkes barg. Will man gerecht sein, so darf man allerdings nicht läugnen, dass diese Reaction nur jene Keime nationaler Freiheit vernichtete, welche vorzeitig der herrliche Völkerfrühling aus dem vom Absolutismus so arg vernachlässigten Boden gelockt hatte. Es blieb daneben denn doch so mancher lebenskräftige Keim verschont, schlug seine Wurzeln tiefer hinab und sog aus dem innersten Kern der Volksseele immer reichlicheren Lebenssaft, bis der Donner von Solferino den Kerker sprengte, aus dem die politische Freiheit wieder ans Licht des hellen Tages gelangte und allgemach auch den nationalen Alp zu bannen begann, unter dem bis dahin die Völker geseufzt.

Digitized by Google

Kunſtbeſtrebungen Karl V. und Philipp II.

Von Dr. **Rudolf Beer.**

Wer die in jüngſter Zeit beſonders eifrig cultivirten Einzelforſchungen auf hiſtoriſchem Gebiete, ſpeciell die biographiſchen Darſtellungen von mehr oder minder berühmten Perſönlichkeiten mit aufmerkſamen Blicken prüft, wird ſich der Erkenntnis eines charakteriſtiſchen Merkmals in der großen Mehrzahl derſelben nicht verſchließen können. Je inniger ſich die Forſchung mit ihrem Gegenſtande, ſei es mit der Perſon ſelbſt, ſei es mit deren Verhältnis zu der Zeitlage, zu einer augenblicklichen Situation befreundet, deſto mehr ſpecialiſirt ſich auch das Ergebnis und gelangt ſchließlich zur minutiöſen Ausarbeitung von Details, ungefähr derjenigen ähnlich, welche der Portraitmaler auf jedes Beiwerk im Gemälde, auf jeden Saum des Kleides, jede Spitze, jede Agraffe, oder der ſceniſche Regiſſeur auf das unbedeutendſte Decorationsſtück verwendet, ſelbſt auf die Gefahr hin, daſs die peinliche Mühe auch von den Nächſtſtehenden nicht mehr gewürdigt werden könne, ja ſelbſt der eigentliche Zweck, der vornehmlich beabſichtigte Eindruck verloren gehe. Es iſt dies nichts anderes als eine Art Import des Naturalismus, den die Geſchichtsforſchung, wie ein geiſtvoller Cauſeur unſerer Reſidenz treffend bemerkte, direct aus der Literatur empfängt, und zwar in erſter Linie von den Jahrhunderte alten Trägern der modernen und allermoderniſten Schöpfungen, von den Franzoſen. Diejenigen aber, welche die hiſtoriſche Treue, wenn es ſich um dieſe ſpeciell handelt, zwar in jeder Wiedergabe, ſei es nun durch Stift oder Feder, durch Meißel oder Pinſel

Digitized by Google

gewahrt wissen wollen und dem altrömischen Historiker gleich die Geschichte als ein illustre monumentum verehren, das von allem und jedem, von Gut und Böse, redendes Zeugnis ablegt, das warnt und aneifert, das tadelt, erhebt, richtet, anderseits aber auch von diesem weiheerfüllten Denkmal jedes unnütze Beiwerk, jede zerstreuende Arabeske entfernt wünschen: sie alle werden mit sich zu Rathe gehen und fragen müssen, ob dieses neueste Genre ein Vorwärtsstreben auf der Bahn oder ein Ablenken von derselben bedeute.

Die ernste zielbewusste Geschichtschreibung wird kein sicher überliefertes Detail von vornherein als unnütz abweisen, wohl aber das Recht beanspruchen, dasselbe auf seine Zweckmäßigkeit und Beweiskraft hin bei einer bestimmten Darstellung zu prüfen.

Wenn unter den zahllosen und mitunter recht kraus gerathenen Monographien über das Leben des korsischen Welteroberers sich auch solche finden, die sich eingehend mit der Garderobe des Kaisers beschäftigen und in minutiöser Sorgfalt die Anzahl der Hüte, Röcke, Strümpfe und Schuhe registriren, welche Sr. Majestät dienten, so mögen solche Details vielleicht einen Einblick in die Pariser Industrie zu Beginn unseres Jahrhundertes gewähren, einen Beitrag zur Charakteristik des Monarchen bieten sie keineswegs. Wenn aber in solchen Detail-Sammlungen die allerdings schon bekannte Thatsache näher festgestellt und erörtert wird, dass Napoleon gar oft des Nachts, gleichviel ob nach Geschäft, Gesellschaft oder vertrautem Umgang mit den Seinen, sich in die innersten Gemächer zurückzog, um dort allein, ungestört bei fahlem Kerzenschein stundenlang brütend zu sinnen, so bietet ein solches Detail gar wohl Aufschluß für die Erkenntnis des so merkwürdig gestalteten Charakters, in dem eine gewisse Dosis Mystik nicht die letzte Rolle spielt. Details sind es auch nur, für die ich hier die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers erbitten möchte, Details die man, wenn sie gleich zwei hervorragende Persönlichkeiten auf dem spanischen Herrscherthron betreffen, beinahe herrenlos, vag herum schweifend nennen möchte, weil sie kaum in das Gebiet der eigentlichen Kunstgeschichte, noch viel weniger in das der Welthistorie fallen.

Man möge hier eine persönliche Bemerkung gestatten.

Zwei Lustren sind beinahe verflossen, da ich, erfüllt von den Doctrinen, die ich auf der Schulbank gehört, von Schiller's Don Carlos begeistert und mit Buckles Geschichte der Civilisation, einschließlich ihrer Vernichtungs-Capitel über spanische Cultur vertraut, auf die tierra hidalga den Fuß setzte. Da wartete denn meiner sofort eine große Überraschung. Betritt der Ankömmling die Hallen eines Museums, einer Bibliothek, eines Archives, so sind vor dem eigentlichen Zweck, dem Studium, eine Reihe

Digitized by Google

von Formalitäten zu erfüllen. Der höfliche Spanier gestattet nicht, daſs die Arbeit sans phrase beginne. „Wie befinden sich Ew. Gnaden?“ so lautet die erste Frage. „Ich danke, vortrefflich.“ „Und Ihre Familie?“ „Danke gleichfalls gut.“ „Und wie gefällt Ihnen Spanien?“ „O! ich bin entzückt!“ . . „Nicht wahr, es ist das Land Karl V. und Philipp II.?!“ Das ist in tausend und abertausend Fällen der ständige Refrain, es sind die beiden Schlagworte, durch die der Charakter des Landes, sein Werth, seine Bedeutung gekennzeichnet werden soll.

Das Land Karl V. und Philipp II.!

Werfen wir einen raschen Blick auf die Annalen Spaniens im 16. Jahrhundert, jene Annalen nämlich, wie sie in den meisten der landläufigen Handbücher zu finden. Mit einigen Worten wird des Umstandes gedacht, daſs sich durch die Entdeckung Amerikas ein reiches Feld ruhmvoller civilisatorischer Thätigkeit und Aussicht auf einen glänzenden Aufschwung von Handel und Industrie eröffnete. Sonst aber erscheint die ganze Geschichte des Landes grau in grau gemalt. Karl V. beginnt seine Regierung sofort mit der Entlassung des bisherigen Regenten, des verdienten Staatsmannes Ximenez de Cisneros, und inaugurirt, schon im Besitze Deutschlands, Spaniens, Siciliens, Sardiniens, der Niederlande, der Franche-Comté und des unermeſslichen Ländergebietes auf der andern Hemisphäre, eine auf weitern Ländererwerb gerichtete Politik, einen starren Kampf für die katholische Kirche, der mit dem Untergange der politischen, geistigen und materiellen Wohlfahrt des Landes endete. Die Haltung des Kaisers zum spanischen Volke wird charakterisirt durch den gleich am Anfang geführten empfindlichen Schlag gegen die freiheitlichen Institutionen desselben, welchem nach Unterdrückung des Aufstandes der Commeros endlose Kriege folgten, zu denen die Gedemüthigten opfervoll die Mittel beisteuern und den kaiserlichen Adler am Po, an der Elbe, in Mexico und in Peru zu siegreichem Fluge verhelfen mußten. Zum Kriegshandwerk meldeten sich Schaaren von Bürgern und Bauern, aber Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder. Diese, wie buchstäblich zu lesen, „allem nützlichen und anständigen Thun abgewendete Sinnesrichtung“ wäre seitens der Kirche unterstützt und ausgebeutet worden. Ist es möglich, die Lage eines Staates, der, wie doch angenommen werden muß, eine herrliche Blüthezeit hinter sich hatte, einem noch tieferen Verfall entgegenzuführen? Das fast unglaubliche ist — wir folgen hier noch immer den landläufigen Gewährsmännern — Philipp II. gelungen. Die österreichischen Besitzungen des Hauses Habsburg und die Kaiserkrone werden von Spanien getrennt, aber das Ziel der spanischen Politik bleibt dasselbe, ja es wird nur mit noch mehr Fanatismus verfolgt. Spanien

Digitized by Google

— so meldet man allseits — der Hort der Reaction, des Papismus, des Glaubenskrieges wider Türken und Ketzer und der Inquisition, wurde zu einer wirthschaftlichen und intellectuellen Einöde, die unaufhörlichen Kriege verschlangen nicht nur das überseeische Gold, sondern auch die besten Finanzquellen der Heimat und die geistlichen Vehmgerichte unterdrückten bleischwer jede geistige Regung. Und nun stehen wir vor einem schier unlösbaren Räthsel.

Ist es richtig, dass Spanien unter den beiden genannten Monarchen so tief darniederlag — eine Behauptung, welcher zu widersprechen heute beinahe einen Fehler gegen den **bon ton** bedeutet — wie ist es möglich, dass im lebendigen Bewusstsein des Volkes, in der Seele der Nation, die Überzeugung, die begeisterte Überzeugung jetzt noch fortlebt, es sei die Regierung Karl V. und Philipp II. gleichbedeutend mit der glorreichsten Entwickelung der spanischen Lande verbunden gewesen? Ja noch mehr. Derjenige, welcher die tief und innig webende Erinnerung eines Stammes an eine glorreiche Epoche gering anschlägt und nach Beweisen und unumstößlichen Zeugnissen frägt, den verweisen wir auf die Früchte, welche das 16. Jahrhundert in Spanien zeitigte. Wer sich nur einigermaßen mit dem literarischen Leben in diesem Zeitraum vertraut gemacht, der erkennt, dass im fernen pyrenäen-ummauerten Westen Europas die Geister nicht minder wach wurden wie in deutschen Gauen, ja dass gerade das 16. Jahrhundert die Blütheperiode für Kunst und Wissenschaft in Spanien bedeutet. Die herrlichen Schöpfungen Lope de Vega's, Cervantes', classische Erfindungen in classischer Form, welche Calderon de la Barca die Siegesthore zu öffnen scheinen, sie zeigen keine Spur des knechtischen unnachteten Geistes, welchen man nach den eben angeführten Schilderungen als den allgemein verbreiteten anzusehen gezwungen wird. Die Literatur, speciell die dramatische, erreicht einen Umfang, welcher nach Urtheil Schack's, des gewiegtesten Kenners, den sämmtlicher anderen Welt-Literaturen übertrifft, und es wäre ein leichtes zu zeigen, dass die wissenschaftliche Bildung mit Hilfe der bewundernswerth rasch verallgemeinerten Buchdruckerkunst gleichen Schritt zu halten bemüht war. Noch glänzender ist aber die Entfaltung der Kunst, sowohl der Architektur, der Malerei, der Plastik, wie des Kleingewerbes, wenngleich die Zeugnisse für diese Entwickelung heute noch trotz der Bemühungen verdienstvoller Forscher nur zum geringsten Theile allgemeiner Kenntnis zugänglich gemacht sind. Thatsache aber ist es, und ich möchte dies noch einmal nachdrücklichst wiederholen, dass es keinen größeren Gegensatz gibt, als die allgemein verbreitete Katheder-doctrin über Spaniens bedeutsamste Epoche und die unmittelbaren Eindrücke, die das Land selbst mit seinen literarischen, historischen und künstlerischen Denk-

Digitized by Google

mälern liefert, und jeder der es ehrlich mit der Geschichte meint und in der Wahrheit dieser Wissenschaft, wenn schon nicht die ethische Bedeutung dieser selbst, so doch die Grundlage derselben sucht, der gelangt zu der Überzeugung, dass bezüglich der Geschichtsforschung auf diesem Gebiete eine **reformatio in capite et in membris** zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden. Es wäre eine thörichte Hoffnung, wollte man glauben, dass eine durch Jahrhunderte eingewurzelte Legendendichtung sofort mit einem Schlag durch Bemühung eines Einzelnen aus den Angeln gehoben, und durch die Resultate einer wissenschaftlichen Urkunden- und Denkmäler-Forschung ersetzt werden könne. Aber der Beginn hiezu muß gemacht werden und der Angriffspunkt ergibt sich von selbst. In demselben Maße, als man die beiden mehrfach genannten Regenten entweder mittelbar oder unmittelbar als die Ursache des Verfalles der spanischen Weltherrschaft hinstellte, ebenso muß eine zielbewusste Geschichtsforschung von der Erkenntnis dieser beiden historischen Erscheinungen ausgehen, und dies mit umso größerer Aussicht auf Erfolg, als wir hiebei Gelegenheit haben werden, sowohl einerseits ihren persönlichen Einfluß auf die Cultur des Landes, wie anderseits jene treibenden Ideen bloszulegen, welche auch die im spanischen Scepter vereinigte Macht zu hemmen nicht imstande war. Denn eines ist unumstößlich sicher: das Wirkungsfacit eines jeden Menschenlebens, ob es nun in der Hütte oder im Palaste begann, ist nichts anderes als eine Resultirende aus den persönlichen, sei es angeborenen, sei es erworbenen Fähigkeiten und den äußeren Verhältnissen, welche die Entwicklung dieser Fähigkeiten und ihre praktische Bethätigung förderten oder hemmten. Auf dem ganzen unermesslichen Gebiete der Weltgeschichte ist vielleicht nirgends die Untersuchung so interessant und zu so überraschenden Ergebnissen führend, als bei den beiden Gestalten, die wir heute in die Mitte unserer Darstellung zu rücken uns gestattet haben.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Man könnte dieses Wort als Motto über das Capitel setzen, welches die Thätigkeit Karl V., des Erben eines Reiches zweier Welten, bei seiner Ankunft in Spanien und seiner ersten Regierungsjahre behandelte. Gewissermaßen als Fremder betritt der jugendliche Herrscher den spanischen Boden, um mit der Begeisterung, mit dem Feuereifer, der nur der Jugend eigen, sich ganz in die Seele des spanischen Volkes einzuleben. Mit elementarer Gewalt mußte sich ihm die Erkenntnis aufdrängen, dass das erste leitende Motiv, welches das ganze spanische Volk beherrschte, das mit dem nationalen Bewusstsein sich deckte wie kaum irgend ein anderes, das religiöse war. Es ist eine müßige Frage zu erörtern, wie sich die Verhältnisse in Europa gestaltet haben würden, wenn das kleine Häuflein

Digitized by Google

glaubensstarker Spanier, das sich gegen den verheerenden Ansturm des mohamedanischen Feindes hinter den asturischen Bergen verschanzt und gerade so wie ihre Epigonen tausend Jahre später dem Welteroberer siegreichen Trotz geboten hatte, wenn, sage ich, diese Schaar ihre Verzweiflungskämpfe nicht mit Erfolg gekrönt gesehen hätte.

Sicher ist, dass der durch ein halbes Jahrtausend fortgesetzte Kampf wider die Ungläubigen, welcher die Spanier schließlich zu Herren des ganzen Landes machte, gleichbedeutend war mit einem Kampfe um die edelsten Güter eines Volkes, um Sprache, Recht, Freiheit, Sitte, welche Güter insgesammt der christliche Glaube in sich zu schließen schien, und der darum zum unantastbaren Palladium spanischer Nationalität geworden war. Dies nationale Palladium zu hüten war umsomehr die erste Pflicht eines jeden, der dazu berufen war die Geschicke des spanischen Volkes zu lenken, als ja dieses kostbare Gut keineswegs gesichert schien und sowohl die Türken, wie auch die erst jung erstandene Reformation dem opfervoll geretteten Schatze mit neuen Gefahren drohten. Dass diese eifersüchtige und unduldsame Wahrung des allein für recht gehaltenen Glaubens in ihren äußersten Consequenzen die Quelle unsäglichen Verderbens bedeutete, wird der objectiv Urtheilende eben so wenig läugnen, als die Thatsache, dass die spanischen Regenten der Entwickelung dieser Bewegung nicht widerstreben durften, wenn sie sich nicht selbst den Boden unter den Füßen hinwegziehen wollten. Für die Beurtheilung der spanischen Fürsten ist die eben geschilderte Sachlage von so eminenter Bedeutung, dass von ihr jede Kritik ihrer Regierung auszugehen hat und dass ich, um die folgenden bescheidenen Darlegungen ins rechte Licht zu rücken, mich eines nachdrücklichen und vielleicht umständlichen Hinweises auf dieselbe nicht entbrechen konnte. Wer den Herrschern auf spanischem Boden als Menschen menschlich näher treten will, der muß auf jenen Gebieten scharfe Umschau halten, wo sie ihre Anlagen, Neigungen, Bestrebungen ohne jede Beschränkung entfalten konnten, und hier ist denn kein Gebiet dankbarer, keines das fröhlicheren Ausblick eröffnete, als ihre Beziehungen zur Kunst.

Freilich wird derjenige, welcher unter den eben gekennzeichneten Gesichtspunkten an das Studium der so merkwürdigen Gestalten eines Karl V. und Philipp II. herantritt, es mit Schmerz empfinden, dass über den allseits unter ihrer Regentschaft sich entwickelten Kämpfen und Krisen das wahrhaft Erhebende in ihrem Charakter so wenig Berücksichtigung fand.

Verweilen wir doch lieber beim Lichte als beim Schatten, lieber bei dem Bleibenden als dem Vergänglichen, lieber bei dem was Zeiten und Völker überdauert, als bei dem das mit Recht der Vergessenheit anheimgegeben wird! Es sei fern von uns, die Verdienste jener Männer

Digitized by Google

zu schmälern, welche noch zu Lebzeiten der genannten Fürsten oder kurz nachher uns über ihre persönlichen Verhältnisse und Neigungen sachliche Berichte hinterlassen haben. Es sind aber fast ausschließlich spanische Gewährsmänner nur in schwer zugänglichen Quellenwerken befragbar und darum weniger bekannt, als sie verdienten. Was von den zeitgenössischen französischen, englischen, italienischen, niederländischen Berichten vorhanden, ist auf Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe hin genau zu prüfen; denn wir dürfen nicht vergessen, dass es ständig bekämpfte Feinde des spanischen Scepters sind, welche hier ihre Stimme erheben. So war denn bis noch vor wenigen Decennien für den Gegenstand, der uns heute beschäftigt, so gut wie gar nichts geleistet, bis erst der Franzose Gachard und nach ihm Forneron und Plon, die Spanier Zarco del Valle, Valencia de Don Juan und Madrazo, die Deutschen Ernst von Birk und Karl Justi die Forschung auf die Wege wiesen, welche sie zu wandeln haben. Es waren gleichsam die Thore geöffnet worden zum Ausblick in eine Schatzkammer, wie sie uns die Märchen von 1001 Nacht schildern, eine Fülle edelster Erzeugnisse der Kunst, in die einzudringen es allerdings noch der Arbeit Vieler während langer, langer Jahre bedürfen wird.

Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, dass es eine Ehrenpflicht gerade unseres Vaterlandes bedeute, den Regenten aus seinem Herrscherhause auf Grund urkundlicher unparteiischer Forschung in ihren schönsten Zügen näher zu treten. Den Oberstkämmerern Sr. k. und k. Apostolischen Majestät, Grafen Folliot de Crenneville und Ferdinand Grafen Trauttmansdorff-Weinsberg gebührt das Verdienst, hier Wandel geschaffen zu haben. Als Leiter einer Publication, auf welche unser Vaterland stolz sein kann, nämlich des Jahrbuchs der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, haben sie der quellenmäßigen Forschung über die Kunstbestrebungen der Habsburger eine fröhlich acceptirte Sammelstätte geboten. Achtzehn mächtige Folianten, reich ausgestattet mit tausenden echt künstlerisch ausgeführten Illustrationen, beweisen die Fruchtbarkeit des zielbewusst durchgeführten Planes. Infolge dieses Unternehmens und infolge der hochherzigen Förderung Sr. Excellenz des Grafen Trauttmansdorff ist es mir auch heute gestattet, auf Grund eigener mehrjährigen Studien an Ort und Stelle ein Bild von den Ergebnissen zu entwerfen, welche eingehende Forschung auf dem Gebiete der Kunstbestrebungen der spanischen Habsburger, speciell Karl V. und Philipp II. geliefert haben, und ich gebe mich hiebei der Hoffnung hin, dass hiedurch ein neues leuchtendes Blatt in der Geschichte des habsburgischen Hauses aufgeschlagen wird, würdig auch von einem größeren Publicum zur Kenntnis genommen zu werden.

Digitized by Google

Es ist allerdings kein leichtes Beginnen, die Kunstbestrebungen speciell Karl V., auch dort wo sie unzweifelhaft existirten und die Resultate derselben bemerkbar zur Schau treten, auf urkundlichem Wege festzustellen. Wir müßen froh sein, wenn die Denkmäler selbst uns die Handhabe bieten, zu erkennen, was der Kaiser geplant und geschaffen; nur in seltenen Fällen finden wir directe Aufträge von seiner eigenen Hand geschrieben. Über die Fülle der Schätze, die er um sich vereinigt, geben erst die Inventare seiner Testaments-Vollstrecker eigentlichen und endgiltigen Aufschluß. Karl war eben viel zu sehr **grand Seigneur**, um sich mit Schreibereien, mit Rechnungen u. dgl. abzuplagen. Sein Platz, den er denn auch als ganzer Mann ausfüllte, war beim Tournier, auf der Walstatt, als Feldherr und Mittelpunkt der Staatsinteressen, welche eine ganze Welt umfaßten. Gleichwohl wissen wir aufs bestimmteste, daß Karl V. ebenso wie der Erbe der Reiche die ihm seine Ahnen hinterließen, so auch der würdige Nachfolger seiner kunstliebenden Altvorderen Maximilian I. väterlicher- und Isabella der Katholischen mütterlicherseits gewesen.

Wenn einer der ersten Kunsthistoriker des modernen Spanien darauf hinweist, daß mit dem Augenblicke, da Karl V. auf der Weltbühne erscheint, die Liebe zum Schönen wie auf einen Zauberschlag in der Familie und am Hofe des Kaisers erwachte und diese hehre Neigung ihm den Lorbeerkranz des glücklichsten Mäcens unter den Monarchen seiner Zeit um das Haupt gewunden habe, so ist diese Behauptung zum mindesten in ihrem ersten Theile einigermaßen zu modificiren. Karl bekam gleichsam schon als Wiegengeschenk die Kunstsammlungen Philipp des Schönen, die der **Reyes Catolicos** — Ferdinand's von Aragon und Isabellens von Castilien —, seines Großvaters Maximilian, der Prinzessin Margaretha von Österreich und dann im weiteren Verlaufe den Schatz seiner Mutter Johanna. So waren die einzelnen Bausteine zu dem herrlichen Denkmal, das Karl errichten sollte, schon zusammengetragen und der glückliche Mäcen, als den ihn unser Gewährsmann preist, ist er geworden, weil er wußte, was er übernommen, und weil er, seiner umfassenden Machtfülle Rechnung tragend, weiterführte was seine Ahnen begonnen. So kam es, daß Karl als Beschützer der Künste in Venedig und Innsbruck, in Nürnberg und Augsburg nicht minder gefeiert war, wie in Antwerpen und Brüssel, in Madrid, Granada und Toledo, und so sehen wir denn auch, daß die Künstler, welche er berief, diesem Rufe mit Freude folgten.

Gleich zu Beginn der Regierungsjahre Karl V. besitzen wir ein schlagendes Beispiel, in welcher Weise er seine Bestimmung als erster Förderer der Kunst, mit der als erster Herrscher Europas in Einklang zu bringen gedachte.

Digitized by Google

Es war im Jahre 1526. Dem jungen Kaiser hatte vor Pavia das Glück des Krieges gelächelt, der mächtige und gefürchtete Gegner Franz I. von Frankreich war besiegt, gefangen vor den Kaiser nach Madrid geführt und nur unter schweren Bedingungen wieder in seine Heimat entlassen worden. Karl durfte sich nach so ungeahnt glänzendem Erfolge wohl eine Spanne der Erholung gönnen. Er suchte und fand sie, indem er nach Sevilla seiner jung angetrauten Gemahlin Isabella von Portugal entgegeneilte, die dort seiner sehnsüchtig harrte. Die drückende Hitze, welche in der Stadt am Guadalquivir herrschte, veranlaßte das hohe Paar Granada aufzusuchen, jenes ehemalige mächtige Bollwerk der seither in Spanien ganz niedergeworfenen Mauren, welches von schneebedeckten Bergriesen umgürtet, unvergeßliche Erinnerungen an die Herrschaft der Feinde und an die stolzen Siege der spanischen Nation vereinte. Keine Erinnerung war jedoch mächtiger, als der feenhafte sagenumwobene Palast der maurischen Herrscher, die Alhambra, ein steingewordenes Poem, das gleichwohl in beredten Worten von der Menschen Größe und ihrem Fall erzählte.

Gar oft mochte Karl sinnend vor diesem Palast gestanden, gar oft mochte in der Brust des Jünglings der Gedanke Platz gegriffen haben, daß er vielleicht, ja gewiß von der Vorsehung dazu auserwählt sei, an Stelle des Weltreiches der Ungläubigen ein Weltreich mit abendländischer Cultur und Sitte, fußend auf den Errungenschaften seiner Ahnen und seines Volkes zu errichten. Diese Gedanken ließen in ihm den Plan reifen, dem großartigen und dabei so heitern maurischen Bau mit seinen Bogen, Säulen, Arabesken und Thürmen einen Palast der christlichen Kunst dicht an die Seite zu stellen. So entstand denn das Schloß Kaiser Karl V., erbaut nach den Plänen des anderweitig nicht näher bekannten Architekten Machuca, ein lustiger in classischen Formen gehaltener Palast der Früh-Renaissance, welcher einen geräumigen Patio (Hof) umschloß und Jahrhunderte lang als schönstes Bauwerk Spaniens bewundert wurde — **edificio severo, grandioso, immenso.** Auch hier sind die Beziehungen zu dem großartigen Pendant der Alhambra unverkennbar. Wenn in dem maurischen Palaste der Hof mit dem plätschernden Brunnen einen lauschigen und beschaulichen Platz zu tiefem Sinnen und Insichkehren bot, so dachte sich Karl V. die weite säulen- und galerien-umgebene Rundung, die seinen Palast umgab, wohl als Arena eines Amphitheaters, als Stätte fröhlicher Kampfspiele und Tourniere, in denen er, der erste Stecher seiner Zeit, neuen Waffenruhm zu holen hoffte. So steht denn auch die lapidare Inschrift auf dem Portale **IMP. CAES. KAR. V.** zu beiden Seiten umflankt von dem kaiserlichen Wahlspruch: **plus ultra.**

Digitized by Google

Karl hat diesen Palast wohl bis auf die letzten Adaptirungen ausbauen lassen, hat ihn aber seit jenen Flitterwochen, die er dort träumend verbrachte, nie wieder gesehen. Unwillkürlich denkt man hier, wenn man Anfang und Ende erwägt, an das Wort des Dichters von den tausend Masten, mit denen der Jüngling auszieht und dem still geretteten Boot, auf dem der Greis in den Hafen treibt.

Leider hat auch der an sich doch so anmuthende Gedanke des Kaisers wieder bedauerliche Entstellung gefunden. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche den Bau Karls geradezu für eine Entstellung und Zertrümmerung des maurischen Palastes verantwortlich machten und behaupteten, letzterer sei geradezu einer Despoten-Caprice zum Opfer gefallen. Neuere Forschungen, speciell die des gelehrten Kunsthistorikers Karl Justi haben aber dargethan, dass sich die Idee des Kaisers aller bedenklichen Eingriffe auf das fremde Kunstwerk enthielt, und gerade bei den furchtbaren Verwüstungen, welche die Mauren auf spanischem Boden verübten, ist es charakteristisch, dass der Kaiser, auch die Reliquien der Feinde achtend, seine Schöpfung fürsorglich an die Seite stellte, ohne kostbares Gut der Vergangenheit zu verletzen. Die vollkommen ungerechtfertigten Vorwürfe, die man gegen den Kaiser erhob, sind nur das erste Glied von Verirrungen der historischen Forschung, auf die wir bereits eingangs zur Genüge aufmerksam gemacht haben.

Es lässt sich geradezu nachweisen, dass Karl V., durchdrungen von der hohen Bedeutung der Denkmäler islamitischer Kunst selbst im Gegensatze zu mächtigen Factoren, die Wichtigkeit von deren Erhaltung auch dort betonte, wo ihm keine entscheidende, sondern nur eine berathende Stimme vergönnt war. Bekannt ist, dass der Monarch dem Capitel von Cordova die Zerstörung der alten Moschee, an deren Stelle ein christlicher Tempel treten sollte, ernstlich widerrieth und den ungehorsamen Domherrn den Vorwurf machte, dass sie aufgerichtet was allerorten zu sehen, und zerstört was einzig war.

Gar viele Zeugnisse sprechen dafür, dass ihm besonders der Süden Spaniens ans Herz gewachsen war, wo der Islam mit seinem merkwürdigen Leben und Treiben, seiner Sitte, Cultur und Kunst noch frische Erinnerungen zurückgelassen. Wie wir gesehen, war Granada hier der Mittelpunkt. Schlossen doch die Mauern dieser Stadt die theuern Erinnerungsstätten an Karl's Ahnen ein, die Grabstätte der erlauchteten **Reyes Catolicos**. Sie waren ihrer Verfügung gemäß in der sogenannten **capilla real** beigesetzt, einem gothischen einfachen, aber doch ehrwürdigen Bau, welcher, wie die Gewährsmänner berichten, der Prachtliebe Karl's nicht genügte. Erst kürzlich aufgefundene Documente thun dar, in welcher

Digitized by Google

Weise Karl einer solennen Äußerung seiner Pietät zu genügen suchte. Es entspinnt sich eine umfangreiche Correspondenz des Malers Francisco de Berruguete über die Ausschmückung der königlichen Capelle im Auftrage Karl V., welcher durch seine Vertreter alle Details eines umfangreichen Fresken-Cyclus feststellen ließ, und ebenso ist ein Vertrag der Stückmeister Juan Zagala und Juan de Cuvillana einer- und dem Hofzahlmeister Antonio de Fonseca anderseits entdeckt worden, welcher über die Entstehungsgeschichte eines gleichfalls im Auftrage des Kaisers in der Capelle hergestellten Gitters von grandiosen Dimensionen und reichster bildnerischer Ausführung Aufschluß gibt. Ein vom Kaiser selbst unterfertigtes Document betrifft die ornamentale Ausschmückung des Grabmals Philipp des Schönen und seiner Gattin Johanna, die Bestellung der Büsten des Fürstenpaares bei italienischen Meistern, und Karl wünscht ausdrücklich, daß die Ausführung **con toda la magnificencia** erfolgte. Nicht minder interessant ist eine Reihe von andern Urkunden, welche Karl's Verfügungen über bewegliche Objecte der Kunst und des Kunstgewerbes enthalten.

Wir erwähnen hier eine hoch interessante Gobelin-Sammlung, deren Sujets auf eine Anfertigungszeit hindeuten, die vor Karl V. liegt. Einer der Teppiche wies die Wappen von Castilien und Burgund vereint auf.

Ein anderes umfangreiches Document bietet uns das Inventar der prachtvollen Hochzeitsgeschenke, mit denen Karl seine bereits von uns erwähnte Gemahlin Isabella von Portugal bedachte. Die **pièce de resistance** dieses Schatzes bildete ein großes Gemälde, bestehend aus 30 verschiedenen Blättern mit Vorwürfen, die dem neuen Testamente entnommen wurden. Ebenso lesen wir von allen jenen Kostbarkeiten, welche den Sinn einer hohen Frau erfreuen: Ein großes Herz aus Brillanten, Armbänder, Nippes, Ringe und ganze Berge feinsten holländischen Linnens.

Es würde die Gränzen unserer heutigen Darstellung weitaus überschreiten, wollten wir alle jene großen und kleineren Verfügungen, die der Kaiser als wahrer Kunstmäcen erlassen, hier anführen, ja auch dann, wenn wir uns nur unserem Programme gemäß auf jene Daten beschränkten, die erst kürzlich der Wissenschaft zugänglich gemacht wurden. Es ist uns versagt, auf den so überaus anmuthenden constanten Verkehr hinzuweisen, welchen der Kaiser mit Meistern wie Tizian und Leone Leoni pflog. Das Materiale ist an und für sich überwältigend, es ließe sich jedoch verdoppeln, verzehnfachen, wenn man sich mit Geduld Muße und Mitteln entschlösse, in den reichen Fundstätten, welche die Archive Spaniens gewähren, ein Menschenalter diesem Zwecke zu widmen. Doppelt erwünscht war es darum, daß spanische Mitarbeiter sich erbötig machten, die Mühe

Digitized by Google

der Forschung zu theilen. Unter diesen sei an erster Stelle der Madrider Palast-Bibliothekar Zarco del Valle genannt, der bereits vor einiger Zeit dem Jahrbuche der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses eine belangreiche Nachlese der Correspondenz Tizian's mit Granvella veröffentlichte, welche über die Geschichte einer ganzen Reihe von Werken des Meisters ein überraschendes Licht wirft.

Das Granvella, obwohl seiner eigenen Kunstinteressen stets eingedenk, im Auftrage Karl V. unterhandelte, steht außer allem Zweifel: was Tizian in dem hohen Mäcenas sah, beweisen die schönen Worte aus seinem neu mitgetheilten Briefe des Jahres 1550, in welchem er der Sehnsucht Ausdruck gibt, den Kaiser in Italien begrüßen und ihm ein Werk seiner Kunst präsentiren zu dürfen **„che testificarà la divozione con cui adoro l'imortal Carlo"**. Aus einem solchen Verhältnis entsprangen denn die Werke, welche einen „Himmel irdischer Göttlichkeit den Sterblichen schenkten."

Gibt es einen größeren Gegensatz als den zwischen der heiteren Farbenkunst dieses Meisters und dem ernsten Gewerbe, das die Waffen zu blutigem Kampf oder doch zur Vorbereitung desselben liefert? Aber auch hier war der Kaiser Sachverständiger **par excellence.** Was die Armeria Karl V. bedeutete, läßt sich hier in der gebotenen Kürze nicht schildern, und doch müssen wir einer hervorragenden Publication gedenken, mit welcher der gegenwärtige Armeria-Chef Graf Valencia de Don Juan das Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des a. h. Kaiserhauses in erfreulicher Weise bereichert hat. Wir meinen seinen Aufsatz: Das Bilder-Inventar der Waffen, Rüstungen, Gewänder und Standarten Karl V. in der **Armeria real** zu Madrid. Die Erziehung, welche Karl V. unter der Vormundschaft Maximilian I. erhielt, der abenteuerliche und kampfesfreudige Geist, welcher gegen Ende des 15. Jahrhunderts so mächtig aufregend wirkte und dann im Anfange des 16. Jahrhunderts durch die Rivalität mit Frankreich noch mehr entfacht wurde, all' dies erklärt die außerordentliche Vorliebe Karl's für Waffen und läßt es begreiflich erscheinen, daß er bemüht war, dies Kunsthandwerk bis zur äußersten Gränze der Vervollkommnung zu erheben. Von diesem Streben legt die Bilderhandschrift, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, ein urkundliches Zeugnis ab. Graf Valencia hat die interessantesten Blätter desselben in unserm Jahrbuche publicirt und damit der Waffenkunde einen umso werthvolleren Dienst erwiesen, als nach diesem Inventar ganze Rüstungen construirt, verlorene Stücke ergänzt, beschädigte Objecte restaurirt werden können. Der Reichthum der Sammlung erhellt aus den von Graf Valencia zum Schlusse gebotenen statistischen Daten. Nach

Digitized by Google

denselben befanden sich in der Armeria Karl's mehr als 40 Stech-, Feld- und Fußkampf-Harnische, 350 Stecher, Zweihänder, Kampf- und Tournier-Schwerter, 40 Dolche, ebensoviele Sturmhauben, deutsche und burgundische Helme, 87 Lanzen, 60 Kampfsättel, mehr als 20 Fahnen und Standarten, 100 andere kleinere Tournier-Werkzeuge ungerechnet.

Das war die Sammlung aus dem Gebiete eines einzigen Kunst-Handwerkes, welche Karl bei seinem Tode Philipp II. hinterließ! Man wird förmlich geblendet, wenn man den Blick auf die anderen Sammlungen wirft, deren glücklicher Erbe der König war, und welche der spanische Staatsrath Pedro de Madrazo uns in einem gehaltvollen Aufsatze des Jahrbuches: „Krönungs-Insignien und Staatsgewänder Maximilian I. und Karl V. und ihr Schicksal in Spanien" mit gewohnter Sachkenntnis geschildert. Der Nachlass Karl V. in Juste, in Simancas und an anderen Orten umfasst eine unabsehbare Fülle von Kunst-Objecten im weitesten Sinne des Wortes; das Inventar seines Besitzes zu Juste erzählt auf etwa 200 Folioblättern von den Herrlichkeiten, die dort vereinigt waren; eine genaue Aufzählung ist hier unmöglich, auch wenn man nur das wichtigste, speciell dasjenige hervorheben will, was bei dem von Karl V. in seinem Testamente ausdrücklich anbefohlenen Verkauf seines Nachlasses von Philipp zurückbehalten wurde. Dass hier Tizian die erste Rolle spielte, ist selbstverständlich.

War er es doch, bei dem der junge Prinz Philipp seinen Schönheitssinn bilden, sein Auge für das Ebenmaß der Formen, für den Wohllaut der Farben, für die Wiedergabe des großen, des überwältigenden, des göttlichen empfänglich machen durfte. Es mögen glückliche Stunden gewesen sein, da Philipp in seinen allerersten Jünglingsjahren bei einem solchen Meister lernen konnte. Einen altbekannten Spruch variirend, könnte man ausrufen: **O fortunate adulescens qui virtutis tuae magistrum Titianum inveneris.** Sowie die Gipfel der höchsten Berge, die von Schnee und Eis starren, doch von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne geküßt werden, so ist es im Leben der Großen eine Art Entschädigung für alles Bittere, das sie in ihrer einsamen Höhe empfinden (das einzig beidenswerthe vielleicht, das sie vor Anderen voraushaben), dass gewissermaßen schon an ihrer Wiege die besten und edelsten des Volkes harren um ihnen die Blüthe menschlicher Cultur und Gesittung zu reichen, dafern dies nur gewünscht wird. Wie die Bereitschaft hier, so ehrt der Wille dort. Und man vergesse nicht: Es war ein Tizian, der lehrte! Es war keine Staatsweisheit, keine Gelehrsamkeit die **ad usum delphini** zugestutzt wurde; es war der unmittelbare, der elementare Eindruck des Herrlichsten, was Mit- und Nachwelt bewunderten — und

Digitized by Google

zur Seite stand der Meister der da zeigte, wie er gesehen und gedacht, wie er gezeichnet und wie er gemalt. Dieses Verhältnis, in dem wir den Künstler Hand in Hand mit dem König gehen sehen, konnte nicht anders als segensreich wirken, und es darf wohl behauptet werden, daſs es nicht bloß die Kunst allein war, welche aus dieser edlen Bildung Nutzen zog. Es ist wie ein Verhängnis, daſs sämmtliche Geschichtsschreiber, die sich mit Philipp II. beschäftigen, die Kunstbestrebungen des Monarchen als etwas nebensächliches, rein zufälliges betrachten, und nur gelegentlich wird berichtet, daſs der Prachtbau des Escurial zu nichts anderm diente, als die Schulden des Landes zu einer erdrückenden Last anwachsen zu lassen. Unter hunderten erwähnt kaum einer der neueren Forscher die kolossal wissenschaftlichen und künstlerischen Unternehmungen dieses Monarchen.

Weit ausblickend, in sich den Beruf eines Akademikers, eines besorgten Conservators der Antiquitäten fühlend sendet er die trefflichsten seiner Gelehrten aus, ihm zu berichten, was an werthvollen Denkmälern der Kunst, der Literatur, des Alterthums im Reiche vorhanden. Es liest sich wie ein französischer Bericht der **missions scientifiques**, wenn einer von Philipp's Delegirten Ambrosio de Morales erzählt, wie er von Ort zu Ort, von Kirche zu Kirche wandert, wie er bald ein kostbares miniaturengeschmücktes Manuscript, bald eine Krone von edlen Formen, bald ein Altarbild, bald eine Reliquie als werthvoll schildert und dem Schutze des Monarchen empfiehlt, oder wenn seine Bevollmächtigten über die Expedition zur Aufnahme und Beschreibung der Flora Neu-Spaniens Bericht erstatten. Der Reisebericht des gelehrten Morales bildet noch heutzutage die Grundlage für die Kenntnis einer ganzen Reihe der kostbarsten Schätze an Handschriften und Antiquitäten, wie sie im 16. Jahrhundert in Nord-Spanien angetroffen wurden. Vieles, was Morales sah, ist heute verschwunden, von der kostbaren Handschriften-Bibliothek Oviedo's und von vielen anderen Sammelstätten ist nur das erhalten, was durch Philipp's Fürsorge in den Escurial kam. Es waren diese Missionen die Vorbereitungen zu den großen wissenschaftlichen und künstlerischen Entreprisen, die Philipp nicht blos entwarf, sondern auch mit eiserner Consequenz und mit Überwindung von tausend und aber tausend Schwierigkeiten zu Ende führte.

Mit Vorliebe stellt man den Bau des Escurial, der übrigens in erster Linie dazu bestimmt war, ein Pantheon für die Familie des Herrschers zu bilden, als Verwirklichung eines ultra-kirchlichen, ausschließlich katholischen Zwecken dienenden Projectes hin. Geradezu unglaublich ist, daſs selbst La Fuente, ein nationaler berufener Historiker, die Besprechung des Escurialbaues mit der Klage krönt: „Soviel Geld für

Digitized by Google

150 Brüder des heiligen Hieronymus". Da thut denn wahrlich die Erkenntnis der wirklichen Intentionen Philipp's dringend noth.

Ein kleines Detail! Gelegentlich meiner Arbeiten im Palast-Archive zu Madrid glückte es mir, den längst verloren geglaubten Catalog der Handschriften-Sammlung des Escurial aus den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts in dem umfangreichen Schenkungsacte Philipp II. an das Kloster aufzufinden. Es sind nicht weniger als 4000 Manuscripte, außer den liturgischen und patristischen Handschriften nicht nur die erlesensten Werke der heidnischen classischen Autoren, sondern auch eine reiche Auswahl arabischer, persischer, hebräischer, ja sogar chinesischer Codices in feinster kalligraphischer Ausführung und zum Theil mit reicher Ornamentation geschmückt. Und in diesem Verzeichnis ist nicht die Abtheilung der Druckwerke enthalten, welche die Fächer der sämmtlichen Wissenschaften umfaßte, nicht die naturhistorischen Sammlungen, wie sie damals im übrigen Spanien überhaupt noch nicht gesehen wurden, nicht das Münz-Cabinet, nicht die Gemälde-Galerie, nicht die tausend anderen Objecte, welche die nimmermüde Fürsorge des Monarchen seiner Schöpfung zuwandte. Es ist dies doch wohl ein Beweis, daß Philipp, wenn auch in erster Linie auf katholischem Standpunkte fußend, doch durchdrungen war von der Bedeutung der Geisteswissenschaften in ihrem weitesten Umfange, und dies um so gewisser, weil die ganze Anlage dieses Institutes sein ureigenstes Werk war, weil kein Stück der weitverzweigten Sammlungen aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ohne seine persönliche Intervention erworben wurde, weil er obwohl für alle arbeitend doch, wie die fabelhafte von ihm mit unermüdlicher Geduld und peinlicher Sorgfalt Decennien hindurch geführte Correspondenz darthut, die Fäden des ganzen allein in seiner Hand behielt. Eine Schöpfung wie der Escurial füllte wohl allein ein Menschenleben aus. Aber nebenbei liefen zahllose andere Unternehmungen, welche genau dieselben wissenschaftlichen und künstlerischen Intentionen bezeugen und Philipp's Initiative Entstehung und Vollendung verdanken.

Es ist unmöglich näher einzugehen auf die Fürsorge Philipp's für die Errichtung von Universitäten und anderer Bildungsanstalten, für die kritische Ausgabe der Werke Isidors zu der er selbst die ältesten und correctesten Handschriften herbeizuschaffen bemüht war, für die monumentale Ausgabe der Polyglotte durch Arias Montano, den ersten Bibliothekar des Escurials, und endlich die bedeutendste Leistung Philipp's im Dienste der Geschichts-Wissenschaft im allgemeinen, wie auch der Kunstgeschichte insbesondere, wir meinen die Neuorganisation des General-Archives von Simancas. Der eben genannte kleine Flecken

Digitized by Google

mit seinem kostbaren Documentenschatze ist noch vor wenigen Decennien — abermals ein charakteristisches Zeichen, wie es mit unserer Quellenkunde auf spanischem Boden bestellt war — selbst Fachmännern unbekannt gewesen. Und doch ist es nicht blos das reichste Archiv Spaniens, sondern der ganzen Welt und umfasst mit seinen 80.000 Fascikeln und 33 Millionen Documenten die Geschichte Spaniens, vom ausgehenden 15. bis zum 17. Jahrhundert d. h. also gerade jenen Zeitraum, in welchem das Land seine Präpotenz über ganz Europa, über die ganze civilisirte Welt ausgedehnt hat. Indem Philipp II. die Sammlung gewissermaßen systemisirte und in das Archiv sämmtliche Acten, nicht blos diejenigen welche den Staat, sondern auch diejenigen welche das königliche Haus betrafen, aufstappeln ließ, hat er sich selbst gleichsam eine Art von **monumentum Ancyranum** errichtet, in denen die **res gestae divi Philippi** auf urkundlichem Wege verfolgt werden können. So bietet auch für den Kunsthistoriker das Archiv ein unschätzbares Material, und wenn auch noch eine Reihe von anderen Sammelstätten wie das Kron-Archiv, die Palast- und National-Bibliothek in Madrid, die Archive von Alcala, Sevilla, die Privat-Archive einiger spanischen Granden, der Alba, Medina u. s. w. und einige andere Stadt-Archive bei diesen Studien in Frage kommen, so stammen doch neun Zehntel des gesammten Beweismaterials und so auch die weitaus größte Mehrzahl der Urkunden, welche den Stoff zu der vorliegenden Untersuchung geliefert haben, aus dem Riesendepot in dem kleinen Flecken Alt-Castiliens. Dass es bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit so wenig bekannt war, daran sind allerdings die Spanier zum Theile selbst schuld. Simancas, vier Wegstunden von Valladolid entfernt, ist ein armseliges Dorf von wenigen Lehmhütten und die Bedingungen für eine menschenwürdige Existenz fehlen völlig. Mehr als ein Forscher hat das Wagnis eingehender Studien an dem weltverlassenen Orte mit dem Leben bezahlt. Nur der hochgeneigten Förderung durch welche ich bei sämmtlichen Anfragen von Seite Ihrer Majestät der Königin-Regentin Donna Marie Christine unterstützt wurde, habe ich es zu verdanken, dass mir bei meinem Aufenthalte in Simancas eine Reihe von willkommenen Erleichterungen und die Möglichkeit geboten wurde, das riesige Material, speciell die ungeheuren Folianten, welche den Hofstaats-Etat des Prinzen Philipp von 1535—1548 enthalten, wenigstens theilweise zu bearbeiten. Die Register beginnen mit dem Zeitpunkte, da Karl V. seinem damals acht Jahre alten Sohn einen eigenen Hofstaat einrichtete. Man findet da herrliche Goldarbeitersachen, die ganze Silberkammer, Gobelins und eine vollständige Waffenkammer verzeichnet: Harnische, Degen, Wurfmaschinen, Bogen, Tartschen, neapolitanische Pferdehelme

Digitized by Google

u. s. w. Interessant sind die später beigefügten Anmerkungen, die besagen, welche Rüstungen als zu klein geworden ausgeschieden und an jüngere Mitglieder des Hochadels verschenkt wurden.

Listen aus dem Jahre 1544 führen uns die vom Hofe ständig besoldeten Kunsthandwerker vor. Es sind Schwertfeger, Pferdebusch-Fabrikanten, Tapissiers, Plattner, Stückmeister, Kunststückler, Vergolder, Lanzenschmiede, Edelsteinarbeiter u. s. w. alle namentlich angeführt unter Beifügung der an sie ausgezahlten Summen, die sich natürlich auf Hunderttausende belaufen.

Es ist dies eine Illustration zu der Behauptung der wir eingangs gedachten, dass das Handwerk unter Karl V. und Philipp II. Zeit so schwer darniederlag. Ferner mag nicht unerwähnt bleiben, dass auch die Buchhändler eine große Rolle spielten. Des jungen Philipp Lieblings-Autoren waren Vitruv, Cicero, Pomponius Mela, Solin, Juvenal, Persius und Martial, und man sieht, dass der bibelfeste König auch den Erzeugnissen classischen Geistes keineswegs abhold gewesen. Das hervorragendste Interesse unter allen Expensaren beansprucht aber das aus den Jahren 1549—1551 erhaltene Reise-Journal. Der königliche Prinz durchzieht die väterlichen Lande und die Freigebigkeit, mit welcher er Kunst und Kunsthandwerk unterstützt, die hohe Empfänglichkeit, welche er für alles zeigt, was Herz und Sinn erfreut und läutert, zieht sich wie ein goldener Faden durch sein ganzes Itinerar. Hier nur einige Beispiele: Leonardo Tongo, Juwelier in Mantua, erhält 870 Scudi für einen Diamanten, zwei Goldarbeiter 40 Scudi für ein Modell der Stadt Piacenza, gleich darauf werden 1000 Scudi von Trient aus an Tizian angewiesen. 455 Scudi in Augsburg für 12 vergoldete Pocale; fast 800 Scudi an den Juwelier Sebastian Neidhardt, einen der Haupt-Lieferanten Philipp's in Brüssel, an Leone Leoni und Pompeo Leoni 300 Scudi von Antwerpen, 200 Scudi an Antonio Mor, den Maler des Bischofs von Arras; ähnliche Summen an Angelo Calderino und Manuel Rizio, an den Tapissier Hector Buyns in Brüssel, all' dies und 100 andere Aufträge aus den Jahren 1549—1550. Dann kommen wieder Aufträge aus Augsburg und München, hier an den Büchsenmacher Peter Pech. Das Jahr 1551 beginnt mit Zahlungen an Tizian, ferner an die Waffenmeister des Kaisers in Augsburg, an Wolf Waffenschmied zu Landshut, an Desiderius Kolman, an einen Armbruster Peter und an verschiedene Juwelenhändler für große Einkäufe in Innsbruck. Wir möchten nicht ermüden und aus der großen Zahl von Bestellungen nur bei einer Gattung, bei den eben erwähnten Waffen-Lieferungen verweilen; sie waren sämmtlich für die Person des Prinzen

Digitized by Google

bestimmt und entkräften hiedurch vollständig die Behauptung, daſs Philipp rittterlichen Spielen abhold gewesen. Er war auch hier Erbe seines Vaters — und das sagt mehr als genug.

In welchem Sinne und von welchem Geiste getragen Philipp II. den spanischen Thron auch weiter zum erhabenen Sitze eines edlen Mäcenatenthums machte, haben wir bereits bei der Besprechung seiner großen Schöpfungen angedeutet, in denen die ständigen Beziehungen mit Meistern wie Tizian, Antonio Mor, Alfonso Sanchez-Coello, Pompeo Leoni, Herrera und vielen anderen ersten Künstlern in ihrem Fache die charakteristischen Motive bilden. Es erübrigt nur eines. Wer das Walten des Monarchen in den einzelnen anscheinend unbedeutenden Details genau prüft, wird auch hier Stoff zu näherem Beweise für die Behauptung finden, daſs Philipp, obwohl den Strömungen seiner Zeit Rechnung tragend, zur Verwirklichung des Schönen alles that, was innerhalb der auch ihm gesteckten Gränzen nur irgendwie möglich schien, ja selbst auf die Gefahr hin, namentlich die extremen religiösen Tendenzen zu verletzen. Wie er dem unablässigen Drängen dieser Kreise nach Abschaffung der von der Geistlichkeit als unsittlich hingestellten Schauspiele einen Damm entgegensetzte und bis in seine letzten Lebensjahre die Aufführung von Dramen trotz aller Widersprüche gestattete, so gewährte er dem als Ketzer gebrandmarkten Maler Hieronymus Bosch eine solenne Rehabilitation, indem er sämmtliche Bilder des Meisters, deren er nur habhaft werden konnte, ankaufte. Seinen Sinn für Formenschönheit, für die prachtvolle Ausstattung von Dingen, die eigentlich der Kunst ganz entrückt scheinen, manifestirt nichts besser, als die grandiose Ausstattung der sog. **Galera real**, jenes Kriegsschiffes, auf welchem Don Juan de Austria bei Lepanto die christliche Armada gegen die Türken zum Siege führte, über deren künstlerischen Bau Bildnereien und Malereien ein erst vor kurzem im Jahrbuche erschienener Aufsatz detaillirte Kunde gibt. Noch ist die Publication des Inventars aller jener Schätze, welche Philipp II. nach seinem Tode hinterließ, nicht abgeschlossen, noch entbehrt die Forschung der vollständigen Grundlage zur Erkenntnis der zahllosen Schöpfungen der Kunst und des Kunstgewerbes, mit denen Philipp sich umgab; aber eines ist unzweifelhaft und aus dem bereits publicirten Materiale, vielleicht auch schon aus der flüchtigen Skizze, welche ich hier zu geben mir erlaubte, in gewissen Umrissen erkennbar. Durch das Studium der Original-Documente, die in ihrer einfachen schmucklosen Sprache kein schmeichlerisches Lob, keinen von Mißgunst erfüllten Tadel, sondern nur Thatsachen melden, können die von den Doctrinen der Gelehrtenstube umdunkelten Bilder zweier Monarchen zu wahren Gemälden werden, die

Digitized by Google

mit quellenmäßigen Farben ausgeführt wohl einen andern, wohl einen erhebenderen Anblick gewähren.

Der eingewurzelten Legende stellt sich die im Lande der Ereignisse selbst geholte unmittelbare Anschauung und Erfahrung entgegen. Wir haben heute schon genügend Stoff, um eine neue Beurtheilung der beiden Monarchen, eine Beurtheilung, welcher sich die Mehrzahl der Detailforschungen, die Weltgeschichte bis jetzt ganz verschloß, mit voller Beruhigung einer unbefangenen Kritik anheimstellen zu können. Wir haben genug Materiale zu einem Monumentalwerke, mit dessen Inangriffnahme wohl nicht lange gezögert werden darf und welches uns gleichsam als kunsthistorische Annalen Karl V. und Philipp II. ihre Thätigkeit als Beschützer der edelsten Zweige der Cultur von Jahr zu Jahr erzählen muß, welches ihre Gestalten insofern aus dem Getriebe der Staatsinteressen heraushebt, als sie diesen beiden mehr durch Hass als Gunst in der Geschichte entstellten Charakteren das zuweist was ihnen wirklich gebührt, anderseits auch den Einfluß bloslegt, den sie auf die edelsten Bestrebungen unter den von ihnen beherrschten Völkern genommen.

Dies zukünftige Werk, das geschaffen werden wird und geschaffen werden muß, bedeutet eine Fundgrube für den Kunsthistoriker als Sammlung einer Unzahl von Schöpfungen aus den unermeßlichen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes, es bedeutet eine idealere Auffassung der Gestalten Karl V. und Philipp II., deren Züge dann wohlthuend von dem hergebrachten abweichen werden und deren glücklich abgeänderte Erkenntnis die Quelle erhebender Freude für alle Völker unter Habsburgs Scepter bildet; es bedeutet aber in erster Linie, was ich hier nachdrücklichst hervorheben möchte, einen nothwendigen Act historischer Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Gedichte

Von Dr. **Anton Matosch.**

In oberösterreichischer Mundart.

Einfall der Nacht am See.

D'Sunn hat sö bſüaht't,
Ham d'Wändt schan váglüaht't,
Ruckán d'Mäuerl schan zsam
Zun Schlaf in Gottsnam.

Steig'n schan d'Sterndl in d'Heh;
Da kimmt 's Winderl von See,
Thuat in Bámern so schen —
Kinderl, schlafen müaßt's geh'n. . .

Am Abend.

In Gras bin i gseßn —
Umádum war's schan stád;
Koan Vogerl hat gjungá,
Koan Lüfterl hat gwáht.

Da is má so leicht worn,
So ruahli in Gmüat;
Da han i mi selbá
Schier gar nimmá gspürt.

Häd dá Bodn á weng nahgöbn,
Wer woaß's, häd i's kennt —
Án etlá Schuah tiafá
Is dert ámal 's End. . .

Digitized by Google

Waldſtimmen.

In Wald bin i außi,
Han in Vogerln zuaglost;
Á Muſi is gwest,
Und nix hat's mi koſt.

Der oan' in dá Heh
Der ſingt „Didl-den —
In Wald is's ſo liab,
In Wald is's ſo ſchen."

„Já, já, didl-den"
— Fallt dá untáre ein —
„So ſchen, wir in Wald,
Kanns nindáſtá ſein."

Ám Bám glei danöbn
Da ſingán eahn' vier:
„Dös moaná már á,
Do-i-di-o, zir-zir-zir-zir."

Und rund auf dö Áſtln
Höb'n 's alle iatzt an,
D'Moaſen und 's Dröſcherl
Dá Fink und dá Krahn.

Án iadá ſein Gſángl,
Und Begleitung ham's gnua,
Denn dö mit dö langá Schnábeln
Schlagn d'Zidán dázua.

Das klingt durchánand;
„Kráh, kráh, didl-den,
In Wald is 's ſo liab,
In Wald is 's ſo ſchen.

Und 's Vogerl is frei
Und ſingt dár oans für;
Wann's d'hoamkimmſt, machs nah
Und muſizir-zir-zir-zir."

Aus den Frühlings-Gsángln.

1.

Hán Veigerl, zwögn wö denn
So gschámi vástöckt?
Háu thuast leicht nu trámá,
Bist nu nöd ganz gwöckt?

Odá bleudt Di leicht s' Liacht,
Kannst nu nöd recht schaun —
Auf oanmal so viel,
Galt má mag eahm kám traun.

Odá schaust dár 'leicht gar
In Bodn liabá an —
Ja, wo má halt her is,
Da hängt má halt dran.

Geh gib má Dein'n Hauch,
Du Bleamerl, Du kloans,
So fein, als wia Du,
Schmöckt denä halt koans. —

2.

Ös zoagn jö schan d' Bladln
Und d'Sunn bleangázt drauf;
Ös jingán schan d'Stádln
Springán d'Boz'n schan auf.

Und ámal in dá Früah
Koan Mensch woaß nöd wia —
Is alles heraust,
Stengán d'Bám in dá Blüah.

Stehnt so feierli da
Und d'Vogerl dábei —
Und sögnáde geht
Dá liab Herrgott durchs Gai.

Geht selm untá'n Himmel,
Stimmt's Osterliad an —
Und d'Glock'n dö läut'n
In Feldern hindan. —

Digitized by Google

In Schriftsprache.

Am Abend.[1])

Am Waldessaume hielt ich Rast
Im weichen Wiesengrunde;
Da fiel von mir alle Müh' und Last
In stiller Abendstunde.

Fast hatt' ich verloren mein eigen Sein,
Vertragen war's in die Weite —
Einmal wird es ja auch so sein,
Wenn in die Tiefe ich gleite. . .

Waldstimmen.[2])

In Waldes Schatten, in Waldes Ruh
Da lauscht' ich dem Sange der Vögel zu.
Viel Lieder sie sangen, viel zierliche Märchen
Vom Gotte, vom guten, von kosenden Pärchen,
Von wonniger Minne, vom sonnigen Mai
Allerliebst allerlei, allerliebst allerlei.

Hoch oben im Wipfel sang einer voraus:
„Zum Himmel, da guck' ich, da guck' ich hinaus;
Ist alles rundum so hell und so heiter,
Drum sitz' ich und singe und fliege nicht weiter
Und weile im Wipfel am liebsten allein
Und guck' und guck' in den Himmel hinein". . .

„Und guck' in den Himmel nur immer hinein,
Noch schöner ist es im Dickicht darein.
Da weht durch die Zweiglein so wohlige Kühle,
Im Wipfel da wär's mir zu sonnig und schwüle;
Dein Himmel ist ferne, mein Himmel ist nah,
Gelt Weiblein, Du weißt es, ha, ha, ha, ha, ha."

---

[1]) Vgl. das ebenso überschriebene mundartliche Gedicht.
[2]) Vgl. dasselbe Gedicht oben im Dialekt.

Digitized by Google

Aus lauschigem Laube daneben erklang's
Viellieblicher Stimme, vieltraulichen Sangs:
„Die Halme und Hölzlein ich binde und flechte
Und baue mein Nestlein und richt' es zu rechte;
So komm doch, lieb Männlein, so komm doch und schau."
„Da bin ich, da bin ich; brav, brav, liebe Frau."

In Waldes Schatten, in Waldes Ruh,
Da lauscht' ich dem Sange der Vögel zu.
Sie singen so viel von lieblichen Dingen,
Ich kann Dir die Liedlein alle nicht singen;
Drum dächt' ich, drum dächt' ich und meine ich halt:
Geh selber, geh selber und lausche im Wald. —

Uferlichter.

Uferlichter schimmern nieder
In des Stromes stillen Lauf;
Feuersäulen glänzen wieder
Aus der Tiefe sie herauf.

Uferlichter sind Gedanken;
Aber heilig Feuer glüht,
Wenn sie leuchtend niedersanken
In den tiefen Strom „Gemüth". —

Digitized by Google

Graf Leo Thun,

k. k. Gubernial-Präsident in Böhmen.

Von **Jos. Alex. Frhr. v. Helfert.**

Dritter Abschnitt.

Slaven-Congress.

1.

Gäste aus der Fremde.

Die Zeit nahte wo der lang angekündigte und eifrigst vorbereitete Slaven-Congress zusammentreten sollte. Der reiche Mühlenbesitzer Wenzel Nowotný stellte den Saal seiner Sophien-Insel zur Verfügung, vermöglichere Bürger erboten sich einen Theil ihrer Wohnungen Mitgliedern des Congresses einzuräumen. Am 27. Mai wurde die Geschäftsordnung für den Congress zugleich mit dem Programm für den Gang der Verhandlungen ausgegeben. Die Geschäftsordnung, von J. P. Jordan entworfen, betraf insbesondere die Bildung von drei Sectionen oder Nationalitäts-Gruppen: der čecho-slavischen, der polnisch-ruthenischen und der süd-slavischen. Das Programm hatte Franz Zach zum Verfasser. Er war Mährer von Geburt, aber frühzeitig von allgemein slavischen Interessen ins Mitleid gezogen, war nach dem polnischen Aufstand 1831 mit der Emigration nach Paris gegangen, hatte sich dort eifrigst der Partei des Fürsten Czartoryski angeschloßen und war von diesem 1843 mit geheimen Aufträgen über Constantinopel nach Belgrad geschickt worden. Nach dem politischen Umschwung in seiner Heimat hatte Zach seine polnische Agentschaft gekündigt, weil die Polen

Digitized by Google

sich mit den Magyaren verbündet hatten, und erschien in Prag als Mann der auf seinen eigenen Beinen stand, doch nicht als Čechoslave, sondern nach seinen letzten serbischen Verbindungen als Genosse der Südslaven. Zach's Programm enthielt vier Abschnitte über die Verhältnisse der österreichischen Slaven: Erstens zu einander mit der Schlußfrage: „Seid Ihr Brüder für den Abschluß eines slavischen Bündnisses zu gegenseitigem Schutz, und in welcher Form?" Zweitens zu den anderen Volksstämmen der Monarchie mit der Schlußfrage: „Unter welchen Bedingungen wollen wir die Neugestaltung des österreichischen Bundesstaates?" Drittens zu den außer-österreichischen Slaven. Viertens zu den nicht-slavischen Nationen der anderen europäischen Staaten[1]). Der letzte Punkt zielte in seiner Schlußfrage gegen das Frankfurter Parlament und auf die Unabhängigkeit Österreichs von den Beschlüßen desselben, eine Forderung die in gewissem Sinne, wie wir uns erinnern, von der Wiener Regierung bereits seit Wochen zugestanden war[2]).

Bedenklich war nur der dritte Punkt, in welchem das Programm über das Ziel, das die ersten Anreger, namentlich Šafařik, dem Congresse als einer die Interessen blos der österreichischen Slaven vertretenden Versammlung gesteckt wissen wollten, bedauerlicherweise hinaus ging. Allerdings wurde in der Schlußfrage das Hauptgewicht auf die „slavische Kunst und Wissenschaft", also im Grunde auf das gelegt, was Jan Kollar seit mehr als zehn Jahren als die „literarische Wechselseitigkeit der Slaven" eifrigst befürwortete. Auch war im Eingang zu diesem Punkte ausdrücklich hervorgehoben, „aus politischen Gründen" könne man „nur sein heißes Mitgefühl (wřelý saucit)" aussprechen: dass die russische Nation in ihrem Vaterlande bald das

[1]) Historická zpráwa o sjezdu slovanském (Č. Č. M. 1848 II S. 1—66; auch besonders abgedruckt Prag 1848 Haase, 8vo.) S. 24—32; deutsch Schopf V Nr. CCXXXXV S. 53—57. Dr. J. P. Jordan Actenmäßiger Bericht über die Verhandlungen des ersten Slaven-Congresses in Prag: Prag 1848, 8vo, 59 S. Wie die Aufgabe des Congresses von jenen aufgefaßt wurde, die wir heute als Alt-Čechen kennen, s. Wocel O čem by se mělo jednati na slovanském sjezdu? — Von was man am Slaven-Congresse verhandeln sollte? (Č. Č. M. 1848 I S. 544 f.) Es wird sich dabei auf die durch den „gütigen König" gewährleisteten Rechte der Nationalitäten berufen und die Selbständigkeit und Machtstellung der österreichischen Monarchie mit Nachdruck betont.

[2]) Č. Jb. 1894 S. 147.

Digitized by Google

Licht der Freiheit erblicke und für die Slaven der Türkei die Stunde der Befreiung schlage; dass die erleuchtete sächsische Regierung das ihr unschädliche Völklein der Lausitzer Serben nicht der Vernichtung preisgebe; dass Preußen von der systematischen Germanisirung seiner slavischen Unterthanen ablasse.

Es war im Grunde den österreichischen Slaven nicht zu verübeln, dass sie nicht tagen wollten, ohne einen Blick der Theilnahme auf die Lage ihrer fremdstaatlichen Stammesbrüder zu werfen; klug und umsichtig aber war die Kundgebung solcher Theilnahme gerade bei dieser Gelegenheit gewiss nicht, weil sie für den Congress eine doppelte Gefahr barg. Denn begreiflicherweise wurden dadurch die fremden Regierungen in eine gewisse Unruhe versetzt und mit Mistrauen erfüllt, während anderseits damit aus jenen Staaten eintreffenden „Gästen" eine willkommene Handhabe geboten war, das, was im Programm als bloses Mitgefühl ausgesprochen war, in eine praktischere Formulirung zu fassen, und dann überschritt der Congress thatsächlich die ihm ursprünglich gesteckten Gränzen. Daraus erklärt es sich, dass Außenstehende der Eröffnung des Slaven-Congresses mit unverhohlenem Widerwillen entgegensahen, wozu sich Misverständnisse gesellten, die der Versammlung fernab von der Wahrheit liegende Tendenzen unterschoben. „Es gilt", wurde von deutscher Seite gesagt, „auf den Trümmern der österreichischen Monarchie ein groß-slavisches Reich mit Hinzuziehung der außer Österreich wohnenden Slaven zu bauen, ein Reich, welches das Riesengebirge und die Karpathen, das adriatische Meer und den Balkan zur Gränze haben soll . . . Wäre es nur", hieß es weiter, „ebenso leicht zu schaffen wie zu decretiren! Die guten Panslavisten machen ihre Rechnung ohne an Deutschland, an die Magyaren und die Russen zu denken" [1]).

Doch selbst in den engeren Kreisen der österreichischen Slaven fehlte es nicht an Steinen verschiedenartigen Anstoßes. Wenn in der Versammlung „säumtliche Kinder der Mutter Slavia" vertreten sein werden, so ließ sich eine böhmische Stimme in den „Grenzboten" vernehmen, so möge man darauf gefasst sein, „dass wir im Schatten der slavischen Linde mancherlei Zügel unserer Rede werden anlegen müßen, um unsere

[1]) A. A. Ztg. S. 2485 Nr. 156 vom 4. Juni. Gegen den Verdacht oder die Verleumdung, der Slaven-Congress habe es darauf abgezielt aus der österreichischen Monarchie ein slavisches Reich zu machen s. Wocel Č. Č. M. 1848 I S. 642 f.

Digitized by Google

gegenseitigen Wünsche nicht miteinander zu verfeinden“ [1]). In der That, um nur eines anzuführen, reisten nicht die Vertreter des ruthenischen Zweiges, die über jahrhundertlange Zurücksetzung, Anfeindung und Bedrückung von polnischer Seite zu klagen hatten, mit ausgesprochener Verbitterung gegen ihre masurischen Landsleute nach Prag?! Als ihre Boten — Jan Borysikiewicz Vice-Präsident des ruthenischen National-Ausschußes, Gregor Giuilewicz und Alexy Zakliński — durch Krakau kamen und hier dem Commandirenden Grafen Schlik ihre Aufwartung machten, frug sie dieser, wie sie sich auf dem Congresse verhalten würden? „In allem dem entgegen, was von den Polen ausgehen und beantragt werden wird!“

* * *

Vorbereitungen ganz eigener Art wurden für den österreichischen Slaven-Congreß jenseits der Gränzen seines Gebietes getroffen, und das kam von jenen „Gästen“, deren bedenkliche Zulassung wir eben zuvor erwähnten. Die österreichische Monarchie befand sich zur Zeit in einer nahezu verzweifelten Lage: in der Reichshauptstadt, wo die Aula und der Sicherheits-Ausschuß dominirten, war die Macht der Regierung gleich Null: nach außen das Frankfurter Parlament, welches die Herrschaft über die deutschen Elemente Österreichs zu gewinnen strebte; im eigenen Innern das selbständige und unabhängige Ministerium in Ungarn, das seinen Bruch mit der Central-Regierung nahezu vollendet hatte; die Armee in Italien einem übermächtigen Feinde gegenüber seit Monaten auf eine nur spärliche Aussichten des Erfolges bietende Defensive beschränkt — wahrlich, wenn es einen Zeitpunkt gab, wo sich auf den Zerfall Österreichs rechnen ließ, so war es der damalige!

Wie rief der russische „Patriot“ Michael Bakunin den Slaven von ganz Europa zu? „Brüder! Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Es handelt sich darum, offen und mit Entschiedenheit Partei zu ergreifen, entweder für die Ruine der alten Welt um diese noch für einen kurzen Augenblick zu stützen, oder für die neue Welt deren Licht hereingebrochen ist, die den kommenden Geschlechtern gehört und der die kommenden Jahrtausende gehören ... In zwei Heerlager ist die Welt getheilt: hier Revolution, dort Contre-Revolution; für eine

[1]) „Böhmische Vorrede zum Slaven-Congreß in Prag“, Grenzbote 1848 II. 317—320.

Digitized by Google

von beiden muß sich ein jeder, müßen auch wir uns entscheiden ... Was hat die Conspiration der Despoten zunächst zu ihrer Aufgabe gemacht? Die Erhaltung Österreichs, Österreich ist der Mittelpunkt des Kampfes! Was müßen wir demnach wollen? Das Gegentheil von dem was jene wollen: die vollständige Auflösung des Kaiserthums Österreich!" „Der geheimnisvolle Russe", wie er oft genannt wurde, — vielleicht auch darum, weil er, wie Karl Blind von ihm sagte, „ohne ersichtliche Mittel des Unterhalts" in Deutschland herumreiste — war ein Revolutionair von Haus aus und geschworner Feind der russischen Regierung, dem es gleichgiltig war ganz Europa in Flammen zu setzen, um seinem russischen Vaterlande das Licht der Aufklärung und die Freiheit, wie er sie verstand, zu bringen. Im November 1847 hatte er zu Paris, wo er sich längere Zeit aufhielt, „zur Feier des 17. Jahrestages der polnischen Revolution von 1830" einen Vortrag gehalten, worin er seinen Zuhörern schilderte „Rußland wie es wirklich ist" [1]). Er machte darin die Sache Polens zu der seinigen: das ganze Rußland und das ganze Polen müßen eins werden. „Diese Wiedervereinigung ist ein unermeßliches Werk, und werth daß man sich ihm ganz weihe. Es ist die Befreiung von sechzig Millionen Menschen, es ist die Befreiung aller slavischen Völker die unter einem fremden Joche seufzen. Es ist endlich der Sturz, der unwiderrufliche Sturz des Despotismus in Europa". . .

Wir haben Anton Schütte verlassen, als er von Wien, ohne sich in Prag aufhalten zu dürfen, polizeilich über die böhmische Gränze geschafft wurde [2]). Er hielt sich seitdem in Sachsen auf, von wo er seine Rückkehr nach Österreich betrieb. Er behelligte darum den kaiserlichen Gesandten Grafen Nuessein, ließ, als er bei diesem kein Gehör fand, in öffentlichen Blättern Schmähartikel gegen den Grafen los, und wandte sich

[1]) Mannheim, Heinrich Hoff 1848, 8vo 16 S.; auch als polnisches Flugblatt in 8vo „Sąd Rusyanina o Polsce i Rossyi"; das französische Original; „La Pologne et la Russie. Jugées par un Russe" (Paris Royer Collard 8vo). Die Flugschrift „Aufruf an die Slaven" (Koethen, Selbstverlag 1848), der wir den im Texte angeführten Wortlaut entlehnt haben, ist zwar erst nach der Bezwingung Wiens durch Windisch-Grätz geschrieben worden; wir haben aber keinen Augenblick zu zweifeln, daß es die gleichen Gesinnungen waren, mit denen Bakunin ein halbes Jahr früher nach Prag gekommen war.

[2]) Č. Jb. 1894 S. 147.

Digitized by Google

dann unmittelbar an Pillersdorff. Eine Stelle aus dem Schreiben, das er aus Dresden am 16. Mai an diesen richtete, offenbarte in seinem kecken, ja frechen Ton und in seinen ganz unverhüllten Drohungen die geringschätzige Meinung, die in den Kreisen, in denen sich Schütte damals herumschlug, von der gesunkenen Macht Österreichs herrschte:

> Ich wende mich noch einmal und zum letztenmal mit der ernstesten Bitte an E. E., meine gerechten Forderungen und Klagen schleunigst zu beantworten. Sollte das nicht geschehen, so bin ich leider genöthigt zu den äußersten Mitteln zu greifen, um zu meinem Rechte zu kommen, und diese Mittel würden für E. E. selbst, sowie für die doch schon so erschütterte Polizei- und Executiv-Gewalt von den nachtheiligsten Folgen sein können. Seien Sie versichert, daß mir diese Mittel in weitester Ausdehnung zu Gebote stehen und bisher nur Rücksichten gegen die Person E. E., die schwer für den Augenblick in Österreich zu ersetzen wäre, mich davon abgehalten haben. In der Hoffnung nicht vergeblich an Ihr Rechtsgefühl appellirt zu haben, und daß Ihnen selbst daran gelegen sein muß, jeden öffentlichen Scandal für die doch schon so tief erschütterte Staatsgewalt zu vermeiden, zeichne ich mich mit der Hochachtung, welche ich stets für die Person E. E. gehegt habe und nicht gern verlieren möchte
>
> Dr. Schütte[1]).

Schütte stand in lebhaftem Verkehr mit allen revolutionairen Elementen seines sächsischen Aufenthaltes, er war ab und zu in Dresden und trieb sich zeitweilig nächst der Gränze Böhmens herum. Den Russen Bakunin erwähnt Schütte nicht, es ist deshalb zweifelhaft ob er mit ihm in jenen Tagen in Berührung kam. Dagegen nennt er wiederholt einen Polen von Bedeutung. Karl Libelt, geboren 1806, Schriftsteller auf philosophischem, ästhetischem und pädagogischem Gebiete, hatte die Erhebung von 1830 mitgemacht, in der Schlacht bei Ostrolęka und bei der Vertheidigung Warschaus gegen die Russen gekämpft, hatte sich 1846 in eine Verschwörung eingelassen und war dafür in Berlin in Untersuchung gezogen und in Haft gesetzt worden, aus der ihn die Amnestie vom März 1848 befreite; jetzt war er Mitglied des Posener National-Comité's, von welchem er und Andreas

[1]) Der volle Wortlaut findet sich in den beim österr. Reichs-Kriegs-Ministerium erliegenden Acten der kriegsgerichtlichen Untersuchung, die im Jahre 1853 in Prag über die Studenten-Verbindung „Die rothe Fahne" durchgeführt wurde; die übrigen Acten, soweit sie nicht Schütte betrafen, blieben nach Auflösung jenes Kriegsgerichtes bei dem Prager Landes-Militair-Commando.

Digitized by Google

(Jędrzej) Moraczewski zum Prager Slaven-Congresse entsandt wurden. Sie erschienen im letzten Drittel Mai im Hôtel de France zu Dresden und gingen von da in die sächsische Schweiz. Hier im s. g. Forsthaus zu Schandau traf Schütte mit ihnen zusammen.

Schütte für seine Person als Urdeutscher sympathisirte zwar durchaus nicht mit den Männern des Slaven-Congresses und wünschte dem Unternehmen nichts weniger als Gedeihen und Erfolg; doch wich er Libelt's Gesellschaft nicht aus und entnahm dessen Äußerungen wichtige Dinge. Ein Ausbruch der Revolution in Prag sei unvermeidlich, sagten Libelt und Moraczewski unverhohlen. In diesem Sinne wurde überhaupt in den sächsischen Gränzgegenden gesprochen; es galt als ausgemacht dass es demnächst in Prag losgehen werde. Von Libelt hieß es dass er mit dem Swornoſt-Führer Villani in Verbindung stehe; auch Faster wurde genannt mit welchem der bevorstehende Ausbruch verabredet sei. Es waren dies müßige Redereien, die aufs gerathewohl bekannte Prager Namen herausgriffen und sie mit dem in Verbindung brachten, was sich in den eigentlich revolutionairen Kreisen vorbereitete. Schütte schrieb an Freunde die er aus seinem mehrjährigen Weilen in der böhmischen Hauptstadt hatte, an den Banquier Franz Grund, an die Sängerin Thereſe Schwarz, an den Weinhändler Tewiſſen, warnte sie vor dem nahen Losbruch in Prag und mahnte sie sich beizeiten in Sicherheit zu bringen. In einigen seiner Briefe fehlte es nicht an genaueren Angaben: die Erhebung in Prag sei erst auf den 5. Juni angesagt, aber dann „über Vorschlag des Villani und Libelt" in die Pfingstwoche verschoben worden [1]).

* * *

Am 29. Mai abends fanden im Gebäude des böhmischen Museums in der Kolowrat-Straße (Graben) die ersten Anmeldungen zum Slaven-

[1]) Wenn daher Schütte 1853 in einem seiner Verhöre sagte: „Ich gebe die heiligſte Versicherung, dass ich von den Urhebern der Prager Bewegung im Jahre 1848 nicht das geringſte weiß und dass ich auf selbe nicht den entfernteſten Einfluß genommen habe", so ist letzteres möglich, ja wahrscheinlich, das erstere aber widerlegt sich durch die eigenen Angaben Schütte's über seinen Verkehr mit Libelt u. a. Dann heißt es: „Den Villani und den Faster kenne ich persönlich nicht; den Villani hielt ich für einen banqueroutirten Edelmann, den Faster für einen Bierwirth, der zugleich Komödiant ist". Als ihm im Verhöre vom 22. August seine Aussagen über die angeblichen Verbindungen der beiden Prager mit Libelt vorgehalten wurden, entschuldigte er sich mit eigener Unkenntnis: „Ich mußte dies offenbar nur aus jener oben angegebenen Quelle (dem allgemeinen Gerede in der sächsischen Schweiz) wissen".

Digitized by Google

Congresse statt. Das Anmeldungs-Bureau, aus je drei Mitgliedern jeder Landsmannschaft bestehend — Lubomirski, Maurycy Kraiński, Woyjikiewicz; Pavao Stamatović, Dragotin Baron Kušljan, Stanko Vraz; Hanka, Jan Helcelet, Hurban — nahm die Aufnahme derart vor, dass der Anmeldende seinen Namen in eine der drei Listen eintrug: der polnisch-russischen, der süd-slavischen, der böhmisch-mährischen. Man zählte an diesem Tage bereits sechs Polen, darunter Karol Malisz von der Lemberger Rada Narodowa und den Grafen Ludwig Stecki, „den heldenmüthigen Führer der polnischen Kosaken in der Schlacht bei Ostrołęka", drei Ruthenen, drei Serben, darunter den Secretär des Patriarchen Rajačić Nikanor Gruić, drei Slovaken, darunter die evangelischen Pfarrer Michal Miloslav Hodža aus der Liptau und den früher genannten Miloslaw Joseph Hurban aus Hlubokà — er war seit mehreren Tagen mit seiner Frau in Prag und wurde von Dr. Joseph Frič gastlich aufgenommen —, einen Kroaten und vier Mährer, darunter Friedrich Bloudek „Officier" (důstojnik) aus Brünn. Bloudek, Sohn eines Brauers auf einer der mährischen Herrschaften des Fürsten Liechtenstein, war ein hübscher Mann und Commandant der 13 Mann starken Liechtenstein'schen Kriegsmacht in Vaduz. Die Ankunft der Mährer, denen andere nachkommen sollten, machte um so größere Freude, je schwerer man es bisher in den leitenden nationalen Kreisen Prags empfunden hatte, dass sich das Land und der Landtag von Mähren allen Lockungen eines Anschlusses an Böhmen abgeneigt gezeigt hatten. Bezeichnend für den Charakter der Zeit war es, dass die Veranstalter des Congresses eine Vertretung der akademischen Jugend nicht ausschließen zu dürfen glaubten: von den vier Facultäten waren der Theolog Franz Wlasák, der Jurist Anton Hláwka, der Philosoph Aloys Franz Kráša, von der Slawia der junge Frič, Jarmil Lambl, Wenzel Kleinert zur Theilnahme an den Versammlungen geladen[1]).

Unter den in Prag eingetroffenen Fremden befand sich ein gewisser Marcell Turjanský, der sich nicht als Theilnehmer am Congresse einzeichnen ließ[2]), obwohl er die unverkennbare Absicht hatte, sich in

[1]) „Jarmil" war ein Phantasie-Name (aus Mácha's Mai) des damaligen Technikers, heutigen k. k. Professors an der böhmischen technischen Hochschule in Prag Johann Nep. Lambl. — Den Namen eines Vertreters der Mediciner-Cohorte habe ich nirgends gefunden.

[2]) In dem Č. Č. M. 1848 II S. 51—66 zusammengestellten Verzeichnisse der Mitglieder des Slaven-Congresses wird man seinen Namen vergeblich suchen.

Digitized by Google

Prag allerhand zu schaffen zu machen. Er war eine auffallende Erscheinung, ein schöner hochgewachsener Mann, der sich für einen ungarischen Slovaken ausgab und sich in ihrer weißen Landestracht aus feinstem Tuche zeigte. Es stieg aber der Verdacht auf, ob nicht ein Pole in ihm stecke, nicht Turjanský, sondern Turzański, wofür auch der Vorname Marcell zu sprechen schien, der in Galizien häufig, in der Slovakei hingegen so gut wie unbekannt ist. Auch das ganze elegante Gebaren des Mannes war mehr das eines geschmeidigen polnischen Edelmannes, als das eines Landjunkers aus der Arva oder Liptau. Dazu kam, dass er in galizischer Begleitung nach Prag gekommen war, in Gesellschaft des Maliszˇ, der ihn sogleich in den „Blauen Stern" führte und mit mehreren seiner Landsleute bekannt machte. Auch in die böhmische Bojeda ließ sich der angebliche Slovak einführen, für deren Besuch ihm Faster, den Turjanský für einen Fürsten hielt, eine Permanenzkarte ausfertigen ließ. Später wollte man bemerken, dass sich Turjanský mit Vorliebe in studentischen Kreisen bewegte.

Am 30. Mai fand in der Wohnung der Ritters v. Neuberg der letzte Zusammentritt des vorbereitenden Comité's für den Slaven-Congress statt. Für den Nachmittagzug war die Ankunft einer bedeutenden Anzahl von Theilnehmern angekündigt, über 150 Gäste sollten kommen, darunter gegen dreißig Süd-Slaven und ebensoviel Polen. Das Corps Slawia und eine Abtheilung Swornoster rückten zu ihrem Empfang aus. Um 4 Uhr fuhr der mit böhmischen und slavischen Fahnen geschmückte Zug im Bahnhofe ein, von brausendem Jubel empfangen; beim Aussteigen der Gäste ertönte das nach der Melodie des „Jeszcze Polska" gesungene Lied „Hej Slované". Unter dem Wehen einer böhmischen und einer gesammt-slavischen blau-weiß-rothen Fahne bewegte sich der Zug nach der Sophien-Insel, wo Faster die Ankömmlinge in böhmischer Sprache begrüßte, worauf Ansprachen in allen slavischen Sprachen gehalten wurden, alles unter lebhaftem Zuruf und Beifallsklatschen. Unter den Rednern fiel Bakunin durch seine Stentorstimme und die Leidenschaft seines Vortrages auf; ein böhmisches Blatt hatte ihn als „Dichter" bezeichnet und der böhmische Dichter Čelakowský hatte ihn nach Prag empfohlen. Auf dem Rückweg von der Sophien-Insel wurde, wie als höhnender Triumphgesang gegen das deutsche Parlament, das ausgelassene „Šuselka nám piše" angestimmt.

Digitized by Google

Mit Eintritt des Monats Juni konnte die Zahl der zum Slaven-Congresse sich meldenden Mitglieder als voll angenommen werden: es waren 42 Süd-Slaven, 61 Polen und Ruthenen, 237 Čecho-Slaven, unter den letzteren selbstverständlich überwiegend Einheimische, im Ganzen 340 Personen. Vor den vier Gasthöfen, wo die meisten fremden Mitglieder abgestiegen waren — „Blauer Stern", „Schwarzes Roß", „Erzherzog Stephan", „Goldener Engel" — bezogen Swornost und Slawia die Ehrenwache. Einzelne von denen die zum Empfange erschienen waren, wie Miklosić und Dr. Anton Beck, verließen Prag alsbald; sie fanden die politische Luft zu schwül.

Es begann die Constituirung. Für die Präsidentschaft des ganzen Congresses war Šafařik ausersehen, den dazu seine ausgedehnte Kenntnis aller slavischen Idiome und seine Lebenserfahrungen, die ihn aus dem slovakischen Norden von Ungarn in dessen slavischen Süden und zuletzt in die Mitte des čecho-slavischen Stammes geführt hatten, ganz besonders befähigten. Er lehnte jedoch ab, und so wurde Palacký zum Obmann (starosta) mit Stanko Vraz und Fürst Lubomirski als Obmann-Stellvertretern (podstarosty) gewählt. Außer den allgemeinen Sitzungen sollte jede der drei Stammesgruppen besondere Berathungen pflegen, jede mit einem Obmanne und einem Obmann-Stellvertreter an der Spitze, einem Secretär und einem Secretär-Stellvertreter (písař sborový, náhradník písaře)[1]).

Die drei Hauptpersonen des Congresses waren insgesammt österreichische Slaven, und dies waren auch die Functionäre der čecho-slavischen und der süd-slavischen Gruppe; nur die polnisch-ruthenische machte mit ihrem Obmanne eine Ausnahme, dem Preußen Libelt, und das war von vornherein ein bedenkliches Wahrzeichen. Der Obmann-Stellvertreter und die beiden Secretäre dieser Gruppe waren freilich Galizianer; doch unter den Mitgliedern wimmelte es von außerösterreichischen Slaven, namentlich aus dem Posen'schen, welchem nicht

[1]) In der čecho-slavischen Gruppe O. Šafařik, OSt. der Wiener Advocat Dr. Johann Dvořaček, S. Karl Storch, SSt. Wenzel Nebeský; in der polnisch-ruthenischen O. Libelt, OSt. Gregor Ginilewicz, S. Anton Walewski, SSt. Alexis Zaklińśki; in der süd-slavischen O. Pavao Stamatović, OSt. Franz Zach, S. Dr. Jovan Subbotić, SSt. Torquat Brlić. Vollständiges Verzeichnis sämmtlicher Mitglieder des Congresses s. Historická správa 51—66.

Digitized by Google

weniger als eilf angehörten, darunter der schon genannte Moraczewski, dann Richard Berwiński, Professor Adalbert Cybulski aus Berlin; der Russe Bakunin schloß sich der galizischen Gruppe an; Edmund Chojecki[1]) kam aus der Ukraine. Von außer-österreichischen Polen meldete sich auch General Dembinski zum Congresse; er erschien nicht in Person, schrieb aber aus Breslau im Namen der polnischen Emigration an den Grafen Franz Thun: man möge sich vor allem bemühen eine Aussöhnung zwischen den Magyaren und den Süd-Slaven herbeizuführen, um Europa vor der drohenden Macht Rußlands zu bewahren.

In der süd-slavischen Gruppe befanden sich wohl auch außer-österreichische Slaven: der Ministerrath Georg Atanasijević und acht bis neun andere Serben aus dem Fürstenthum, darunter der greise Vuk Stefanović Karadžić. Doch Karadžić war durch seine Frau, eine geborne Wienerin, und sonst durch vielfache Beziehungen ein halber Österreicher, und überhaupt hatte man wegen der außer-österreichischen Süd-Slaven keine Besorgnisse zu hegen. Die Politik des Fürstenthums Serbien neigte zu Österreich. Fürst Alexander Karadjordjević duldete nicht blos die Züge seiner streitbaren Leute über die Donau, er förderte und begünstigte sie, um dem übergreifenden Magyarismus einen Damm zu setzen: die Süd-Slaven ließen sich Österreich gegenüber von keinen centrifugalen Ideen und Tendenzen leiten. Anders war es, wie schon oft erwähnt, mit den Polen, deren Auftauchen in Prag von allem Anfang, wo der Slaven-Congreß noch lang nicht in Sicht war, ausgesprochenes Mistrauen erregt hatte, das sich, je größer ihre Anzahl wurde, je mehr außer-österreichische Elemente sich ihnen beimischten und je fühlbarer ihr agitatorisches Treiben wurde, nur steigern konnte. „Der Pole", schrieb ein Zeitgenosse, „ist nach Prag gekommen, um zu sehen ob er den Böhmen als Werkzeug zur Befreiung seines Vaterlandes benützen könne; innerlich haßt er den Čechen, und wird ihn fallen lassen, wenn er seinen Zweck erreicht hat" [2]).

Am 1. Juni Mittags machte der große Ausschuß des Slaven-Congresses seine Aufwartung bei dem Grafen Thun als Landeschef

[1]) Später in Paris Bibliothekar im Luxembourg und französischer Schriftsteller unter den Namen Charles Edmond.

[2]) Grenzboten II S. 387.

Digitized by Google

und bei dem Fürsten Lobkowitz als Ober-Commandanten der National-Garde; Palacký schlug vor, dies auch bei dem Fürsten Windisch-Grätz zu thun, es wollte sich aber niemand dazu herbeifinden, und so unterblieb es. Von dem Empfange bei Lobkowitz ist nichts näheres bekannt, er hat sich ohne Zweifel in den gewöhnlichen Formen bewegt; um so bedeutungsvoller war der bei dem Gubernial-Präsidenten. Graf Leo Thun von seinem politischen Standpunkte und nach seinen persönlichen Grundsätzen misbilligte entschieden das agitatorische Treiben von Elementen, die nach seiner vollen Überzeugung nur zu sehr geeignet waren, von den ursprünglichen Zielen des Slaven-Congresses abzuirren und diesen in Bahnen hineinzutreiben, deren bedenkliche Richtung ihn mit ernsten Besorgnissen erfüllte. Sein Vetter Joseph Mathias, der bisher als Vorstand des vorbereitenden Ausschußes für das Zustandekommen des in loyal-österreichischem Sinne geplanten Congresses gewirkt hatte, meldete sich jetzt unerwartet krank und zog sich, wohl in Folge erhaltener Warnungen und seiner eigenen Wahrnehmungen, von aller weitern Betheiligung am Congresse zurück. Den großen Ausschuß empfing der Landeschef mit höflichem Ernst, wünschte ihm Gedeihen zu dem Werke das ihm statutengemäß als Aufgabe gestellt war, ließ aber dabei die ernste Mahnung einfließen, man möge diesem Programm unverbrüchlich treu bleiben und nicht durch Verkennung dieser Aufgabe auf Abwege gerathen, die bedauerliche Folgen haben könnten [1]). Charakteristisch für Thun und seine politische Entschiedenheit war es, dass er mit einem Jugendfreunde, der sich unter den Aufwartenden befand, bei diesem Anlasse brach, indem er sich ihm gegenüber gleich einem Fremden betrug, was zwar den übrigen Mitgliedern der Deputation nicht besonders auffallen mochte, um so empfindlicher aber jenen traf, dem es galt.

Zu dem Begrüßungsfeste „Huldigung den Slaven und der Eintracht", das am selben Nachmittag auf der Schützen-Insel bei etwas trübem Wetter, gleichwohl mit zahlreicher Betheiligung begangen wurde, erschienen weder Graf Leo noch Graf Joseph Mathias Thun. Dafür zeigte sich der Gastwirth von der „goldenen Gans" in dem vollen

---

[1]) Jireček Šafařík S. 45. Nach dieser Darstellung wird man kaum Frič beistimmen, bei dem es III. 150 f. heißt: „Der Empfang bei Thun war ein möglichst unfreundlicher — co možná nejnevlídnější."

Digitized by Google

Glanze seiner selbstgeschaffenen Würde: Barett mit weithin wallenden Federn, blauer Sammtmantel, rothe Beinkleider, Swornostmütze, ein Schlachtschwert an der Seite. „Sein Anstand", schildert ihn uns ein Zeitgenosse, „Gang und Haltung waren erkünstelt; man begrüßte ihn ehrfurchtsvoll und er dankte erhaben mit albernem Gruße" [1]).

Von ernsterer Bedeutung als dieses Schaugepräge war eine kleinere Versammlung in der Vorhalle des Sophiensaales: es waren Bakunin und seine Satelliten, mit denen er die Losung für die bevorstehende Action berathschlagte [2]).

2.

Einheimisches.

Das sind die bedauerlichsten Zeitläufte, unfruchtbar und nebstbei gefährlich, wo das Volk Politik um ihrer selbst willen treibt und nichts anderes treibt als Politik, wo es im übrigen alle fünf gerade sein läßt, Phrasen nachjagt und sich um Schlagworte streitet, die keinen soliden Kern haben, sich für oder gegen Persönlichkeiten ereifert und erhitzt, weil es von ihnen alles hofft oder alles fürchtet, ohne sich eine haltbare Rechenschaft darüber ablegen zu können.

Wohl gab es mitten in diesem Trubel Erscheinungen, die ein tieferes Erfassen, eine nutzbare Verwerthung des eingetretenen Umschwungs bekundeten, wohin, um den Gewerbestand zu erwähnen, die Handwerkerversammlungen zu zählen waren, die in den Räumen des Gewerbevereins in Erwägung zogen, was ihrem Berufe noth thue, auf welchem Wege und durch welche Mittel Abhilfe zu treffen wäre. Auf kirchlichem Gebiete hatten die geistlichen Versammlungen im Wendischen Seminare, von P. Franz X. Náhlowský ins Leben gerufen, an denen Männer wie der General-Großmeister Beer, der Abt Rotter von St. Margareth und Braunau, der fürst-erzb. Secretär Hron u. a. theilnahmen, einen sehr ernsten Charakter [3]). Nicht mindere Beachtung verdiente in einer von weltlichen und stürmischen Interessen so aufgewühlten Zeit ein Verein zur Verbesserung des Kirchengesanges, der die Herausgabe von

[1]) Schopf V S. 9. — Ein Bild aus jenen Tagen zeigt Faster in der Tracht eines alt-slavischen Herzogs im Purpurmantel.

[2]) Jireček Šafařík S. 51.

[3]) Č. Jb. 1884 S. 194—205.

Digitized by Google

böhmischen classischen Choralen beabsichtigte; mehrere der tüchtigsten Prager Musiker, der Organist Joseph Krejčí bei den Kreuzherren, der Regenschori Sigmund Kolešowský, der Lehrer der Harmonie an der Witasek'schen Orgelschule Wenzel Emanuel Horák, der Chorregent am Teyn Albin Maschek u. a. nahmen sich um die Sache mit Eifer an.

Eine der brennendsten Fragen war gewiss die der nationalen Gleichberechtigung. Um sie an der Universität ins Leben einzuführen trat eine Anzahl Docenten auf, welche verschiedene Disciplinen in böhmischer Sprache vortrugen: P. Franz M. Klácel, der nach seiner Entfernung von der Brünner Lehrkanzel nach Prag übersiedelt war, über Philosophie, Med. Dr. Johann Spott über Diätetik, Jur. Dr. Joseph Frič über das gerichtliche Verfahren in Streitsachen, Vitalis Grzybowski über polnische Sprache und Literatur. Auch von oben ließ man es an Anregungen in dieser Richtung nicht fehlen. Am 30. Mai richtete der Appellations-Präsident Graf Mittrowský — mitunterschrieben Appell.-Rath Hikisch — einen Erlass an alle Gerichte, dass sie nicht blos verpflichtet seien Eingaben in beiden Landessprachen entgegenzunehmen, sondern auch jede in der Sprache zu bescheiden und zu erledigen, in welcher sie abgefasst sei [1]). Das National-Comité blieb nicht müßig. Die sechste Section desselben [2]) hatte sich mit der Durchführung der Gleichberechtigung der beiden Landessprachen in Schule und Amt zu befassen. Am 3. Juni legte Erasmus Wocel den Antrag der Section vor, der bezüglich der Schulen darauf hinauslief: in deutschen Gegenden deutsche, in böhmischen böhmische. Hawlíček wandte dagegen mit Recht ein, das verewige die Trennung der Nationalitäten; es sei vielmehr dahin zu trachten, dass an deutschen Gymnasien einige Gegenstände böhmisch, an böhmischen einige Gegenstände deutsch gelehrt werden [3]).

Von großer Bedeutung für eine Klärung der inneren Zustände konnte das Unternehmen einiger Männer werden, die um die Mitte Mai zusammentraten, um ordnungsliebende Bürger zu Einigung und gemeinsamem Wirken zu bewegen; die erste Zusammenkunft hatte auf

---

[1]) Černý 268 f.

[2]) Die für diesen Zweck eingesetzte Commission war ursprünglich neungliedrig: Palacký, Erben, Ebert, Ritter v. Neuberg, General-Großmeister Beer, Professor Haimerl, Wocel, Štulc, Wenzig. Wocel's Antrag deutsch Schopf V CCLV S. 70—72, böhmisch Černý 278—280.

[3]) N. N. č. 53.

Digitized by Google

der Schützen-Insel stattgefunden, wo die Ausarbeitung eines Programms und die Wahl eines Ausschußes beschlossen worden war. Den Anstoß zu dieser Auffassung hatten der Juristen-Decan Fischer und Jur. Cand. Hans Brunner gegeben, und einer der Hauptmacher war Dr. Johann Prasch aus Fischer's Kanzlei, ein junger Mann von ausgibigem Mundwerk und gewandter und scharfer Feder; ohne Unterschied von Stand und Nationalität „frei vom alten Zopf" sollten, wie Prasch sagte, „die wahren Freunde verfassungsmäßiger Freiheit" sich zu einem festen Bunde vereinigen[1]). Die Ausführung zog sich indeß bis gegen Ende des Monats hin, wo der nunmehr constituirte „Verein für öffentliche Ruhe und Ordnung" durch öffentlichen Anschlag sein Programm entwickelte. Die Hauptstadt Böhmens, hieß es darin, dürfe „nicht in einem Zustande steter Aufregung bleiben, wenn wir nicht sämmtlich zugrunde gehen sollen"; der Bürger dürfe „nicht fortwährend seine Zeit auf der Straße oder im Nationalgardedienst zubringen und dadurch seiner geregelten Beschäftigung entzogen werden"; es dürfe nicht mehr angehen, „daß der erste beste Haufe sein Mißfallen über Maßregeln höherer Autorität in tumultuarischer Weise kundgebe"; darum beabsichtige der Verein „die möglichste Unterstützung der gesetzmäßigen Behörden in allen ihren mit der verliehenen Constitution übereinstimmenden dahin zielenden Maßregeln". Unter der Aufforderung zum Beitritt standen die Unterschriften des Ausschußes: die Doctoren der Rechte Fischer und Unschuld, Med. Dr. Reisich, J. B. Riedl, Franz Ellenberger junior, Brunner. Am 31. hielt der Verein seine erste öffentliche Versammlung im Saale der Sophien-Insel. Dr. Fischer hielt die Eröffnungsrede in böhmischer Sprache; Brunner und Prasch setzten in deutscher Sprache die Ziele des Vereins auseinander und vertheidigten ihn gegen den Verdacht, daß er die Reaction fördern wolle; Prasch beantragte überdies, an das Corps Swornost, von welchem bisher nur wenige beigetreten waren, Einladungskarten auszusenden.

* * *

Tausende in Prag dachten wie Fischer und Prasch; doch wie wenige hatten den Muth offen für ihre Überzeugung einzutreten, und

[1]) Frič III 196. — Das Programm des Vereins Schopf IV Nr. CCXXXIII S. 84 f.

Digitized by Google

wie gering war darum der Einfluß, war die Macht eines Häufleins überzeugungstreuer Bürger mitten in dem leidenschaftlichen Gewoge um sie herum! Es war für den Slaven-Congreß von nichts weniger als guter Vorbedeutung, daß gerade in den Tagen wo er seine Thätigkeit beginnen sollte, in Prag häusliche Wirren die Stimmung trübten und daß die seit der Rückkehr des Landes-Commandirenden auf seinen Posten eingetretene Spannung zwischen Civil und Militair immer neue Nahrung fand.

Auf den 30. Mai fiel das Namensfest Kaiser Ferdinand des Gütigen: es wurde in officieller Weise mit einem feierlichen Gottesdienste in der Schloßkirche begangen; für den Abend war ein Festspiel im ständischen Theater angesagt. Für die Männer der Bewegung war es ein gewöhnlicher Tag. Die Agitation gegen Thomas Pstroß wurde fortgesetzt, nachdem ihm am Abend zuvor neuerdings eine Katzenmusik, seit dem 22. die dritte, gebracht worden war. Er hatte nun selbst die Sache satt, oder es wurde von dritter Seite in ihn gedrungen, so daß er sein Amt niederlegte. Allsogleich wurden Anstalten zu einer neuen Bürgermeisterwahl getroffen, die am andern Tage mit 87 von 91 Stimmen auf Dr. Wenzel Wanka fiel.

Ein Advocat ohne besondere Bedeutung und fachmännischen Ruf erfreute sich Wanka bei den Juristen und jüngeren Doctoren, für seine Bereitwilligkeit ihnen für ihre Processschriften seinen Namen herzuleihen, einer gewissen Beliebtheit. In der Politik war er der Mann, jeder an ihn gestellten Anforderung, sei es von oben sei es von unten, sich zu fügen und zu schmiegen, eine Eigenschaft die ihn den Männern der Bewegung willkommen machte. Doch mehr als diese beiden Umstände trugen zweifelsohne zu seiner Wahl seine verwandtschaftlichen Beziehungen bei, die ihm bei einem großen Theile der erbgesessenen Bürgerschaft einen Anhang sicherten. Seine Familie war von Großvaters Zeiten her im Besitze des Brauhauses u Primasů am Rossmarkt. Sein Vater war im ersten Viertel dieses Jahrhunderts unter dem Spitznamen Napoleon eine stadtbekannte Persönlichkeit. Sein Bruder Franz, der Brauмeister, war Stadtverordneter, eine seiner Schwestern war an den Med. Dr. und Professor Joseph Reisich, einen der gesuchtesten Ärzte Prags, verheiratet. Übrigens war Wanka's Wahl blos ad interim, die endgiltige wurde auf eine spätere Zeit verlegt. Wanka war seit Müller's Rücktritt der dritte provisorische Bürgermeister. „Gebe Gott", schrieb Hawlicek in den

Digitized by Google

N. N., „dass in der Bürgermeister-Frage sich der alte Spruch bewähre, dass aller guten Dinge drei sind — Dej Bůh aby bylo w otázce purkmistrské do třetice všeho dobrého!“

Am 31. Mai hatte Prag seine ersten Barricaden, aber nicht auf der Straße, sondern im Carolinum, wo die Studenten die Zugänge zu den Hörsälen mit Schulbänken verrammelten um die Schließung der Collegien zu erzwingen. Die Reihen der Prager Musensöhne waren übrigens schon bedeutend gelichtet; von nahezu dreitausend waren kaum fünfhundert mehr anwesend, die anderen waren eigenmächtig auf Ferien gegangen, einige für kameradschaftliche Zwecke nach Wien gereist. Am wenigsten waren Juristen am Platze; in der Slawia, seit sie eine bedenklichere Richtung eingeschlagen hatte, befand sich nur ein Jurist. Man schrieb die zahlreiche Fahnenflucht der Juristen kaum mit Unrecht den Vorstellungen ihres Decans Fischer zu. Am zahlreichsten waren die Techniker, deren Cohorte deshalb der jüngere Frič als ein Muster-Corps herausstrich; die Techniker waren, wie sich ein anderer Zeitgenosse von derberem Kaliber ausdrückt, „durch ihr nationales, mithin freisinniges radicales Auftreten eine Geißel und ein Schrecken aller Reactionaire“ [1]).

Eine Hauptursache des eben erwähnten Auftrittes im Carolinum war wohl die missliche Lage der ärmeren zurückgebliebenen Universitätshörer vom Lande, denen bei der Einschränkung, die sich selbst wohlhabendere Familien in diesen Zeitläuften auferlegten, die gewohnte Beihilfe durch Kosttische oder Stundengeben entgangen sein mochte. Die Studentenschaft beschickte am 2. Juni die Prager Stadtverordneten mit der Anzeige, dass sie ihre Cohorten auflösen, die Waffen niederlegen und ihre in Prag nicht einheimischen Collegen nach Hause entlassen wolle. Über diesen Entschluß gab es in den Kreisen der Stürmer und Dränger große Bestürzung, besonders in der Kriegs-Section der Slawia, die sich durch Sladkowský und Čenek Wáwra an den Bürgermeister wandte und die Vermittlung Faster's anrief, um von der Bürgerschaft Mittel für den Unterhalt der ärmeren Studierenden zu erwirken.

In der Sitzung des National-Ausschusses vom 3. Juni verlas Šafařík das Concept eines zustimmenden Antwortschreibens auf die

[1]) Kopp S. 33.

Digitized by Google

Zuschrift des Banus; es war darin der wichtigsten geschichtlichen Wechselverhältnisse zwischen Böhmen und Kroatien gedacht. Von der Versammlung wurde Šafařík's Entwurf gebilligt und Wilém Dušan Lambl und Jaromir Erben mit der Mission betraut, am Agramer Landtage als Vertrauensmänner des böhmischen National-Comité zu fungiren[1]). Nun erschien eine Deputation von Bürgern in der Angelegenheit der Studenten; sie sprach ihren Vorsatz aus, mit der Universitäts-Jugend in Verhandlung zu treten und sie zum ausharren zu bewegen, da man sie während des kommenden Landtages brauchen werde; mehrere Bürger seien bereit, ärmeren Studierenden ausreichende Unterstützung zutheil werden zu lassen. Vom National-Ausschuße wurde dieses Vorhaben gebilligt. Am 4. Juni war abermals große Studenten-Versammlung im Carolinum. Eine Deputation von Bürgern erschien, Faster, Med. Dr. Ratzenbeck, Trojan, Jur. Dr. Hauschild, der Holzhändler Brabetz. Faster und Trojan machten die Sprecher und nahmen den Studenten das Versprechen ab, zu bleiben und auszuharren. Unter lauten Sláwa-Rufen schied die Deputation von der freudig erregten Studentenschaft.

Es war kaum zu glauben! Wie sehr hatte man sich in Prag wenige Wochen, ja wenige Tage vorher gegen die Wiener Studentenwirthschaft ereifert, hatte sich voll politischer Entrüstung gefragt, ob man die Monarchie von einer übermüthigen Universitäts-Jugend dürfe regieren lassen — und jetzt waren es dieselben Prager die, anstatt in dieser bedenklichen Zeit die Entfernung so reizbarer und leicht zu verführender Elemente zu begünstigen, alles aufboten sie in ihrer Mitte zu halten!

Die Hörsäle im alten Carolinum wurden nun in Schlafstätten für ärmere Jünglinge umgeschaffen. Von allen Seiten kam man ihnen zu Hilfe. Personen der vornehmsten Stände trugen kein Bedenken, ihr Scherflein zur Unterstützung der Studierenden, zur Ehrung der Studentenschaft beizutragen. Übrigens waren es nicht mehr die einheimischen Studenten allein, die sich in Prag herumtummelten; es tauchten Wiener Legionäre in der Stadt auf, um ein engeres gegenseitiges Bündnis zwischen beiden Metropolen zu verabreden. Die Wiener

[1]) Vgl. Č. Jb. 1895 S. 218. Wortlaut des Šafařík'schen Antwortschreibens Černý 276 f.

Digitized by Google

Ankömmlinge, unter denen zwei, Wenzel Tieftrunk und Wojtěch Fingerhut besonders genannt wurden, unterließen nicht ihren Heldenmuth auf den Mai-Barricaden in's hellste Licht zu stellen und dadurch bei ihren Prager Collegen den Eifer zu erwecken, es bei erster bester Gelegenheit ihnen nachzuthun[1]). Auch in anderer Weise wurden die Studenten gehätschelt. Die Gemahlin des Großhändlers Fiedler spendete der Philosophen-Cohorte eine Fahne; am 6. Juni fand auf der Marienschanze die Einweihung statt, wobei Frau Palacký und die Gemahlin des Nationalgarde-Ober-Commandanten als Fahnenmutter, Fürst Lubomirski und Ludevit Štúr als Pathen fungirten und Prälat Zeidler die heilige Handlung vollzog. Auch die Gymnasiasten erhielten eine Fahne zum Geschenk[2]) ...

* * *

Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Königreich war für den Augenblick der Zusammentritt des Landtags, der mit Genehmigung des Königs ein constituirender sein sollte. Mit den Vorbereitungen dazu beschäftigte man sich in der Hauptstadt und vielfach im Lande. Schon am 20. Mai war von Seite des Landes-Präsidiums die Wahlordnung kundgemacht worden[3]). Für den Sitz des Landtages wurde vom National-Comité die altböhmische Landtagsstube, der s. g. Wladislaische Saal im königlichen Schloße erkoren und eine Summe von 8000 fl. Conv.-M. für die Herstellung bestimmt[4]). Einzelne Gemeinden hielten Versammlungen ab über die Frage, wen sie für den Landtag zu wählen hätten; es waren Leute aus dem Volke, meist Bauern und Handwerker, wie am 28. zu Kolec im Kladnoer Vicariat, unter denen Prager Studenten als Redner auftraten. Die Bürger von Leitmeritz wandten sich an den Minister des Innern mit der Anfrage, wie sie sich bezüglich der Beschickung des Landtages zu verhalten hätten;

---

[1]) „Die Prager Studenten beneideten ihre Wiener Commilitonen um ihren in den Maitagen erworbenen Ruhm und brannten vor Begierde sich bei der ersten besten Gelegenheit ebenfalls im Kampfe durch Tapferkeit auszuzeichnen"; Palacký Politisches Vermächtnis (Prag, Mourek 1872) S. 10 f.

[2]) Die Fahne der philosophischen Cohorte trug die Devisen „Niemals zurück — Nikdy nazpět" und „Pro patria, pro rege", die der Gymnasiasten: „Wenn Gott mit uns, wer wider uns?!" und „Dulce est pro patria mori".

[3]) N. N. č. 46 vom 30. Mai u. č. 48 vom 1. Juni; Schopf IV Nr. CCXI S. 63—66.

[4]) S. dagegen Bohemia Extra-Nr. 13 vom 10. Juni S. 4.

Digitized by Google

Pillersdorff ersuchte den böhmischen Gubernial-Präsidenten, sie in seinem Namen zu bescheiden: es walte kein Anstand ob „dass sie zur unverweilten Erfüllung der an die Stadt ergangenen Aufforderung zur Wahl ihres Delegirten schreiten und denselben zum Besuche des Landtages anweisen“ [1]).

Die Studentenschaft war von dem Landtage ausgeschlossen, weder in den Allerhöchsten Verwilligungen vom 8. April noch in der Wahlordnung vom 20. Mai war auf sie Bedacht genommen, und dies mit vollem Recht: waren es doch unreife Leute, nicht einmal im Besitze ihrer Volljährigkeit! Allein, so redeten sie einander ein, konnte dies ein Hindernis sein?! Hatten ihre Vertreter nicht von allem Anfang im National-Ausschuße Sitz und Stimme? Nahmen sie nicht jetzt am Slaven-Congresse theil, und vom Landtage wolle man sie ausschließen?! Für diesen Zweck hatten sie einige Tage früher eine Petition an das Ministerium gerichtet: „es möchte das active und passive Wahlrecht für den bevorstehenden Landtag an kein Alter geknüpft sein“. Aus Wien kam abschlägiger Bescheid, der den Studenten gerade an jenem 2. Juni bekannt wurde, wo sie wegen ihres Auseinandergehens berathen hatten und wo sie jetzt beschloßen, sich in der Landtagsfrage gleichfalls an den National-Ausschuß zu wenden. Hier kam die Angelegenheit am 3. zur Sprache, wobei Thun auf die Ungesetzlichkeit dieses Begehrens hinwies. Doch die Studenten fanden im Schoße der Versammlung warme Anwälte ihrer Sache. Selbst der sonst so besonnene Palacký meinte: man habe den Studenten Waffen gegeben, man lasse sie also an der Wehrpflicht des Bürgers theilnehmen, könne man ihnen die politischen Rechte des Bürgers vorenthalten?! Trojan sprach eifrig und gab den Rath, die Studenten sollten, falls die Professoren und Doctoren die Wahl ohne sie vornehmen würden, dagegen Verwahrung einlegen, auf eigene Faust wählen und ihre Angelegenheit vor den Landtag bringen, der ohne Zweifel zu ihren Gunsten entscheiden werde. Diesem Antrage stimmte der National-Ausschuß mit großer Mehrheit bei [2]). . . Man war wie mit Blindheit geschlagen und in Thorheit gebannt! Für die Befangenheit die damals herrschte, für die Verstrickung in

[1]) Wr. Ztg. 1849 vom 28. December, nicht-amtliche Mittheilung Pillersdorff's; s. auch Ostdeutsche Post v. 29.

[2]) Ab. B. z. Wr. Ztg. Nr. 67 vom 8. Juni S. 266.

Digitized by Google

Anschauungen und Auffassungen für die man heute nur ein Lächeln hat, gibt es kaum ein schlagenderes Beispiel als das Urtheil des C.-Bl. a. B. vom 2. welches dahin lautete: „Man kann im Princip manches gegen die Ausdehnung des Wahlrechtes auf die Studentenschaft einwenden; um aber liberale Wahlen zu sichern, müßen die Studenten mitwirken“ [1]). War es dann zu wundern, und konnte man es den unerfahrenen Burschen so sehr verübeln, wenn sie selbstgefällig und übermüthig wurden?!

Als sich dann am 4., Sonntag NM., die Professoren und immatriculirten Doctoren versammelten, um ihre Wahlen für den Landtag vorzunehmen, drängten sich viele Studenten herzu. Ihr Gesuch mitwählen zu dürfen, sagten sie, sei allerdings vom Ministerium abgeschlagen worden; allein sie hätten sich an den National-Ausschuß gewandt, der ihnen die Erfüllung ihres Wunsches von Seiten des zukünftigen Landtages in Aussicht gestellt habe; die Facultät möge sie daher in der Erwartung dieser Gutheißung an der Wahl theilnehmen lassen. Vergebens ergriff Decan Fischer das Wort, um ihnen das unstatthafte ihres Verhaltens und die Eventualität auseinanderzusetzen, durch ein Eingehen auf ihr Begehren die Giltigkeit des ganzen Wahlactes auf's Spiel zu setzen. Die jungen Leute wollten sich nicht abweisen lassen und nichts hören; als sie ungebärdig wurden, beschloßen die Professoren und Doctoren auseinanderzugehen und die Vornahme der Wahl zu verschieben. Jetzt brach der volle Unwille der Studenten los; sie bereiteten dem Decan Fischer einen solennen Gänsemarsch aus dem Carolinum durch die Eisengasse auf den Ring, wo er (I N. 478) seine Wohnung und Kanzlei hatte. Abends marschirte, nachdem sie zuvor alle auf den Ring einmündenden Straßen abgesperrt hatten, ein Trupp vor dem Hause auf und executirte eine großartige Katzenmusik, auf welche nach einer Pause von etwa einer Viertelstunde von einem andern unter Trommelwirbel aufmarschirenden Orchester eine zweite, wo möglich noch pompösere folgte [2]).

Jetzt schien man freilich einzusehen, was für einen Misgriff man begangen hatte die Studenten in der Stadt zu halten, statt ihnen alle

[1]) Beil. zu Nr. 57 vom 6. Juni, unterzeichnet A. S., also wohl Anton Springer.

[2]) Schopf V S. 19—21.

Digitized by Google

Thore zu öffnen um sie fortziehen zu lassen. Der Lehrkörper der juristischen Facultät verwendete sich beim Landes-Präsidium, dass die Vorlesungen mit dem 10. Juni geschlossen und den Hörern blose Frequentations-Zeugnisse ausgestellt werden möchten, denen rücksichtlich der Stipendien und der Militairpflicht gleiche Wirkung beizulegen wäre wie den Studienzeugnissen mit Vorzugsclassen. Graf Thun genehmigte diesen Vorschlag [1]), doch Wirkung hatte er wohl keine.

Die Juden-Krawalle hatten zwar seit einiger Zeit nachgelassen; dafür gährte es in den Kreisen der Arbeiter ohne Unterlass. Den Schneidergesellen mußte die Stadtbehörde mit dem Gesetz über schwere Polizei-Übertretungen drohen, unter dessen strafgesetzliche Bestimmungen gemeinschaftliche Arbeitsverweigerung um höhern Lohn zu erzwingen fielen; sie wurden aufgefordert binnen 24 Stunden ihre Arbeit wieder aufzunehmen (31. Mai).

Am meisten machten immer die Drucker zu schaffen, in denen fortwährend die Idee spuckte, dass man die Maschinen abschaffen müße: „wie viel Leute könnten dafür in Arbeit genommen werden!" Am 2. Juni veröffentlichten die Kattun-Fabricanten eine „Erklärung": Auf Abschaffung der Maschinen könnten sie nicht eingehen, was für die Arbeiter selbst nur die trübsten Folgen haben müßte; hingegen seien sie um der Erhaltung von Ruhe und Ordnung willen zu jedem Opfer bereit, wollten Drucker auch über den Bedarf in Lohn nehmen, wie dies thatsächlich seit Wochen der Fall war [2]). Die Frauen Wischin, Pleschner, Pinkas u. a. sammelten einen Fond zur Beschäftigung brodloser Arbeiter; Banquier Edler von Lämel fungirte als Cassier [3]). Allein die Stänker verlangten Vorschüße und Unterstützung, auch wenn sie keine Arbeit leisteten, und schon am nächsten Abend gab es gegen den Fabricanten Epstein und bei den Kaisermühlen Unruhen, gegen welche die Nationalgarde einschreiten mußte. Die verständigeren Arbeiter wünschten einen Ausgleich mit ihren Dienstherren und sandten am 8. Vertreter in die Altstadt, wo die Verhandlungen stattfinden sollten;

[1]) Schopf V CCLXI S. 80.

[2]) Bohemia Nr. 88 vom 2. Juni. — Die Coton-Drucker und die Cotondruck-Fabricanten; Prager Ztg. Nr. 7 vom 8. Juli S. 2 f.

[3]) Bohemia Beil. Nr. 163 vom 7. September.

Digitized by Google

allein sie wurden von ihren stützigen Genossen, die das Rathhaus in drohenden Haufen umstanden, mit Pfiffen und Schimpfworten empfangen und so hart bedrängt, daſs sie sich in nahe Häuser und Läden flüchten mußten.

Doch was sollte man vom dürren Holze sagen, wenn selbst am grünen der Wurm des Übels nagte? Der Spruch der Bibel: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen“ ꝛc. hatte längst seine Geltung verloren; im Gegentheil, die Kleinen wurden wie die Großen. „Ich soll die Lection die ich nicht konnte dreimal abschreiben: will uns der Lehrer knechten?!“ sagte revoltirend ein Knirps. „Dieser kleine drollige Zug“, fügte der Notizler der Bohemia (Extra Nr. 11/12 zum 7. Juni) bei, „hat das Verdienst buchstäblich wahr zu sein“.

3.

Der Slaven-Congreſs in Thätigkeit.

Am 2. Juni, es war — böses Omen! — ein Freitag[1]), war schon von 9 Uhr morgens im Museal-Gebäude alles in Bewegung, die Theilnehmer am Congresse strömten von allen Seiten zu, Swornoſter, das Corps Slawia, Abtheilungen der Studentenschaft waren da um für Aufrechthaltung der Ordnung im Zuge zu wachen, der sich zuerst nach der Teyn-Kirche in Bewegung setzte: voran Fingerhut (Náprstek) mit einer böhmischen Fahne und der stämmige Turjanſký[2]) mit der slavischen blau-weiß-rothen Tricolore, sodann das vorbereitende Comité und der neugewählte große Ausschuß des Congresses, dann die Mitglieder desselben, die Mehrzahl in Nationaltracht, Graf Harrach und der junge Baron Hildprandt, was besonders auffiel, in altspanischem Gewande. Vor der Max'schen Cyrill- und Methud-Statue

[1]) Es ist ein auffallender Schnitzer der böhmischen Monographie über den Slaven-Congreſs (Zpráwa etc) daſs sie als Tag der feierlichen Eröffnung S. 6 den 3. Juni statt des 2. angibt.

[2]) Laut einer brieflichen Mittheilung Rieger's. Ob er sich hierin nicht geirrt hat? Er konnte es, da er zur Zeit nicht in Prag war, nur von Anderen erfahren haben. Turjanſký kommt, wie früher erwähnt, in dem Verzeichnisse der Congreſs-Mitglieder nicht vor: konnte ein Nicht-Mitglied als Bannerträger fungiren? Nach anderen Berichten wäre es der Mahler Samo Belani gewesen, der im slovakischen National-Costüm die slavische Fahne getragen. Jordan, der den Zug S. 24 f. ausführlich beschreibt, nennt keinen der beiden Fahnenträger mit Namen.

Digitized by Google

sprach P. Štulc ein Gebet, worin er den Herrn bat, das Werk zu segnen und es zum Heile der Nation sowie des ganzen Vaterlandes gedeihen zu lassen. „Es schien", schildert uns einer der Theilnehmer, „als ob der Geist der beiden Slaven-Apostel die Geister der Versammelten erfüllte, die Wangen gereifter Männer benetzten Thränen, übermannt von vordem unempfundenen Gefühlen, welche in dieser in der Geschichte des Slaventhums bisher einzigen Versammlung die Brust jedes einzelnen erfüllten".

In größter Ordnung verließ der Zug das Gotteshaus und nahm unter Absingung von dem Chormeister der Slawia eigens hergerichteter altböhmischen Gesänge und nationaler Lieder seine Richtung auf die Sophien-Insel, deren Saal mit den Wappen und Fahnen aller von Slaven bewohnten Gebietstheile der Monarchie geschmückt war; ein schwarz-goldenes Banner wehte dazwischen. Rasch füllte sich der Saal. Der roth und weiß ausgeschlagenen Rednerbühne gegenüber waren im weiten Raume zur einen Seite die Sitze der Polen und Ruthenen, zur andern die der Süd-Slaven, hinter ihnen in der ganzen Breite des Saales die überwiegend zahlreiche Gruppe der Echo-Slaven. Die Galerien füllten nicht zum Congresse gehörige Zuschauer, an welche besondere Eintrittskarten ausgetheilt waren [1]).

Es war eine Versammlung wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte: Vertreter aller Slavenstämme Österreichs, viele in ihrem malerischen National-Costüm, wobei die Süd-Slaven, meist kräftige ächt männliche Gestalten, einen gewaltigen Eindruck machten. Es war zugleich ein Zusammentritt von auserlesenen Geistern, von hochverdienten

[1]) Gleich von dieser Eröffnungssitzung, und dann wiederholt, wurden in außer-böhmischen deutschen Blättern Beispiele von der Unduldsamkeit der slavischen Versammlung erzählt. Ein Correspondent der Allg. Öst. Ztg., obwohl er böhmisch verstand, sei als Deutscher erkannt worden und habe es gerathen gefunden sich hinauszudrücken. „Deutsche Zuschauer die sich eingeschlichen hatten, konnten nur durch Entfernung Insulten und Thätlichkeiten entgehen"; Prag 8. Juni A. A. Ztg. S. 2663 Nr. 167 vom 15. Juni. Eine Anzahl Olmützer Studenten seien mit deutschen Farben geschmückt erschienen; man habe sie zwingen wollen selbe abzulegen und die mährischen anzuheften; einige hätten sich gefügt, die anderen hätten die Sophien-Insel verlassen . . . Diese letztere Thatsache hätte, wenn in der That seitens der Olmützer eine solche Tactlosigkeit begangen worden wäre, nichts unwahrscheinliches. Gegen die anderen Anführungen aber s. „Bohemia" Nr. 91 vom 8. „Local-Ztg.", wo auch Lügen und Entstellungen aus der „Österr. deutschen Ztg.", aus dem „Freimüthigen", aus „La Presse" durch die Hechel gezogen wurden.

Digitized by Google

Gelehrten und geistigen Führern ihres Volkes: voran das Dioskurenpaar Šafařík und Palacký und ihr Landsmann Purkyně aus Breslau, der hochverdiente serbische Linguist und Culturhistoriker Karadžić, die gefeierten süd-slavischen Dichter Stanko Vraz und Nikanor Gruić, der kroatische Übersetzer der Königinhofer Handschrift Ignaz Aloys Berlić, der vielseitig gebildete Fürst Georg Lubomirski, dem es gleich galt in polnischer, in deutscher oder in französischer Sprache eine Rede zu halten, und so viele andere.

Vor dem Beginne der Verhandlungen stimmte ein Männerchor das „Swatý Wáclawe“ an. Ritter von Neuberg an Stelle des „erkrankten“ Grafen Thun begrüßte im Namen des vorbereitenden Comité die Versammelten mit einer herzlichen Ansprache, worauf der Congress-Ausschuß die Empore bestieg und Palacký als Vorsitzender die Eröffnungsrede hielt. Nach ihm sprach Lubomirski als Podstarosta und erzielte durch die kernige Art seines Vortrags, den er mit markigen Schlagworten und geistvollen Wendungen zu würzen verstand, einen mächtigen Erfolg. Doch war nichts von Österreich, nichts von den österreichischen Slaven zu hören, sondern von einer „Vereinigung aller Slaven“: die Slaven „als die dritte der europäischen Hauptnationen“ müßen jetzt hervortreten und mehr für das wahre Menschenthum leisten als dies bisher die romanische und germanische Race gethan haben“; die Slaven wollen keineswegs erobernd auftreten, Gleichberechtigung der Nationalitäten und ein umfassender Völkerbund seien ihr Ziel; dann kam er auf seine Polen, denen dieses Problem von jeher vorgeschwebt habe, dessen befriedigende Lösung ihnen aber nicht gelungen sei.

Nach Lubomirski sprachen Dr. Dworáček aus Wien, Gruić aus Neusatz, Kaubek aus Prag. Mehr als diese fesselten die Versammlung der Slovak Hodža und der Slavonier Professor Mato Topalović. Bei Hodža bildeten die weiche klangvolle Stimme, die schmelzende Gluth seines Blickes, die spärliche Anwendung von Gesticulation einen eigenthümlichen Contrast zu dem gewaltigen Vorwurf seiner Rede, in der er die Zukunft des Slaventhums und dessen Stellung zu den Romanen und Germanen in großen Zügen entrollte. Hodža war evangelischer Pfarrer, Topalović katholischer Priester. Topalović schilderte in strömender Beredsamkeit die Leiden seines Volkes, führte seine eigene Erziehung in einer Soldatenschule als sprechendes Beispiel widernatürlicher Dressur an, zeigte wie in der Militairgränze das deutsche, im Provinziale das

Digitized by Google

magyarische, in Dalmatien wieder das wälsche Element auf seinen Volksstamm drücke und in ihm alles geistige Leben, alle eigenthümliche Entwicklung zu ersticken drohe, und wusste durch seine hinreißende Darstellung bald das Lächeln, bald den Hohn und dann wieder die tiefste Entrüstung seiner Zuhörer zu erwecken, die seinen Vortrag mit brausenden Sláva- und Živio-Rufen lohnten. „Es war", versichert ein Zeitgenosse, „der äußere Glanzpunkt der Eröffnungsfeierlichkeit, welchem die hohe schlanke Gestalt, das charakteristische Gewand und die südliche lebensvolle Geberdensprache des Redners einen eigenen Reiz verliehen" [1]).

Das Schlußwort hatte Šafařík. Er sprach über die Lage der Slaven im allgemeinen gegenüber den anderen Nationen Europa's: „Was ist ihr Ausspruch über uns? Verhehlen wir es uns nicht, so hart es auch sei. Sie sagen dass wir unfähig sind zur Freiheit, zu höherem politischen Leben, und zwar einzig darum, weil wir Slaven sind. Wenn wir uns nicht nach ihrem Sinne bilden, d. h. wenn wir uns nicht germanisiren, magyarisiren, italianisiren wollen, nennen sie uns Barbaren". Das könne so nicht fortdauern, die Stunde der Entscheidung sei gekommen: „Entweder bringen wir es dahin dass wir mit Stolz sagen können, Ich bin ein Slave, oder wir hören auf Slaven zu sein!"

Die Rede, in ruhigem Tone, mit helltönender Stimme schlicht und schmucklos vorgetragen, wurde mit lautloser Ruhe vernommen; erst als er geendet, brach der Beifallssturm los, die feurigen Süd-Slaven schwangen die Säbel, man fiel einander in die Arme, allen ging das Herz über [2]).

Am andern Tage begannen die eigentlichen Congress-Arbeiten in den Sectionen, die ihre Sitzungen in den Räumlichkeiten des böhmischen Museums abhielten. In der čecho-slavischen Section führte Šafařík den Vorsitz. Den Gegenstand der Berathung bildete am 3. Juni der erste Programmpunkt: „Seid Ihr dafür einen slavischen Bund zu schließen zu gegenseitigem Schutze, und unter welchen Bedingungen?" Der erste Redner war Palacký, der an die Spitze seiner Ausführungen die Erhaltung der österreichischen Monarchie stellte. Es war dies eine

[1]) Jordan 26 f.

[2]) Schopf V Nr. CCLIII S. 58 f. Über das ganze Fest s. Bohemia Nr. 89 vom 4. Juni. Die Rede Palacky's ausführlich in Hist. zpráwa 32—39. Über Šafařík's Ansprache und die enthusiasmirende Wirkung derselben s. Jireček a. a. O. 45 f.

Digitized by Google

Ausführung seines dem Frankfurter Fünfziger-Ausschuße gegenüber ausgesprochenen Satzes: wenn es kein Österreich gäbe, müßte man eines schaffen. Doch den slavischen Exaltados gefiel dies durchaus nicht, und als sich über jene Behauptung mehrseitiges Murren hörbar machte, warf der leicht erregbare Palacký sein Manuscript zusammen und verließ den Saal[1]). Gleichwohl sprach Dr. Frič in ähnlichem Sinn und erklärte es als selbstverständlich, daſs das Hauptziel der österreichischen Slaven die Erhaltung des Kaiserstaates sein müße.

Doch mit den Slovaken kam man nicht so leicht zu Ende. „Unser Ziel wäre Österreich zu erhalten?" fragte Štúr. „Unser Ziel ist uns zu erhalten! Solang Österreich bisher bestand, nagten wir am Hungertuche, mit dem Falle Österreichs fallen nicht wir. Die österreichische Regierung befindet sich bis zur Stunde auf deutschem Boden, wir müßen sie nöthigen, auf slavisches Gebiet zu übersiedeln". Zuerst müße das ungarische System gestürzt, müße vorgesehen werden, daſs sich die österreichische Regierung nicht den Magyaren in die Arme werfe. Karl Havlíček sprach in gleich heftigem Sinne. Die Hauptsache sei Realität, mit der Loyalität habe es ein Ende. „Auf dem Papiere haben wir wenig Rechte, in der Wirklichkeit gar keine. Wir müßen sowohl die deutsche als die magyarische Oberherrschaft brechen. Unser Verhältnis zu den Süd-Slaven muß das einer festen Allianz sein; helfen wir ihnen und den Slovaken, so helfen wir dadurch zugleich der Regierung. Wehe uns, wenn wir versäumten was wir vor uns haben; denn dann würde die Regierung mit unserer ganzen Loyalität zusammenfallen". Ihm entgegnete Tomek. „Allerdings", sagte er, „handelt es sich zuerst um uns und dann erst um Österreich; allein die Erhaltung Österreichs ist das beste Mittel zur Erhaltung der slavischen Volksstämme. Sie bedürfen daher keines Föderativ-Bündnisses, sondern nur eines Bündnisses zu gegenseitigem Schutz, der sowohl durch moralische als materielle Mittel wirken kann. Uns Böhmen bietet hiefür der Landtag einen loyalen Boden. Der Congreſs möge daher nur ein Schutzbündnis für so lang schließen, als die Nationalität nicht gesichert ist". Štúr ergriff noch einmal das Wort und sprach noch heftiger als das erstemal gegen Österreich: „Was habt Ihr Böhmen seit der Zeit da Wien herrscht? Keine Geschichte, eine bloſe Chronik! Ich bin sogar gegen den Namen

[1]) So mindestens behauptet Frič III 162.

Digitized by Google

Österreich, an welchem Blut klebt. Was ist Österreich? Die Quintessenz von Servilismus, Späherei und ähnlichem Unrath. Es ist der Gipfel von Lächerlichkeit, wenn wir Österreich erhalten wollen. Wir müßten gegen Italien, gegen Polen, gegen uns selbst zu Felde ziehen und brächten uns um die Sympathien aller Völker Europas".

In der Nachmittagssitzung beschäftigte man sich weniger mit akademischen Dogmen und Phrasen. Hodža schlug eine Deputation an den Hof vor, dem vorzustellen wäre, seine Macht und Kraft ruhe im Slaventhum. Hurban sagte: „Die Tatra ist das Herz des Slaventhums, dort aber tyrannisirt der Magyarismus": seine Macht zu brechen, brauche man Revolution: „Viel Blut wird es nicht kosten; aber wenn auch, bei einer Entzündung ist es gut zur Ader lassen". Er sprach für Freischaaren und einen Einfall in die Slovakei; dadurch, secundirte ihm Havlíček, machen wir zugleich den Kroaten Luft. In der süd-slavischen Frage, beantragte Štúr, wäre der Kaiser zu bitten, die Wahl des Wojwoden und des Patriarchen zu bestätigen, und Baron Kušljan als Abgeordneter des süd-slavischen Vereins bat um rasche Entschlüße, da die Ereignisse an der untern Donau und Theiß drängten.

Den schroffen leidenschaftlichen, in ihrer nebelhaften Unbestimmtheit für Österreich bedenklichen Auslassungen Štúr's und Havlíček's trat der Vorsitzende Šafařik entschieden entgegen. Das Streben der österreichischen Slaven könne nur dahin gerichtet sein, sich gleiche nationale und politische Rechte mit den begünstigteren Völkern der Monarchie zu erringen, Gleichberechtigung in Amt, Gericht und Schule; die Slaven dürfen sich nicht die Gründung von Staaten nach ihrem Belieben anmaßen, sie müßen mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Ernst und deutlich betonte er, dass man sich innerhalb dieser Gränzen zu halten habe: „Sprechen wir es aus, dass wir einem Bunde der slavischen Völker Österreichs zur Erkämpfung und zum Schutze gleicher politischen Rechte mit den anderen Nationen der Monarchie beitreten wollen!"

Als grundsätzliches Ergebnis der gepflogenen Berathung beantragte Šafařik folgende Formulirung:

> Die versammelten Abgeordneten der slavischen Gemeinden und Völker des österreichischen Gesammtstaates, die Länder der ungarischen Krone inbegriffen, treten auf Grundlage verfassungsmäßiger Freiheit in einen Bund zusammen, um:

Digitized by Google

ihre Nationalität in vollem Sinne des Wortes zu wahren, da wo sie die nationalen Rechte schon genießen —

sie zu erobern, dort wo sie des Rechts der Nationalität noch nicht theilhaftig sind.

Zu diesem Zwecke wollen sie sich aller Mittel bedienen, die einer rechtlich constituirten Gesellschaft zum Schutze der angeborenen Rechte gegen Unterdrücker möglich und dienlich sind.

Einigen genügten diese Sätze nicht. Mit bloser Gewährleistung der Nationalität sei es nicht abgethan; man müße, meinte Hodža, dem Štúr und Sabina beitraten, für den Bund der österreichischen Slaven ein besonderes Ministerium unter der Ägide Sr. Majestät verlangen. Helcelet, Kampelik, Dr. Frič warnten vor Überstürzung, und als Šafařik in seinem Schlußworte mahnte, man möge sich hüten auf dem Papiere einen zu gewaltigen Sprung zu machen, der dann das Ziel verfehle — „skutek aby utek“ —, so wurde sein Antrag fast einstimmig angenommen[1] . . .

Am Abend war musikalische Unterhaltung, soirée musicale, im Saale der Sophien-Insel, bei der sich auch mehrere von den Spitzen der Behörden einfanden. Auf der Empore unter der nördlichen Galerie sah man den Fürsten Windisch-Grätz umgeben von Generalen und Officieren; er stand in strammer Haltung und ließ den ernsten Blick über das bunte Gewimmel schweifen. Welches mochten seine Gedanken sein?!

* * *

Wie aus den Verhandlungen der čecho-slavischen Gruppe zu ersehen, haben sich die einzelnen Sectionen des Slaven-Congresses nicht genau innerhalb der ihnen vorgezeichneten Gränzen gehalten; denn die letzten Anträge Štúr's und Kuśljan's gehörten doch in den Bereich der süd-slavischen Gruppe. Den Erklärungsgrund gab die geschäftsordnungsmäßige Bestimmung, derzufolge jeder Section je zwei Vertrauensmänner der anderen Sectionen beiwohnen konnten; dann die gegenseitige Sympathie zwischen den Böhmen und den Süd-Slaven und die zwischen Böhmen und Kroatien durch den Banus Jellačić angeknüpften Beziehungen; endlich wohl auch der Umstand, daß der dem čecho-slavischen Stamme angehörige Obmann dieser Gruppe durch einen bedeutungsvollen Abschnitt seines Wirkens mit dem serbischen Süden vertraut und verwachsen war.

[1] Jireček Šafařik S. 47.

Digitized by Google

Ein Ausdruck dieser sympathievollen Beziehungen war auch die kirchliche Feier, die am Sonntag Exaudi um 8 Uhr VM. vor der St. Wenzels-Statue auf dem Rossmarkt begangen wurde. Von dem Museal-Gebäude, von dessen Giebel eine böhmische, eine gesammtslavische und eine kaiserliche Fahne wehten, schritt der Zug aus, voran drei Bannerträger mit der dreifarbigen slavischen, der weiß-roth polnischen und der St. Wenzels-Fahne, blumenstreuende Mädchen und Frauen, theils in schmucker Nationaltracht, theils in weißen Kleidern mit weiß-blau-rothen Schärpen, der Sängerchor der technischen Cohorte, der unter Ernst Majchek's Leitung das „Swatý Wácslawe“ und das „Hospodine pomiluj ny“ vortrug. Vor der St. Wenzels-Statue beging der Erzpriester Pavao Stamatović den Gottesdienst nach alt-slavischem Ritus, „dessen Prag seit vielen Jahrhunderten nicht theilhaftig geworden war“. Auf das von slavischen Kirchengesängen begleitete Meßopfer folgten Gebete für den Kaiser Ferdinand, für den Patriarchen Joseph (Rajačić), für die slavischen Völkerstämme, für die verstorbenen geistigen Vorkämpfer des Slaventhums, an der Spitze den letztverstorbenen Joseph Jungman. Die ganze Feier, die über eine Stunde währte, hatte einen weihevollen Charakter.

In den Tagen darauf wurden die Berathungen in den einzelnen Gruppen wieder aufgenommen. Dieselben wurden bei der großen Verschiedenheit der einzelnen Sprachen mitunter schwierig, wo dann zur deutschen Sprache als gegenseitiges Verständigungsmittel gegriffen werden mußte[1]). Von größerer Bedeutung waren sachliche Misverständnisse,

[1]) Wenn daher Frič III 149 behauptet, die deutsche Sprache sei von den Congress-Verhandlungen ausgeschlossen gewesen, so mag dies als grundsätzlich zugegeben werden, thatsächlich war es nicht überall der Fall. Von deutscher Seite wurde dies als Triumph ihrer Sache ausposaunt und als Lächerlichkeit der slavischen gehöhnt. Sehr mit Unrecht, da ja das böhmische, kroatische ꝛc. verschiedene Sprachen sind, nicht blose Dialecte einer und derselben Sprache, während in der deutschen Sprache einzelne Mundarten oft in einem und demselben Lande so verschieden sind, dass sich die Leute, um sich gegenseitig verständlich zu machen, zu einem ähnlichen Auskunftsmittel greifen müssen, wie mich einmal ein Siebenbürger Sachse versicherte, dass bei Beredungen zwischen Deutschen aus den Siebendörfern bei Kronstadt mit Deutschen aus der nördlichen Bistritzer Gegend das beiden verständliche Rumänische herhalten müße . . . Nach der lesenswerthen Darstellung Jordan's 19 f. wäre sowohl in den allgemeinen wie in den Sections-Sitzungen nur in den verschiedenen slavischen Sprachen und Dialecten verhandelt worden.

Digitized by Google

war der besonders durch die Polen hervorgerufene Meinungszwiespalt in politischer Richtung. Wollten sie doch den Böhmen, welche die Wahlen nach Frankfurt verabscheuten, den Anschluß an „das freie radicale Deutschland“ annehmbar machen! Die Slovaken, die Serben und Kroaten klagten mit allem Grund über die Bedrückungen von magyarischer Seite und wollten darum das in Ungarn herrschende Gewalt-System gebrochen wissen. Damit waren aber die Polen durchaus nicht einverstanden. „Wir sind den Ungarn zu Dank verpflichtet“, sagten sie, „und haben von den Magyaren nur Heil zu erwarten“.

Aus diesem Grunde meinte in der čecho-slavischen Section Hodža, man müße den Polen offen sagen, „daß ein Bündnis mit den Magyaren das sie anstrebten ein Verrath am Slaventhum sei“. Ein Vorwurf solcher Art war den Polen im großen Durchschnitt ziemlich gleichgiltig. Am Slaventhum hatten sie nur so weit Interesse, als es ihrem Polenthum zu statten kam, der ganze Slaven-Congreß war ihnen von allem Anfang nur eines der Mittel, in den Wirren einer allgemeinen Revolution die Wiederherstellung ihres dreigetheilten Reiches zu erringen. Was waren ihnen die anderen österreichischen Slaven?! Was war ihnen Österreich überhaupt?! „Bei den Versammlungen“, ließ sich ein deutscher Berichterstatter aus Prag vernehmen, „haben die Polen bereits ihren Fanatismus in drohenden Worten verrathen. Deutschland sehe sich vor ihnen vor! Sie greifen zu allen Mitteln, um ihr Polenreich wieder herzustellen“ [1]).

Doch fein und glatt, durch eine lange Schule von Verschwörungen und Aufständen gewitzigt und erfahren, als Politiker den Böhmen, in deren Mitte sie tagten, weit voraus, verstanden sie es nur zu gut, ihren Zielen ein harmlos unscheinbares Mäntelchen umzuhängen. Was ihnen bei ihren Vorbereitungen in dieser Hinsicht zu statten kam, war die in der Geschäftsordnung enthaltene Bestimmung, welche von den Sectionen die Öffentlichkeit ausschloß [2]): sie konnten unter sich ungestört und unbelauscht berathen, und thaten dies in aller Ordnung und Ruhe, wie

[1]) Die Correspondenz ist vom 8. Juni, A. A. Ztg. Nr. 166 vom 14.

[2]) So sind vor der Öffentlichkeit nur die Verhandlungen der čecho-slavischen Section erschienen; von den anderen Sectionen haben sich nur allgemeine und unbestimmte Mittheilungen erhalten. Gerade aber von der čecho-slavischen Section behauptet Frič III 161 f., Šafařík habe ihren Mitgliedern das Gelöbnis des Stillschweigens über die Verhandlungen abgenommen.

Digitized by Google

überhaupt vom parlamentarischen Standpunkte ihre Section die correcteste war. So konnte es kommen, dass, als am 5. Juni ein Zusammentritt des großen Ausschußes stattfand, die polnischen Mitglieder desselben mit dem was sie brachten alle anderen überraschten, ja verblüfften.

Ihr Sprecher war Libelt. Unter dem unverfänglichen Vorwande, die Verhandlungen des Congresses kürzer und rascher ihrem Endziele zuzuführen, schlug er vor, an Stelle des schwerfälligen viertheiligen Programms, wie es das vorbereitende Comité entworfen hatte, und an Stelle der darin zur Erörterung vorgelegten Fragen, sich sogleich über die Kundgebungen zu einigen, in denen die Forderungen und Wünsche des Slaven-Congresses zum Ausdruck kämen: ein Manifest an die Völker Europas, das ihnen die Grundsätze und die Ziele der auf dem Congresse versammelten Slaven darlegen sollte; eine Petition oder Adresse an Se. Majestät den Kaiser, mit den Forderungen der österreichischen Slaven; Abschluß eines Bündnisses aller slavischen Stämme und Herbeischaffung der Mittel um ihren Grundsätzen Anerkennung, ihren Zielen Geltung zu verschaffen. Für den letztern Zweck sollte sich der Slaven-Congress alljährlich zweimal, im Mai und im October, jedesmal in einem andern Hauptorte versammeln und ein ständiger Ausschuß von drei Mitgliedern für die Wahrung der gemeinschaftlichen Interessen gebildet werden; er beantragte eine gesammt-slavische Zeitschrift, eine gesammt-slavische Bibliothek, eine gesammt-slavische Akademie.

Libelt hatte polnisch gesprochen, der Inhalt seiner Rede wurde von Anderen böhmisch und kroatisch wiedergegeben. Die Betroffenheit der Uneingeweihten war allgemein; man konnte die Consequenzen des Vorschlages in allen seinen Auszweigungen nicht überblicken und verfolgen; die es mit der Aufgabe eines österreichischen Slaven-Congresses ehrlich meinten, hatten nur das dunkle Gefühl eines „Timeo Danaos et dona ferentes". Allein wie es schon in vielköpfigen Versammlungen zu gehen pflegt, kühlere Bedenken wichen dem augenblicklichen Eindruck, den die Neuheit des Gedankens und die verlockende Aussicht auf eine raschere Abwicklung der Geschäfte erregten, und da geschah denn, was nicht ausbleiben konnte: statt einen Antrag von so einschneidender Wichtigkeit den einzelnen Sectionen oder einem besondern Ausschusse zur Vorberathung zu überweisen, entschied sich die Mehrheit der Versammlung für die Annahme desselben. Es sollten drei Comités gebildet werden — das Manifest-Comité wurde auch das diplomatische genannt —,

Digitized by Google

dazu ein viertes für die ökonomischen Angelegenheiten; in jeden dieser Ausschüße hätte jede der drei Sectionen eine gleiche Anzahl von Mitgliedern zu entsenden.

Von den Verhandlungen dieser Comités ist nichts näheres bekannt geworden; es fanden jetzt nur Privat-Sitzungen statt, zu welchen die anderen Mitglieder des Congresses keinen Zutritt hatten.

* * *

Klar wurde den besonnenen Mitgliedern des Congresses die Gefahr, die sich hinter den Libelt'schen Anschlägen barg, erst dann als sie an die Prüfung der vorgelegten Entwürfe schritten, und sie gaben sich redliche Mühe, nachdem der Beschluß des großen Comités einmal vorlag, mindestens in der Ausführung so viel als möglich zu bessern.

Das Manifest an die Völker Europas war von vornherein in seinem Wesen, um den mildesten Ausdruck zu wählen, eine Taktlosigkeit gegenüber der österreichischen Regierung, mit deren Zulassung, unter deren Schutz, auf deren Gebiete man tagte. Für die Formulirung brachten Libelt und Bakunin Entwürfe ein. Bakunin's Entwurf, auf breitester demokratischer Grundlage ausgearbeitet, verlangte Behebung des an den verschiedenen Slavenstämmen der österreichischen Monarchie begangenen Unrechtes, der von den Magyaren an den Kroaten, Serben, Ruthenen geübten Bedrückungen, Befreiung der unter türkischem Joche seufzenden Slaven. In Libelt's Entwurf fand sich ungefähr dasselbe, nur mit unverkennbarer Hinlenkung auf das, was seinen Landsleuten überall und immer die Hauptsache war: Wiederherstellung der um ihre Selbständigkeit gebrachten polnischen Nation, Aufhebung der neuestens von der preußischen Regierung beabsichtigten Demarcationslinie im Posen'schen zwischen der deutschen und der slavischen Bevölkerung, Entfesselung der in Ost- und West-Preußen lebenden Slaven. Keiner dieser beiden Entwürfe wurde gebilligt, sondern Palacký mit einer Umarbeitung derselben betraut.

Die Abfassung der Adresse an Se. Majestät konnte anstandshalber doch nur einem österreichischen Staatsbürger anvertraut werden, aber ein Pole mußte es doch sein: es war der Krakauer Anton Helcel, der einen im Ganzen annehmbaren Entwurf zustande brachte; nur kam darin als vierter Punkt die Bitte vor, daß den slavischen Expatriirten die Gastfreundschaft der slavischen Völker Österreichs zugute kommen

Digitized by Google

möge. „Die slavischen Expatriirten", das war niemand anderer als jene polnischen Emigranten, die erst in allerjüngster Zeit so viel Unheil über Galizien, namentlich über Krakau gebracht hatten, dass sie aus dem Lande gewiesen, zum Theil zwangsweise über die Gränze geschafft werden mußten! Durfte man so etwas verlangen?!

Für die Urkunde des slavischen Bundes wurden von Libelt, Bakunin und Zach Entwürfe eingebracht, von denen keiner Billigung fand, die ersten beiden nicht, weil sie auf ein Bündnis aller slavischen Völker hinausliefen, der Zach's nicht, weil er sich nicht auf die slavischen Völkerstämme Österreichs beschränkte, sondern auch die anderen Nationen der Monarchie umfasste. Fürst Lubomirski erbot sich einen diese beiden Klippen umschiffenden Aufsatz zu entwerfen. Es wurde ein eigener Ausschuß zusammengesetzt, in den man neben Lubomirski den Mährer Helcelet und Ritter v. Neuberg wählte; die vom Slaven-Congress seinerzeit anzunehmende Formulirung sollte den Landtagen von Böhmen, Mähren, Galizien, Kroatien ꝛc. zur Genehmigung vorgelegt werden.

4.

In Innsbruck.

Wie wir uns erinnern, haben von Prag aus zwei Missionen ihre Reise an das kaiserliche Hoflager zu Innsbruck angetreten und war die dritte dahin auf dem Wege.

Der erste war Graf Friedrich Thun dem aus dem aufständischen Wien geflohenen Hofe nachgeeilt, den Graf Leo, unmittelbar nachdem er auf vertrautem Wege aus Schönbrunn die Nachricht erhalten, von Prag abgeschickt hatte. Graf Friedrich war über Linz und Salzburg gereist, hatte von beiden Orten Eindrücke gemischten, doch überwiegend unruhigen Charakters mitgenommen und erst auf Tyroler Boden einen bessern Geist erkannt. „Der Kaiser soll bei uns bleiben", sagte ihm auf einer Poststation der Wirth; „wir brauchen alle die Dummheiten nicht, bei uns thun's ein paar Worte!" Die Aufnahme die Thun bei Hofe fand war eine ungemein gnädige. Man rechnete es seinem Bruder gut an, dass ihn dieser hergeschickt; nach dem schlimmen das sie erlebt, that ihnen jeder Beweis von Treue und Anhänglichkeit so wohl! Kaiserin Maria Anna erzählte ihm ihre Abfahrt von Wien mit allen

Digitized by Google

Vorbereitungen und die Zwischenfälle ihrer zweitägigen Reise bis ins kleinste Detail.

Die große Prager Deputation vom 19. Mai [1]), der man in allen böhmischen Orten durch die sie kam Zeichen warmer Sympathie entgegenbrachte, wurde unterwegs um einige Mitglieder vermehrt, in Pilsen schloß sich einer, in Budweis schloßen sich drei, darunter der Schiffmeister Lanna, an, so dass ihrer zuletzt 32 waren, an ihrer Spitze Fürst Camill Rohan, „Major der bürgerlichen Infanterie". Großes Aufsehen erregte die Ankunft einer so vielköpfigen Sendschaft in Linz, wo sich um ihr Absteigequartier bald eine große Menge zusammenfand; Ruppert hielt eine Ansprache, worin er betonte, dass die Nachricht von den letzten Wiener Ereignissen eine volle Verständigung zwischen den Deutschen und Böhmen in seiner Heimat herbeigeführt habe.

Am 23. Mai war man in Innsbruck und begrüßte die Tyroler mit einer offenen Ansprache. Graf Friedrich Thun kam ihnen mit der größten Bereitwilligkeit entgegen und erwirkte ihnen gleich für den nächsten Tag eine Audienz bei Hof. Der Kaiser schien ihnen sehr gedrückt, seine Antwort war mild und gnädig, sie begann mit den Worten: „Von Unseren geliebten Böhmen konnten Wir keine andere Sprache erwarten als die, welche Wir so eben vernommen haben" [2]). Graf Thun berichtete seinem Bruder nach Prag: „Die große Deputation, obwohl selbe aus allen Nuancen besteht und daher allerdings Elemente des Zwiespalts enthält, sowie die sehr passende Adresse die sie gebracht, hat in Innsbruck einen guten Eindruck gemacht, die Tyroler scheinen sehr gut für sie gestimmt". Vom Kaiser wandten sich die Deputirten an den Erzherzog Franz Karl und bemerkten mit Freude, dass die Erzherzogin Sophie zu ihrem Empfang eine mit den böhmischen Farben geschmückte Haube gewählt hatte. Auch hier wurden sie auf das gnädigste empfangen. Fürst Rohan und Ruppert machten die Sprecher. Unter den Anliegen die sie vorbrachten war das, es möge der kaiserlichen Familie gefallen, jemand aus Böhmen in Innsbruck zu behalten und dadurch einen ständigen Verkehr zwischen Sr. Majestät

[1]) Č. Jb. 1895 S. 198.

[2]) Voller Wortlaut Schopf IV Nr. CCXXXIV S. 85 f. und N. N. č. 47 vom 31. Mai, wie es scheint nach den Angaben Ruppert's.

Digitized by Google

und dessen getreuen Böhmen herzustellen; sie wiesen dabei auf den Grafen Friedrich Thun, eine Andeutung die von den höchsten Herrschaften sehr freundlich aufgenommen wurde. Auch dem Erzherzog Johann machten sie ihre Aufwartung, der ihnen sagte: „er fühle sich ihnen gegenüber als böhmischer Prinz".

Am 25. trat die böhmische Deputation ihre Heimreise an. Am selben Tage erschien im „Boten f. T. u. V." eine Antwort der Tyroler auf die Prager Adresse, die nicht so ganz im Einklange mit der freudigen Zustimmung war, die sich bei Ankunft der Deputation geäußert hatte. Es klang etwas von jenen „Separationsgelüsten" heraus, deren man von Wien aus die Böhmen beschuldigte, und auch in Innsbruck war eine nicht geringe Partei die Deutschland in die erste Reihe stellte: „Steht ab von Eurem verderbenschwangern Treiben und schließt Euch redlich mit ganz Österreich an Deutschland an; denn nur im großen Verein können wir dem Andrange von Westen und von Norden widerstehen" [1]). Ihrerseits nahmen die radicalen Elemente der böhmischen Deputation keine besonders günstige Meinung in ihre Heimat mit; sie schilderten die Stimmung der Tyroler als „eine von den Jesuiten sehr befangene, ja verblendete; von dem ‚Geschenke' des Kaisers wollen die Tyroler durchaus nichts wissen" [2]).

In Innsbruck löste jetzt eine Deputation die andere ab, aus der Steiermark, aus Agram, aus Linz, und auch sonst war ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Persönlichkeiten aus allen Theilen des Reiches. Baron Doblhoff erschien aus Wien als Minister am kaiserlichen Hoflager, Fürst Paul Esterházy, Baron Joseph Eötvös und der Erzherzog-Palatin kamen aus Pest, um den Kaiser im Namen ihres Ministeriums zu bitten, die Ungarn mit einem Besuche in ihrer Hauptstadt zu beglücken. Nach und nach fanden sich die Vertreter der auswärtigen Mächte am kaiserlichen Hoflager ein, der russische Botschafter Graf Medem, der niederländische, der dänische Gesandte, der päpstliche Nuntius Viale Prelà; Lord Ponsonby mit Gefolge wurde erwartet.

---

[1]) A. A. Ztg. S. 240 f. Nr. 151 vom 30. Mai.

[2]) Const. Bl. a. B. Nr. 51 vom 30. Ruppert's Bericht im National-Ausschuß Č. Jb. 1895 S. 218.

Digitized by Google

Graf Fritz Thun war die ganze Zeit in der Nähe des Hofes. „Was noch aus Stockholm wird, wissen die Götter", berichtete er nach Prag; „Ich werde hier unendlich gütig behandelt und trachte nach meinen schwachen Kräften zu nützen". In der That war seine Anwesenheit dem allseits umdrängten, von den verschiedensten Zumuthungen bestürmten Hofe eine Wohlthat und ein Trost. Die Kaiserin Maria Anna bewies ihm das größte Vertrauen und setzte ihre Zuversicht in ihn; „notre Comte Thun" sagte sie, wenn sie von ihm sprach.

Am 28. gelangte nach Innsbruck die erste Nachricht von dem neuen Aufstand in Wien; der Courier, der sie brachte, hatte sich zu Fuß auf den Weg gemacht und acht Barricaden übersteigen müßen, ehe er einen Wagen benützen konnte. Bei Hof herrschte die größte Bestürzung. „Bete mit mir zum lieben Himmel", schrieb Graf Friedrich am 29. an seine Gemahlin; „jetzt wäre es, obwohl ich keine officielle Stellung habe, sehr nothwendig, dass ich im Stande wäre, guten Rath in so schwerer Stunde zu geben!"

* * *

Am 29. Mai war in Prag jener große Schritt gethan worden, den Graf Albert Nostitz und Dr. Rieger bei Hof melden, erläutern und rechtfertigen und die kaiserliche Gutheißung dafür einholen sollten[1]). Zugleich hatten sie die Bitte zu stellen, daß auf Grund der A. H. E. vom 8. April der böhmische Landtag mit Beschleunigung einberufen werde, damit er in die Lage komme noch vor Zusammentritt des constituirenden Reichstages in Wien die dringendsten Angelegenheiten zu erledigen.

Nostitz und Rieger traten ihre Fahrt am 30. an. Nebst maßgebender mündlichen Unterweisung gab ihnen der Gubernial-Präsident ein Schriftstück von großer Bedeutung mit, in zwei Exemplaren, das Original verschloßen und versiegelt zur Überreichung bei Hof, eine gleichlautende Abschrift offen zu ihrer eigenen Kenntnis und Darnachachtung[2]). Es war eine Denkschrift Thun's an den Kaiser, worin

---

[1]) Č. Jb. 1895 S. 219.

[2]) Dieses zweite Exemplar ist in den Händen Rieger's geblieben, und er hat es zur Einschaltung in Černý's „Boj za právo" hergeliehen, wo es sich S. 264—266 unter dem Datum des 29. Mai 1848 abgedruckt findet, leider nicht im Urtext, sondern, wie alle in deutscher Sprache erschienenen Urkunden, in böhmischer Übersetzung.

Digitized by Google

er sich über die Veranlassung, die Beweggründe und den Endzweck des Schrittes rechtfertigte, den er in Anhoffung der Allerhöchsten Genehmigung gethan. Er werde von jetzt an, mit Vorbehalt der weitern Entschließung Sr. Majestät, in inneren Landesangelegenheiten nichts dem interimistischen Ministerium vorlegen und solche Angelegenheiten, die einer Entscheidung in dritter Instanz bedürfen, bis zur weitern Allerhöchsten Anordnung sistiren. Er bitte daher, Se. Majestät geruhe diese Vorkehrungen genehm zu halten, des weitern aber die Allerhöchsten Zusagen vom 8. April zu erfüllen, also verantwortliche Centralstellen in Prag einzusetzen und den Erzherzog-Statthalter baldmöglichst zu entsenden: „Durch die Wiener Ereignisse ist die Verwirklichung jener Allergnädigsten Gewährung nicht blos zum dringenden Wunsche, sondern zu einer wahren Nothwendigkeit geworden". Endlich geruhe Se. Majestät die Einberufung des böhmischen Landtages zu befehlen, der zwar, wegen des vorangehenden Wahlgeschäftes, nicht wie ursprünglich beabsichtigt war am 7., aber sicher im Laufe des Monats Juni werde zusammentreten können.

Am selben Tage, wo seine beiden Abgesandten die böhmische Hauptstadt verließen, übernahm die Post ein Schreiben des Grafen Thun an seinen Bruder in Innsbruck. Der provisorische Regierungsrath den er sich beigesellt, erläuterte er darin, sei „nur ein Ding das ich gemacht habe um nicht ein schlimmeres machen zu lassen". Dann sprach er sich über die allgemeine Lage aus:

> „Es kommt hier alles darauf an, nur bald die Dinge zu verwirklichen die einmal versprochen sind. — Ich sehne mich zu hören dass Stadion angekommen ist; aufrichtig sage ihm aber dann von mir, dass die Sachen auch hier sehr schlecht stehen. Wühlerei in der Stadt, und auch hier dagegen keine Abhilfe; .. man hat ja kein Mittel Leute wegzuschaffen, von denen man weiß dass sie das schändlichste vorbereiten. — Auf dem Lande ebenso viel Wühlerei, Unthätigkeit der Gutgesinnten, und der Regierung hier alle Initiative so aus den Händen genommen, dass ich nichts vermag als zu laviren und mich hetzen zu lassen. Vielleicht (wenn) von oben aus Stadion die Hauptfragen erfasst und lenkt, dass auch dann mir wieder der Muth wächst — Gott gebe es! . . . Ob Du noch länger in Innsbruck bleiben sollst? Ist einmal Stadion da, so kannst Du wohl getrost abreisen . . . Bis ein Ministerium gebildet ist, wird es mir noch ein Trost sein Dich dort zu wissen und durch Dich von dort zu hören. Ich sehe mit Freuden dass Du Dich sehr gut benimmst; wenigstens höre ich von allen Seiten nur Dein Lob. Gott segne Dich guter Alter."

Digitized by Google

Graf Nostitz und Dr. Rieger trafen am 3. Juni zu Innsbruck ein und stiegen im Gasthofe „zum Hirschen" ab, wo sich die meisten politischen Persönlichkeiten, die um diese Zeit am kaiserlichen Hoflager weilten, abwechselnd einzuquartiren pflegten. Ihr erster Weg führte sie zum Grafen Friedrich Thun, der ihre Ankunft sogleich bei Hofe meldete und ihnen für den nächsten Tag eine Audienz bei den Majestäten, beim Erzherzog Franz Karl und der Erzherzogin Sophie erwirkte. Man kam ihnen, die den entschiedenen Widerspruch gegen die Wiener Mai-Vorgänge repräsentirten, überall mit Vertrauen und Wohlwollen entgegen. Dem Erzherzog überreichten sie den allerunterthänigsten Vortrag des Gubernial-Präsidenten an den Kaiser; der Erzherzog übernahm ihn freundlichst und versprach, ihnen demnächst Gelegenheit zu verschaffen mit den Ministern darüber zu verhandeln. Auf die mündliche Auseinandersetzung Rieger's, dass man Böhmen ein größeres Maß Autonomie gewähren müßte, sagte der Erzherzog: „Ja, die Regierung muß jetzt aufhören alle Staatsangelegenheiten vom Standpunkte des Stephansthurmes zu behandeln" [1]).

Minder günstig war die Aufnahme, die sie bei den Ministern fanden. Baron Wessenberg, der in Aussicht genommene Minister-Präsident, zeigte sich ihren Forderungen gegenüber unentschieden. Bei Doblhoff betonten sie die Nothwendigkeit einer beschleunigten Einberufung des böhmischen Landtags; der Minister forderte sie auf, das königliche Einberufungs-Rescript zu entwerfen, und ebenso die von ihnen gewünschte Erledigung der übrigen Punkte der Thun'schen Denkschrift abzufassen, was dann als Grundlage der weiteren Verhandlungen zu dienen hätte. Nostitz, Thun und Rieger gingen erst gemeinschaftlich an den Entwurf der beiden Schriftstücke, was dann, als die Dreier-Arbeit nicht recht vorwärts gehen wollte, Rieger allein überlassen wurde; seine Ausarbeitung wurde von den beiden anderen mit unwesentlichen Änderungen angenommen und überreicht. Das Einberufungs-Rescript erfuhr an letzter Stelle nur geringe Umstellungen im Wortlaut, wurde am 6. von Sr. Majestät unterzeichnet, von den beiden Ministern gegengezeichnet und ging in dieser Form sogleich nach Prag ab; gleichzeitig damit ein vom selben Tage datirtes kaiserliches Manifest: „An Meine getrenen Böhmen" mit der Eröffnung, dass sich der

[1]) Aus Rieger's persönlicher Erinnerung.

Digitized by Google

Kaiser bewogen gefunden habe „den ersten Reichstag als einen constituirenden zu erklären“ und in seiner Residenzstadt Wien zusammentreten zu lassen [1]).

Schwierigkeiten dagegen bot der Inhalt des zweiten Entwurfes [2]). Doblhoff fand, dass einige der darin behandelten Fragen, über die nationale Gleichberechtigung u. a. theils von Wien aus bereits ihre Erledigung gefunden hatten, theils in das Ressort des Ministeriums des Innern einschlugen, in welches einzugreifen sich die beiden am Hoflager weilenden Minister nicht berufen und ermächtigt erklärten. Den wichtigsten und folgenschwersten Punkt bildete begreiflicherweise die Einsetzung des provisorischen Regierungsrathes, auf dessen kaiserliche Genehmigung einzurathen die Minister entschieden ablehnten. Wiederholte mündliche Besprechungen führten zu keinem Ziele. Da es somit darauf hinauslief, die am 29. in Prag mit Vorbehalt der Allerhöchsten Genehmigung getroffene Auskunft rückgängig zu machen, so beschränkten sich Nostitz' und Rieger's Vorstellungen zuletzt darauf, es möge dafür eine möglichst allgemeine sowohl das Wiener Ministerium als die böhmische Landesregierung schonende Fassung gewählt, sowie der Anerkennung der dringenden Umstände welche diese Maßregel hervorgerufen, und der loyalen Absichten welche die Chefs der Landesbehörden dabei geleitet hätten, unzweideutiger Ausdruck gegeben werden.

Mittlerweile war der ungarische Minister-Präsident Graf Louis Batthyány in Innsbruck angekommen, was der Angelegenheit, welche die böhmischen Abgesandten zu vertreten hatten, gewiss nicht zum Vortheil gereichte. Sie bekamen das gleich am 8. abends in einer äußerst unangenehmen Verhandlung mit Doblhoff zu fühlen, der darauf bestand, die Erledigung der von ihnen angeregten Fragen an den Minister Pillersdorff zu weisen und dem Ermessen desselben — oder vielmehr, wie die beiden Abgeordneten sich sagten, „der Wiener Aula“ — anheimzustellen.

* * *

Rieger begann ungeduldig zu werden, der Tyroler Boden brannte ihm unter den Füßen. Nostitz setzte seine Hoffnung auf Stadion,

---

[1]) Schopf V Nr. CCLX S. 18 f., CCLXV S. 82 f. Der Vortrag der beiden Minister an den Kaiser i. Ost-deutsche Post 1849 v. 29. December.

[2]) Das Concept findet sich in Rieger's Händen, in böhmischer Übersetzung Černý 282—285.

Digitized by Google

der täglich kommen sollte; allein „der erwartete Messias", wie er nach Prag schrieb, „ist noch immer nicht da".

Ihre Vorschläge gingen jetzt dahin, für Böhmen eine aus mehreren Statthaltereiräthen für die Ressorts des Innern, der Finanzen und der Justiz bestehende Statthalterei als verantwortliche Central-Behörde nach der A. H. Entschließung vom 8. April „unverweilt und zwar vorläufig provisorisch" ins Leben zu rufen, den bereits ernannten Statthaltereirath Klezanski sogleich nach Prag abgehen zu machen und den Gubernial-Präsidenten anzuweisen, „mit Zuziehung des genannten Statthaltereirathes, eines Abgeordneten der Justiz-Hofstelle und einiger Männer des öffentlichen Vertrauens, den Organisationsplan für die provisorische Statthalterei gleich zu entwerfen und zur Bestätigung vorzulegen" [1]). Die Angelegenheit sollte in einer Minister-Conferenz verhandelt werden. Als es dazu nicht kam, formulirten Nostitz und Rieger ihren jüngsten Standpunkt in einer schriftlichen Eingabe an den Erzherzog Franz Karl, den sie dringend um Erledigung derselben von Innsbruck, nicht erst von Wien aus baten.

In dieser Zeit traf Erzherzog Franz Joseph vom italienischen Kriegsschauplatze in Innsbruck ein. Das Kleinod des Erzhauses, der liebenswürdige und muthige Prinz, der schon in so jungen Jahren Proben persönlichen Thatendranges abgelegt hatte, empfing die beiden Abgesandten aus Böhmen allein. Es hatte ihm im Kugelregen von Sta. Lucia nicht die Wimper gezuckt; aber nun, einer ihm neuen politischen Situation gegenüber, zeigte sich der noch nicht achtzehnjährige Erzherzog etwas befangen, was den Reiz seiner jugendlichen Erscheinung erhöhte. Er sprach über Böhmen, über die ihm bevorstehende Aufgabe, für deren heilsame Lösung ihm die beiden Abgesandten das beste Glück wünschten, was er mit bescheidenem Danke hinnahm. Seine Sprache, seine ganze Erscheinung machten auf Nostitz und Rieger den denkbar günstigsten Eindruck und ließ sie hoffen, dass Er sich dem Lande und das Land sich Ihm vertrauensvoll anschließen werde [2]).

Es war das am 11. Juni. Am folgenden Tage hatten sie Abschied-Audienz beim Erzherzog Franz Karl, der sie mit der Zusicherung entließ, dass der junge Prinz binnen wenig Tagen nach Prag ab-

[1]) Vgl. die o. a. Denkschrift Thun's vom 29. Mai, Černý 285.
[2]) MS. Mittheilung Rieger's.

Digitized by Google

gehen und sonach die Statthalterei in der von ihnen erbetenen Weise ins Leben treten werde. Auch ihre Personal-Vorschläge hinsichtlich der zu ernennenden verantwortlichen Statthaltereiräthe, Klezanský für das Innere, Graf Prokop Lazanský für die Finanzen, Strobach für Justiz, wurden gebilligt und die Ernennung derselben zugesagt, sobald der constituirende Landtag die Grundlagen der künftigen Verfassung entworfen haben und das Verhältnis der böhmischen Landes-Organe zu dem Wiener Gesammt-Ministerium festgestellt sein werde. Noch überreichten die beiden Abgeordneten dem Minister Doblhoff den Entwurf einer etwas abgeänderten Detail-Erledigung ihrer Eingaben mit der Bitte, ihren Aufsatz zur Allerhöchsten Genehmigung und sodann an den Minister des Innern zur Erwägung und Contrasignirung leiten zu wollen, und traten am 13. ihre Heimreise an.

Den einen ihrer Zwecke, die Gutheißung des provisorischen Regierungsrathes, hatten sie nicht erreicht; allein dieser war ja blos als Nothbehelf gedacht, so lang nicht stabileres an die Stelle träte, und dieses letztere war nun mit der bevorstehenden Ankunft des Erzherzog-Statthalters und des ihm an die Seite zu gebenden Statthaltereirathes gewonnen. Sie konnten darum mit dem Erfolge ihrer Sendung zufrieden sein. Sie waren voll der schönsten Erwartungen für eine glückliche Lösung der böhmischen Angelegenheit und zählten auf einen freudigen Empfang in Prag . . .

Was hat sich in den Tagen, seit sie von dort geschieden waren, in der böhmischen Hauptstadt abgespielt?

5.

Eine Regierungszeitung.

Ein empfindlicher Mangel war es für die Regierung, dass ihr in der Journalistik kein eigentliches verläßliches Organ zu Gebote stand. Weder die „Constitutionelle Prager Zeitung" noch die „Pražské Nowiny" leisteten ihr im entscheidenden Augenblicke die Dienste, die sie von ihnen erwartete und verlangte; beide Blätter erschienen bei C. W. Medau, und der Privat-Verleger ging seinem Vortheil nach, nahm die aura popularis in Obacht und mied alles, was ihm in dieser Richtung Nach-

Digitized by Google

theil bringen konnte[1]). Diesem Übelstande wollte Thun um so mehr in einem Zeitpunkte Abhilfe bereiten, wo eine so wichtige Action wie der Slaven-Congress im Gang war und anderseits der böhmische Landtag in Prag und in weiterer Folge der constituirende Reichstag in Wien in Aussicht standen.

Für die Redaction hatte Graf Thun zuerst an Dr. Wilhelm Gabler gedacht, der es jedoch für ein fruchtloses Unternehmen hielt, mit einem Blatte, das gemäßigte Grundsätze vertreten solle, in so aufgeregter Zeit durchzudringen. Er sprach es unumwunden aus, dass er das Gefühl habe, in einem hitzigen Fieber könne nur ein Aderlass helfen. Thun wandte sich nun auf Gabler's Empfehlung an W. W. Tomek, der das Wagnis auf sich nahm und sich den blutjungen Joh. Jireček als Mitarbeiter beigesellte.

So erschien denn am 6. Juni die erste Nummer des „Pokrok" (Fortschritt) als „Zeitung für die österreichischen Slaven" und ausgesprochenes Regierungs-Organ[2]). Der amtliche Theil — část aukední brachte an der Spitze Pillersdorff's Schreiben gegen den provisorischen Regierungsrath und Thun's Antwort darauf vom 4. Der nicht-amtliche Theil (část neaukední) entwickelte in einem Artikel „Jak stojime — Wie stehen wir" das Programm des Gubernial-Präsidenten. Er stellte als warnendes Beispiel Ungarn und Lombardo-Venetien hin, jenes wo die extrem magyarische Herrschaft an's Ruder gekommen sei, dieses wo

---

[1]) Ein Beispiel! Graf Heinrich Clam hatte einen Aufsatz über die Wiener Ereignisse vom 26. Mai an die Const. Prager Ztg. geschickt und tagelang gewartet dass derselbe erscheinen werde, bis er zuletzt erfuhr die Redaction habe den Artikel mehreren Personen gezeigt und diese hätten über dessen Inhalt die abenteuerlichsten Behauptungen ausgesprengt. Die Angelegenheit kam dann in der X. Section des R. A. zur Sprache, wo die Redaction die Nichtaufnahme damit begründete, der Artikel sei reactionair und fordere die Entwaffnung der hiesigen Studenten. Clam liess dann am 1. Juni den Artikel als Flugblatt drucken, das in conservativen Kreisen mit warmer Zustimmung aufgenommen wurde. Fürstin Windisch-Grätz schrieb darüber am 9. an Gräfin Selina Clam die man möchte sagen prophetischen Worte: „Je voulais vous dire et par vous à Henri, combien nous avons tous aprécié son Aufsatz — c'est bien pensé, bien écrit, et en général très très bien. Que Dieu lui conserve cette Freimüthigkeit et cette chaleur pour le bien! Avec le temps il est probable qu'il pourra avec ces qualités du coeur et de l'esprit rendre encore des services à la patrie et à l'humanité".

[2]) Pokrok. Nowiny pro Slowany rakauské; k. k. Hofbuchdruckerei „Synowé Bohumila Haase".

Digitized by Google

verbrecherischer Aufstand zwei schöne Königreiche in einen verheerenden Bürgerkrieg gestürzt habe. „Eine dritte Quelle des Übels kam aus der Fremde durch die Bewegung in der deutschen Nation, die auch unsere deutschen Landsleute fortgerissen hat ihre nationalen Bestrebungen über jene Rücksichten zu setzen die seit Jahrhunderten zwischen ihnen und den andersprachigen Völkern unserer Monarchie bestehen, und die dadurch den Widerstand der slavischen Stämme gegen die ihnen drohende Unterdrückung wachgerufen haben". Es folgte ein Rückblick auf die Wiener Ereignisse seit dem 15. März, auf die Gewaltthat vom 15. Mai, auf die Barricaden vom 26., durch welche die Herrschaft des Sicherheits-Ausschußes über das Ministerium erzwungen worden sei. „Wir, vertrauend auf unser gutes Recht, berathen bis auf weiteres unter uns, und wir hoffen dass es sich bald zeigen wird, was der Freiheit und der Erhaltung unserer Monarchie zuträglicher sein wird: ob der slavische Ruf nach Gleichberechtigung aller Nationen oder die von Frankfurt ausgehende Verschmelzung mit dem Ausland (Frankfurtské spolčowání se s cizinau) und die magyarische Gewaltherrschaft über die übrigen österreichischen Völker!"

Der „Pokrok" sollte mit Ausnahme der Sonn- und hohen Feiertage täglich erscheinen, ein Bogen in Folio. Es müßen aber anfangs Stockungen eingetreten sein. Numer 2 erschien richtig am 7., allein Numer 3 nicht am 8., einem Donnerstag, sondern erst Freitag den 9. Das Blatt brachte, außer den Übersichten über die allgemeine Lage und die Ereignisse in den verschiedenen österreichischen Gebieten — darunter Correspondenzen, vorderhand blos aus der Slovakei —, ausführliche Berichte über die Verhandlungen des Slaven-Congresses und amtliche Mittheilungen über den Fortgang des Wahlgeschäftes für den constituirenden Landtag.

Karl Hawlicek hatte der Regierung schon gegen Ende Mai den Fehdehandschuh hingeworfen, als er in seinen N. N. (č. 42 vom 25. S. 168) seinen Lesern die Ankunft des Fürsten Windisch-Grätz ankündigte. Die Wiederkehr des Commandirenden, hieß es da, habe allgemeinen Unwillen und Erbitterung hervorgerufen: Prag habe ihn von seinem frühern Wirken in Erinnerung und Ursache genug sein jetziges Erscheinen nicht gleichgiltig hinzunehmen; die Bevölkerung Prags sei keine Bürger-Canaille, sondern ein mannhaftes Volk das sich nicht mit

Digitized by Google

Waffengewalt auseinandertreiben lasse: „Wenn wir unsern Kaiser gern haben, so werden wir uns gegen alle uns unliebsamen Elemente stemmen!“

In der Section des National-Ausschußes für bäuerliche Angelegenheiten hatten, wie früher erzählt wurde[1]), Brauner und Strobach gleich nach Begründung der Národní Nowiny beantragt, die Section möge ihre Protocolle in dem neuen Journale veröffentlichen, und Graf Stadion hatte deshalb die N. N. allen böhmischen Gemeinden empfohlen. Es hatten viele, wenn auch bei weitem nicht alle Gemeinden diesem Winke entsprochen, und es hatte somit diese Anempfehlung dem Organ Hawlíček's offenbar genützt. Jetzt wo es bereits auf eigenen Füßen stand und er erkannte dass er in der Opposition gegen die Regierung seine Rechnung besser finde als in Unterstützung derselben, verlangte er (Nr. 46 vom 30. Mai „Slowo redaktora k čtenářstwu“) höhnisch von Thun, dass er die von seinem Vorgänger ausgegangene Befürwortung der „Národní Nowiny“ zurücknehme; die Abempfehlung Thun's werde der Verbreitung der Zeitung mehr Vortheil bringen als ihm die Anempfehlung Stadion's geholfen habe; er verlange nichts von der Regierung und wolle mit ihr in keinem Verbande stehen.

Als nun der „Pokrok“ erschien, erklärte Hawlíček sein Blatt für ein Oppositions-Journal, und von da an begann er eine wahre Hetze gegen die Regierung, die Wiener wie die Prager, wodurch er das ohnedies allseits glimmende Feuer stets ärger schürte.

Gleich in der ersten Numer nach dem Erscheinen des „Pokrok“ — č. 53 vom 7. Juni — entwickelte Hawlíček sein oppositionelles Programm, worin folgende Sätze vorkamen: „Die Gleichheit zwischen Böhmen und Deutschen fassen wir nicht so auf, als ob die Deutschen die Hälfte und die Böhmen die Hälfte haben sollten; denn der Böhmen im Lande sind $^3/_4$, der Deutschen nur $^1/_4$, folglich müßen die Böhmen in allem den Vorzug haben .... Wer gegen die Vereinigung von Mähren und Böhmen ist, gilt uns als Verräther an der Nation und als unser Erbfeind ..... Wir lassen unser Land nicht als österreichische Provinz ansehen, die böhmische Krone muß ihre Selbständigkeit erlangen ... Im Punkte der Religion achten wir jede aufrichtig und gewissenhaft; die katholische Kirche gilt uns zwar als die vorzüglichste in Österreich, allein wir verlangen Aufhebung des Coelibats, Einführung

[1]) Č. Jb. 1894 S. 143.

Digitized by Google

der Nationalsprache in den Gottesdienst, Aufhebung aller Patronatsrechte, aller Stolgebühren, Zehenten . . . Von den Staatseinkünften muß auf die Schulen zehnmal mehr, für Heer und Diplomatie hingegen zehnmal weniger aufgewendet werden als bisher". Und was derlei Überspanntheiten, zum Theil heller Unsinn, noch mehr waren!

In derselben Nr. brachte Havlicek einen äußerst aufreizenden Artikel gegen die „Komödie", welche die Regierung mit ihren Völkern spiele: „Wir haben dieses Spiel wahrhaftig satt!" In der folgenden Numer ließ er sich über das unaufhörliche, oft bis in die sinkende Nacht währende Patrouilliren der Nationalgarde, die schon ganz abgehetzt sei, und noch heftiger gegen die militairischen Demonstrationen aus: „Jetzt zeigen sich bereits Husaren — sieh da, wie trefflich wissen sie es auszunutzen, dass die Böhmen mit den Ungarn auf keinem guten Fuße stehen!" Am 9. mahnte er, dass sich nur ja in jedem Orte eine Nationalgarde bilden möge, „da es sich die Regierung so gar nicht angelegen sein läßt diese Grundlage einer freien Verfassung zu fördern." In derselben Nr. 55 begann ein Leitartikel aus der Feder Ludwig Ritters von Rittersberg: „Pozor — Habt acht!" mit den Worten: „Wir haben jetzt Stille, aber es ist die Stille vor dem Sturm. Wien, Frankfurt und die Magyaren schüren gegen uns, wir Böhmen müßen gefasst sein die Sache unserer Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen". Jede Stadt, jede Dorfschaft möge aus ihren wehrhaften Männern eine Schaar Freiwilliger „zum Schutze der böhmischen Krone" aufstellen, in Prag eine Centralstelle für die Landesvertheidigung gebildet werden. „Wo sind unsere schönen, unsere kernigen böhmischen Regimenter?!" Se. Kaiserl. Majestät möge dringend gebeten werden die eingeborenen Truppen, da jene in Italien für den Augenblick vielleicht unentbehrlich seien, wenigstens vom Rhein heimzurufen: „Die Deutschen haben genug Leute, um sich ohne uns ihrer Feinde zu erwehren". Der Artikel schloß mit der einem alten Kirchenliede entlehnten Anrufung des heil. Landes-Patrons: „Heiliger Wenzeslav, Herzog des böhmischen Landes, bitte für uns!"

Thun beobachtete mit ernster Bekümmernis dies unheilvolle Treiben Havlicek's, der gegen die Regierung, gegen ihren Träger den Landeschef, gegen alle seine Organe und Schritte wüthete und wüthen ließ, und mit einer bei Thun ganz ungewöhnlichen Schärfe verurtheilte er

Digitized by Google

die gewissenlose für Land und Volk so gefährliche Agitation eines Blattes, das bereits den größten Einfluß auf die breiten Massen des Volkes gewonnen hatte.

6.

Vom 7. zum 10. Juni.

Seit dem Umsturz des alten Regierungssystems und der in allen Ländern des Kaiserstaates um sich greifenden, sich fortwährend mehrenden und steigernden Agitation war in die treu gebliebenen Bestandtheile der kaiserlichen Armee ein neuer Geist gekommen. Hatte sie durch Jahrhunderte zuvor ihren Ruhm in der Vertheidigung des Vaterlandes gegen den äußern Feind gefunden, so sah sie sich in den jetzigen Zeitläuften zum Schutz und Schirm des Thrones gegen innere Feinde, zur Abwehr und zum Kampf gegen landesverrätherische Empörung berufen. Einen Anschlag solchen Charakters hatte die galizische Armee am 25. und 26. April in Krakau siegreich bezwungen und unter Franz Stadion's und General Hammerstein's Walten die schwer bedrohte Ruhe und Sicherheit von Lemberg aufrecht erhalten. Der böhmischen Armee stand eine Prüfung gleicher Art bevor, wenn es nicht wie in der galizischen Landeshauptstadt gelang, durch rechtzeitige Entfaltung der militairischen Macht die zahllos vorhandenen Elemente der Aufstachelung in Zaum zu halten. In dieser Lage traf eine von der Lemberger Garnison an die Prager gerichtete Adresse ein, worin es u. a. hieß: „Durch die Wiener Ereignisse empört fühlt der Soldat erst jetzt die Würde seines Berufs"; sie hätten ihren Commandanten gebeten sich an ihre Spitze zu stellen, um den Wirrsal der Ereignisse mit bewaffneter Hand in den Stand der Ordnung zurückzuführen; noch sei es nicht zu spät, noch stehe das Heer ungebrochen da, als unverbrauchtes Mittel zum Heile und zur Errettung der Monarchie . . .[1]).

Auf diesen Aufruf nun antwortete die Prager Garnison mit kameradschaftlichen Worten:

> „Auch wir haben einen Führer, den seine ganze Armee hochachtet und liebt und in dessen energische und edle Feldherrneigenschaften wir jenes Vertrauen setzen, welches unsere Kraft

[1]) Auch als Flugblatt in Prag gedruckt und ausgegeben.

Digitized by Google

unwiderstehlich machen wird. Die Truppen von Böhmen, in Leben und Tod mit Euch vereint unter der kaiserlichen Fahne, sind treu ihrem Schwure freudig bereit, für Pflicht und Ehre und constitutionelle Freiheit — die sie aber als unzertrennlich von der Dynastie und unserem angestammten Kaiser betrachten, und deren Gedeihen und Fortschritt nur auf der Bahn der gesetzlichen Ordnung, nach dem Aufgeben aller Separationsgelüste der Staatsbestandtheile, dann nach der Zurückweisung jeder eigenmächtigen Gewalt und wühlenden Faction stattfinden kann — zu bluten und zu sterben [1]).

Im ähnlichen Sinne sprach sich der Grenadier-Bataillons-Commandant Heinrich v. Cerrini di Monte-Varchi, Major von Hessen-Inf. Nr. 54, in einer offenen Erklärung aus, die er im Namen der Garnison an die Bewohner von Prag richtete: „Unsere Pflicht ist die Beschützung der Monarchie gegen äußere Feinde, und gemeinsam mit der Nationalgarde betrachten wir uns als die Stützen des Thrones und der Verfassung". Die Garnison habe bisher „mit Geduld und Mäßigung" manche Verdächtigungen ertragen, denen sie neuester Zeit ausgesetzt gewesen; aber sie halte sich nunmehr in ihrer Ehre verpflichtet, „alle Gehässigkeiten und ungegründeten Anschuldigungen entschieden abzuwehren" und feierlich zu erklären, „dass wir eine unserem hochverehrten Chef, dem commandirenden Herrn General Fürsten zu Windisch-Grätz widerfahrene Beleidigung als eine unserem Stande zugefügte erkennen". Dahin gehöre die wiederholt beantragte Petition an Se. Majestät um Abberufung desselben vom General-Commando, wogegen nicht blos die ganze Garnison von Prag, „und mit ihr gewiss die ganze Armee die ihn kennt", sondern auch der größte Theil der Bewohner Prags, „denen derselbe durch die langen Jahre seines Hierseins hinlänglich bekannt ist", ihre lauten Stimmen erheben würden [2]).

Am 7. Juni fand eine Ansrückung der gesammten Garnison auf dem großen Invalidenplatze statt. Die drei Grenadier-Bataillone v. Cerrini, van der Mühlen und Frischeisen hatten schon lang eine Huldigungsäußerung für ihren Oberfeldherrn im Sinne, obwohl es gegen die Disciplin war. Als nun der Commandirende nach abgehaltener Defilirung in der Nähe der Grenadiere erschien, waren es

[1]) Schopf V Nr. CCLVIII S. 74 datirt vom 5. Juni.

[2]) Schopf V Nr. CCLXXIV S. 99 f. Vgl. ebenda CCLIX S. 75—78 die sehr lesenswerthe „Erklärung eines österr. Stabsofficiers über das Verhältnis des Militairstandes im constitutionellen Staate"; der Aufsatz erschien zuerst im galizischen „Dziennik Narodowy" vom 3. Juni.

Digitized by Google

die Officiere selbst die in laute Hurrah, Vivat, Hoch ausbrachen, die Mannschaft stimmte fortgerissen freudig ein, und dieses Beispiel ahmten, nachdem einmal das Eis gebrochen war, die anderen Truppen, an denen Windisch-Grätz mit seinen Generalen vorüberritt, mit donnerndem Jubel nach [1]). Auf dem Rückmarsch in die Stadt spielten die Musikbanden heitere Weisen, zum Theil nach Motiven allbeliebter Volkslieder, was die erregten Gemüther im Publicum einigermaßen beruhigte.

Nicht so die Journalistik und die Rufer im Streit, die über jene militairische Kundgebung außer Rand und Band geriethen. „Niemand weiß, warum und weshalb" diese Ausrückung stattgefunden, meinte das Const. Bl. a. B. (Beilage zu Nr. 60 vom 9. Juni), und das Vivat für den Commandirenden sei „der erste Fall einer derartigen Demonstration des Militairs". Am Tage vor der Ausrückung war eine Batterie auf den Wyšehrad gebracht, nach der Parade eine andere in die Josephs-Caserne in der untern Neustadt geführt worden: „Wir fragen wozu und gegen wen?" Dieselbe Frage stellte Sladkowský im Wenzelsbade, wobei er die Adressen der Lemberger und der Prager Garnison einer scharfen Kritik unterzog. Er ereiferte sich sodann über den grundbesitzenden Adel und über die Stellung die dieser im künftigen Landtage einnehmen sollte: 210 Stimmen seien ihm nach dem Entwurfe zugewiesen, würden nicht 10 genügen?! Auch der constituirende Reichstag kam zur Sprache, den Pillersdorff bereits ausgeschrieben hatte. Doch Sladkowský war einer andern Meinung. Am Dienstag nach Pfingsten, schlug er vor, solle ein Riesen-Meeting stattfinden, das sich gegen das Zweikammer-System des böhmischen Landtags und zugleich gegen die Beschickung des constituirenden Reichstages auszusprechen hätte. Eine Deputation von Nationalgarden und Studenten solle nach Wien gehen, um dahin ihre Sympathien für die Errungenschaften vom 15. Mai zu bringen, dem Kriegs-Ministerium aber eine Petition um Abberufung des Fürsten Windisch-Grätz zu überreichen, da er das Vertrauen der Bevölkerung nicht besitze; eine eigene Bürger-Deputation solle sich nach Innsbruck wenden und von Sr. Majestät die Ernennung des Erzherzogs Karl Ferdinand zum Commandirenden von Böhmen erbitten.

* * *

[1]) Schopf V Nr. CCLXIV S. 81 f.

Digitized by Google

Der National-Ausschuß, noch vor kurzem der Mittelpunkt für alle wichtigen Angelegenheiten der Hauptstadt und des ganzen Landes, sah seinen Glanz allmälig erbleichen. Die Einsetzung des provisorischen Regierungsrathes hatte ihm den ersten Stoß versetzt, der Slaven-Congreß raubte ihm das allgemeine Interesse und entzog ihm viele seiner bedeutendsten Mitglieder. Dazu trat nun die Einberufung des Landtages, mit dessen Zusammentritt unverkennbar eine neue Situation geschaffen wurde. In Fragen der Loyalität hat sich der National-Ausschuß jederzeit correct benommen und war ihm in dieser Richtung kein ernster Vorwurf zu machen. Aber sein ganzer Bestand war eine Anomalie. Graf Thun hatte von allem Anfang in dieser Körperschaft und ihrem sich in alles mengenden, stets aufgeregten und aufregenden Gebahren ein Hemmnis seiner eigenen berufsmäßigen Thätigkeit erkannt. Er hatte sich, wie er ja seinem Bruder Fritz selbst bekannte, auf's „lavirен" angewiesen gesehen, und das einer im Drange der Umstände selbst geschaffenen Gesellschaft gegenüber, die eben darum keine eigentliche gesetzliche Grundlage hatte und deren Autorität, wie wir gesehen, mehrseitig, namentlich in deutschen Kreisen, angefochten und bestritten war. Mit der Eröffnung des Landtages mußte es mit dem National-Ausschuße ein Ende haben, und wenn sich auch nicht voraussehen ließ ob dann das regieren leichter oder schwieriger sein werde, so standen sich zweifellos beiderseits anerkannte Gewalten mit genau abgegränztem von der Autorität der Krone getragenen Wirkungskreise gegenüber.

Vorläufig gab es noch einen National-Ausschuß, aber die Theilnahme an den jetzt nur seltenen Sitzungen war schwach und selbst die spärlichen Besucher hielten nicht alle bis zum Schluße aus. Das war selbst da der Fall, wo es sich um die wichtigsten Dinge handelte, wie in der Frage der künftigen Landesverfassung, für deren Entwurf die III. Section „leitende Grundsätze" ausgearbeitet hatte. Als Sache des Reiches waren Krieg, Staatscredit, Äußeres, Zoll- und Handelsverträge bezeichnet, sowie „alle Gesetzgebungs- und Verwaltungszweige deren gleichmäßige Organisation das Zusammenhalten der einzelnen Bestandtheile der Monarchie bedingt", wie der materielle Theil des bürgerlichen Rechtes und des Strafgesetzes, Haupt-Straßenzüge und Eisenbahnen; alles andere habe dem Selbstbestimmungsrecht der Landes-Vertretung und der Landes-Executivgewalt anheimzufallen. Für den

Digitized by Google

Landtag waren „zwei berathende Organe", ein Senat und ein Haus der Abgeordneten beantragt ꝛc.[1]).

Am 7. Juni ging das National-Comité an die Berathung dieses Entwurfes. Für das Zweikammer-System sprachen Palacký, Strobach, Baron Hildprandt; ebenso Šebek, nur dass dieser meinte: für die erste Kammer sollte nicht Geburt- und Geld-Aristokratie den Ausschlag geben, sondern Tugend und Weisheit. Neuberg stimmte ihm bei; die Vertheidiger des Einkammer-Systems, meinte er, seien alle Hungerleider. Gegen die obere Kammer eiferten Dr. Hanschild, Ruppert und vor allem Havlíček, der hiebei seine Logik des s. g. gesunden Menschenverstandes leuchten ließ, wohlfeile Absprechereien eines jungen Mannes ohne viel Erfahrung, der nichts gründliches gelernt oder das erlernte nicht ordentlich verdaut hatte. Einer der Bewunderer Havlíček's war Dr. Joseph Hamernik, ein genialer Arzt, doch in der Politik ein Kind das an schillernden Seifenblasen und hochtönigen Phrasen seine Freude hatte. Als die Sprache auf das Wahlrecht der Städte im Gegensatze zum flachen Lande kam, wollten es Havlíček und Hamernik nicht begreifen, warum nicht alle gleich sein sollten: „Aus welchem Grunde sollen 6000 Städter so viel werth sein wie 20.000 Landleute?" Ihnen entgegneten Trojan, Branner, Wocel, Kliebert, indem sie das durchschnittliche Übergewicht der Städter an Intelligenz und Bildung, an Gewerbsthätigkeit, Handel und Verkehr hervorhoben. Havlíček war es auch, der den Satz vertheidigte, dass ein auf drei Landtagen angenommenes Gesetz der Sanction des Königs nicht bedürfe.

Die Frage der künftigen Landesverfassung beschäftigte die Geister auch außerhalb des National-Ausschußes. Springer hänselte im Const. Bl. a. B. (Nr. 61 von 10.) Šebek's „Tugend und Weisheit" für die erste Kammer: „Soll etwa in die zweite Kammer nur der Abschaum, der schlechte Bodensatz kommen?! Weiß der Herr nicht, dass die Aristokratie der Tugend die ärgste von allen ist, dass Robespierre's Schreckensregierung die Herrschaft der Tugend war?"

Die wichtigste Angelegenheit waren jetzt die Wahlen für den böhmischen Landtag. Am 9. Juni veröffentlichte das Central-Wahl-

[1]) Schopf V Nr. CCXXXIII S. 49—51.

Digitized by Google

Comité eine Liste der von ihm empfohlenen Candidaten für den constituirenden Landtag, am 10. das Landes-Präsidium das Verzeichnis der von ihm bestellten in die einzelnen Vicariate als Wahlbezirke zu entsendenden Wahl-Commissäre[1]). Da eine große Anzahl von diesen dem National-Comité entnommen war — Brauner für Leitomyšl, Strobach für Böhmisch-Brod, Trojan für Libochowitz, Hamerník für Beneschau ꝛc. —, so erlitt dieses eine neuerliche empfindliche Einbuße. Die Wahlen sollten am 12. und 13. beginnen, am 15. im ganzen Lande beendet sein.

Dazu und dazwischen kamen nun aber die Wahlen für den constituirenden Reichstag, die, wie wir gesehen, im St. Wenzelsbade einen so leidenschaftlichen Angriff erfahren hatten. Mit Amtsschreiben vom 30. Mai hatte Baron Pillersdorff den Grafen Thun dringend aufgefordert, „die nöthigen Einleitungen zu treffen dass die Wahlen für den constituirenden Reichstag mit Beschleunigung und in der Art vorgenommen werden, dass die Abgeordneten an dem von Sr. Majestät für die Eröffnung bezeichneten 26. Juni in Wien eintreffen können". Thun machte begründete Einwendungen. In diesem Augenblicke, betonte er, seien die Wahlen für den Landtag in Gang gesetzt, „was bei der Neuheit dieses Actes Schwierigkeiten genug bietet"; wenn nun gleichzeitig die nach einem ganz andern System vorzunehmenden Wahlen für den Reichstag vor sich gehen sollten, „so wäre eine ganz unglaubliche Verwirrung unvermeidlich, abgesehen von dem Mistrauen als ob man dadurch die Wahlen für den Landtag eludiren wolle"; er bitte daher „dass böhmischerseits der Reichstag vom Landtage aus beschickt" oder, falls dies nicht zugestanden werden wolle, dass die Wahlen für den Reichstag bis zur Beendigung der Wahlen für den Landtag verschoben werden (Präsidial-Schreiben vom 6. Juni Z. 4783). Auf den ersten Modus konnte Pillersdorff nicht eingehen, „indem hierin eine nicht gerechtfertigte Ausnahme von der für alle Provinzen verbindlichen Wahlordnung läge"; aber auch eine Verzögerung glaubte er nicht dulden zu sollen und forderte den Gubernial-Präsidenten nachdrücklich auf, die Vornahme der Reichstagswahlen „ohne mindesten Aufschub" einzuleiten, „um mich nicht in die unan-

[1]) N. N. č. 55 vom 9. S. 218 f., č. 56 vom 10.

Digitized by Google

genehme Lage zu versetzen auf einem andern Wege die nöthigen Dispositionen zu treffen", 7. Juni. Auf dieses hin that Thun wie der Minister verlangte und machte schon am 9. die Wahlordnung für den constituirenden Reichstag allgemein kund[1]), konnte aber nicht umhin zwei Tage später nach Wien zu berichten, dass trotz aller pflichteifrigen Bemühung „die angeordnete Eintheilung der Hauptwahlbezirke" bis zur Stunde nur in zwei Kreisen, dem Kaurimer und dem Leitmeritzer, habe durchgeführt werden können[2]).

Die Wirren, die der Landeschef vorausgesehen hatte, blieben nicht aus. In Prag griff der Widerwille gegen die Wahlen für den constituirenden Reichstag um sich, da diesem jedenfalls der Landtag für das Königreich Böhmen vorausgehen müße. In den deutschen Gegenden des Landes aber waltete, da die königliche Bewilligung für den Zusammentritt des Landtages noch nicht eingetroffen war, Mistrauen gegen die Gesetzmäßigkeit der vom Landes-Präsidium ergangenen Ausschreibung und der zur Vornahme derselben ausgesandten Commissare. Der Magistrat der königl. Leibgedingstadt Trautenau, der sich in dieser Angelegenheit unmittelbar an das Ministerium mit einer Anfrage gewandt hatte, mußte sich von Pillersdorff mahnen lassen, unverzüglich zur ordnungsmäßigen Wahl zu schreiten[3]). Die Saazer aber machten mit dem an sie abgeschickten Wahl-Commissar Dr. Kliebert, gegen den wegen seiner den „Czechen" gegenüber willfährigen Haltung bei den deutschen Tonangebern Erbitterung herrschte, kurzen Proceß: ein „politisch durchaus anrüchiger Charakter", ein „Feind der deutschen Sache" sei Kliebert „der würdigste Candidat einer Katzenmusik"; er habe von Glück zu sagen dass er „auf Schleichwegen fernerem Spotte und verdienter Schande" entgangen sei[4]).

[1]) Schopf V. Nr. CCLXVII S. 83—88.

[2]) Thun an Pillersdorff 11. Juni Z. 5215. In der Ost-Deutschen Post 1849 vom 19. December war ein Artikel erschienen, welcher diese Ereignisse so darstellte, als ob Thun den böhmischen Landtag hinter dem Rücken des Ministeriums ausgeschrieben, dagegen die Ausschreibung der Wahlen zum constituirenden Reichstag verweigert und vereitelt hätte. Gegen diesen Aufsatz erschien eine Berichtigung im nicht-amtlichen Theile der Wr. Ztg. Nr. 309 vom 28. December, welche die O. D. P. vom 29. „im Gefühle der Unparteilichkeit" vollständig abdruckte.

[3]) Aus den Papieren des Grafen Leo Thun; der Bescheid datirte aus Wien 12. Juni.

[4]) Schopf V. Nr. CCLXIX S. 90 f. und Kliebert's „Entgegnung an die Bürgerschaft der königl. Kreisstadt Saaz" Bohemia Beil. zu Nr. 101/2 vom 30. Juni.

Digitized by Google

Dazu kam dass der böhmischen Vicariate an Zahl mehr als der deutschen waren, welche letztere anderseits in den dicht bevölkerten Industriegegenden eine viel stärkere Bevölkerung hatten, so dass es den Deutschböhmen nicht zu verübeln war, wenn sie im Landtage fortwährende Majorisirung besorgten. Eine Anomalie war es auch, dass der Abgesandte des National-Ausschusses vor dem Beginne der Wahlhandlung den k. k. Commissar im Angesicht der Wählerschaft an seinen Diensteid zu erinnern hatte. So geschah es im Reichenberger Vicariat, wo Heinrich Ritter von Kopetz k. k. Wahl-Commissar war und Rath Petz aus Turnau als Vertrauensmann des National-Ausschusses fungirte; neben ihm nahm der Pfarrer P. Pazaut aus Laukow als bischöflicher Vicar an der Wahl-Commission Theil. Der erste Wahltag war in Laukow, wo die Wahl, da die Bevölkerung böhmisch war, ohne Anstand vor sich ging, der zweite in Röchlitz, einem Vororte von Reichenberg. Hier erhoben die deutschen Wähler Einsprache und geberdeten sich sehr aufgeregt, so dass der k. k. Commissar, der zwei Pistolen im Sacke hatte — so waren die Zustände! —, entschieden erklärte, mit einer so turbulenten Masse nicht verhandeln zu können; er schlug, vom Reichenberger Fabricanten Herzig unterstützt, die Wahl von sechs Vertrauensmännern vor, deren Erklärung er zu Protocoll nehmen werde.

* * *

An einem dieser Tage war es, wo eine Deputation der Teutonia mit mehreren Prager Bürgern, darunter der Kaufmann Franz Johann Bergauer vom altstädter Brückenplatz, bei dem Fürsten Windisch-Grätz erschien, um ihn um Schutz gegen die immer weiter greifenden Unordnungen zu bitten. Der Commandirende versicherte sie seines besten Willens und sagte unter anderm: „Ich habe vernommen dass man mir eine Katzenmusik bringen will. Sagen Sie den Leuten, sie sollen mich nur wissen lassen wo sie es thun wollen; ich werde hinkommen und das mir dargebrachte ruhig anhören. Nur vor einem kaiserlichen Gebäude würde ich so etwas nicht dulden; da würde ich schießen lassen".

Wahrlich, mit dem „schießen lassen" konnte es Ernst werden; denn auch von der andern Seite schien man sich darauf vorzubereiten. Am Samstag vor Pfingsten fand in der Aula eine Versammlung statt, an der Baron Villani mit vielen Swornostern und der Wiener Student Tieftrunk theilnahmen, und es wurde eine Deputation beschlossen,

Digitized by Google

die den Erzherzog Karl Ferdinand um Ausfolgung von Waffen und Munition bitten sollte. Der Erzherzog erwiderte, er habe jetzt den Landes-Commandirenden zu seinem Vorgesetzten; auch vermöge er die Berechtigung der Deputation nicht anzuerkennen.

Nach diesem Bescheide blieb nichts übrig als sich unmittelbar an den Fürsten zu wenden. In einem kleinern Kreise schritt man an die Formulirung von drei Forderungen die, „um sich gegen die hereinbrechende Reaction zu schützen", an den Commandirenden gestellt werden sollten:

erstens 2000 Gewehre und 80.000 Patronen —

zweitens eine ausgerüstete Batterie —

drittens Entfernung der in den letzten Tagen auf den Wyšehrad, auf den Laurenzi-Berg und in die Josephs-Caserne geschafften Kanonen.

Aufrufe am schwarzen Brette im Carolinum, im Clementinum und in der Technik forderten die Studentenschaft auf, sich am andern Tage zahlreich in der Aula einzufinden. Placate in rothen Lettern, gezeichnet von Sladkowský und Brůna, dem Juristen Jarosch, dem Mediciner Czermak und dem Techniker Roak, wurden vorbereitet, um die drei Punkte der Bevölkerung bekannt zu machen. „Wir hoffen auf Eure Unterstützung", hieß es zum Schluße, „sowie auch wir Euch, die Ihr überzeugt von der Nothwendigkeit gewiß ähnliche Wünsche heget, unserer aufopferndsten Mitwirkung versichern". Zur Überbringung der Deputation an den Fürsten wurden die drei erst Unterzeichneten mit Wotka und dem Techniker Brádka ausersehen.

Um dieselbe Zeit wurde eine Volksversammlung auf der Sophien-Insel abgehalten, zu deren Schluß der exaltirte Friseur Wesemann ausrief: „Was nützen alle Reden? Kanonen müßen wir haben!" Die Versammlung ging in großer Erregtheit auseinander.

Abends war Slaven-Ball im Sophiensaale, wo auch Fürst Windisch-Grätz erschien, zur großen Entrüstung einiger nationalen Fanatiker, die sich fragten, wer es gewesen der sich so weit erniedrigt habe den ärgsten Feind der Volkssache zu dieser Festlichkeit einzuladen. Im Vorsaale spielte sich eine leidenschaftliche Scene mit dem jungen Frič ab, die zu dem Gerede Anlaß gab, er habe den Fürsten niederschießen wollen. Frič hatte allerdings als Obmann der militairischen Section der Slawia zwei Pistolen im Gürtel, aber blos zur Parade, sie waren

Digitized by Google

ungeladen. Windiſch-Grätz mit ſeinem Stabe machte die Runde durch den Saal, ſprach zu Šafařik und Palacký ein paar abgemeſſene Worte, grüßte ſtumm einige der ihm vorgeſtellten fremden Perſönlichkeiten und verließ nach etwa einem Viertelſtündchen die Geſellſchaft, deren Jugend ſich in toller Luſt dem Tanze hingab [1]).

7.

Gewitterluft.

Hatte es in den Straßen Prags von der Mitte März an farbenreich ausgeſehen, war es im Laufe der Wochen immer bunter und ſcheckiger geworden, ſo hatte man jetzt geradezu einen Maskenaufzug bei hellem Tage vor ſich. Überall allüberall phantaſtiſche Trachten, Piſtolen im Gurt, klirrende Säbel, polniſche Konfederatken, Zipfelmützen mit Pelz verbrämt, die ſeltſamſte Garderobe verſchollener Zeiten und fabelhafter Länder. Zu den fünf oder ſechs ſtudentiſchen Cohorten, zur Swornoſt mit ihren Schnürröcken in den böhmiſchen Farben, zur Slawia und Concordia waren noch manch andere Verbindungen „nach dem Münchener Statut" gekommen, Burſchenſchaften mit dem Gepräge der Landsmannſchaften an deutſchen Univerſitäten: die „Bohemia" mit rothen und ſilbernen Abzeichen, die „Praga" grüne Barets mit weißer Feder, die „Hilaria" hellblau mit Silber, die „Liberia" grün und Silber mit violetten Mützen. Coſtumirte Frauenzimmer fehlten nicht, denen die Töchter des Herzogs von der Goldenen Gans zum Vorbild dienten: weißer Rock, blauer Spenſer, rother Turban, im Gürtel zwei Piſtolen. Von den Theilnehmern am Slaven-Congreſſe waren viele, die Süd-Slaven wohl durchaus, in ihrem National-Coſtüm erſchienen, hohe kräftige Geſtalten, ſüdlich gebräunte Geſichter, häufig mit einem wilden, jedenfalls für unſere Sitten ungewohnten Ausdruck im Antlitz. Da gehen Männer ſchneeweiß angezogen in der Tracht von Draht-

[1]) Frič Paměti III. 174 f. Frič gibt nur ſo viel zu, er ſei durch den unerwarteten Anblick des Fürſten Windiſch-Grätz in eine heftige Erregung gerathen, er habe aber, um jeden Verdacht zu beſeitigen, ſeine obwohl ungeladenen Piſtolen vor der Rückkehr in den Saal abgelegt. . Frič' Ausführung iſt wohl zumeiſt gegen die Kundmachung des Fürſten Windiſch-Grätz vom 2. Auguſt gerichtet, wo zwar Frič' Name nicht genannt, aber irrigerweiſe behauptet wurde, der Betreffende habe, weil die Beſorgniß rege war „daſs am commandirenden General ein Attentat verübt werden könnte", aus dem Saal entfernt werden müßen.

Digitized by Google

bindern, sie tragen Sandalen und weiße runde Hüte mit farbiger Stickerei — das sind Slovaken. Dort sehen wir andere mit gesticktem Wamms, rothgestreiften Pumphosen, seltsamen Mützen von rothem Sammt — das sind Dalmaten, Montenegriner. Dann wieder ernste Gestalten in schwarzen Talaren, mit langen Haaren und üppigem Bartwuchs, mit rothem Gürtel um den Leib — das sind serbische Popen. Dazwischen flink und munter Wiener Studenten mit wallender Feder am schwarzen Stürmer und einzelne vom schleswig-holstein'schen Feldzug heimgekehrte Freischärler mit den deutschen Farben geschmückt. Am lebhaftesten ging es am Rossmarkt zu und am Graben, der damaligen Kolowratstraße, wo das Gedränge an einen italienischen Corso erinnerte, namentlich in der Gegend des Museal-Gebäudes, von dessen Giebel eine weiß-rothe und eine blau-weiß-rothe Fahne wehte und an dessen Hauptthor es unaufhörlich von aus- und eingehenden Swornostern und Mitgliedern des Slaven-Congresses wimmelte.

Aber diesem bewegten bunt schimmernden Bilde gegenüber, das ohne Frage seinen malerischen Reiz hatte, welch' trostlosen Anblick gewährten die Zustände häuslichen und geschäftlichen Lebens! „Handel und Gewerbe stocken, Haufen von Arbeitern stehen müßig in den Straßen umher, an der halbgeschloßenen Thüre seines Ladens lehnt der Bürger unbeschäftigt und sieht mit besorgter Miene in das Treiben hinein" [1]). Freundlicher wurde dieses Gemälde nicht durch die Haltung der Garnison, die sich jetzt ohne Vergleich rühriger zeigte als in der Zeit vor der Ankunft des Landes-Commandirenden. Wenn sich das Militair vordem grundsätzlich mehr in Reserve gehalten, die Aufrechthaltung der Ordnung den Bürgern überlassen hatte, so war jetzt das Verhältnis umgekehrt. Die Nationalgarde und die uniformirten Bürgercorps waren unverkennbar ihres Dienstes müde, der ihnen, so lang die Sache neu war, so viel Vergnügen bereitet hatte; die endlosen Alarmirungen, auf das erste beste Gerücht von einem Auflauf, einer Zusammenrottung, das sich fast regelmäßig als übertrieben oder völlig grundlos erwies, hatten das meiste dazu beigetragen, der Bürgerwehr den Dienst zu verleiden. Diesen übernahm jetzt die Garnison. Zahlreiche Patrouillen oft 15 bis 20 Mann stark kreuzten sich in den Straßen; von Anfang Juni waren die Truppen fast Tag und Nacht in den Casernen consignirt, und

[1]) ÷ Prag 31. Mai; A. A. Ztg. S. 2485 Nr. 156 vom 4. Juni.

Digitized by Google

dazu die Aussicht dafs, wie verlautete, Anstalt getroffen war noch mehr Truppen aus näheren Garnisonen Brandeis, Podebrad, Pardubitz nach der Hauptstadt zu ziehen! In den auswärtigen Stationen, so erzählte man sich in Prag, fragten die Leute, was denn in der Hauptstadt vorgehe? ob es denn wahr sei dafs dort eine furchtbare Revolution drohe?

Das Verhältnis zwischen Militair und Civil wurde mit jedem Tage gereizter, und zwar zum größten Theile durch Misverständnisse die gegenseitig und unausrottbar waren. Die Haltung der Prager Garnison war ganz eigentlich auf Vorbeugung, Verhütung berechnet: die Heißsporne aber sahen darin Vorbereitungen zum Umsturz der verfassungsmäßigen Freiheit und zum Ruin ihrer Vertheidiger. Umgekehrt zielten die Schritte der einheimischen Führer der Bewegung nur auf Abwehr jenes von ihnen befürchteten Angriffs, was aber militairischerseits als muthwillige Herausforderung der gesetzlichen Macht ausgelegt wurde. Die Soldaten waren abgehetzt und fieberhaft erregt durch die wiederholten Alarmirungen, das fortwährende Patrouilliren, die unausgesetzten Consignirungen und Bereitschaften: den Andern galten alle diese Maßnahmen als grundlose Aufreizungen einer harmlos friedfertigen Bürgerschaft. Es zeige sich, hieß es, bei der Garnison ein unverkennbarer Drang mit dem Volke handgemein zu werden, die Regierung suche einen Anlafs zu gewaltsamem Einschreiten, um die ihr unbequeme Bewegung zu ersticken und deren Führer unschädlich zu machen. Das Militair seinerseits sah in der Nationalgarde und Studenten-Legion nichts als eine lächerliche Nachäffung des soldatischen Berufes, in jedem Erscheinen des Bürgers unter Waffen eine Beleidigung der eigenen Standesehre. Dazu blickte der „deutsche" Officier, und das waren sie nach damaligen Begriffen durchaus, auf alle nationalen Bestrebungen entweder mit Ingrimm oder mit Hohn; es mangelte ihm jedes Verständnis für volksthümliches Wesen, die Swornoft war ihm, nur allein darum weil sie das nationale Moment pflegte, eine revolutionaire Einrichtung.

In solch' beklagenswerther, ja verhängnisvoller Weise standen einander hier und dort Irrthum und Vorurtheil gegenüber: hier die vorgefafste Meinung, die nationale Partei treibe Revolution; dort die andere, Windisch-Grätz und seine Officiere arbeiteten auf die Reaction los. Beiden Theilen diente, was sie sahen und vernahmen, als Bestätigung ihres Verdachtes. Die Garnison wurde durch das zügellose Treiben auf der Straße, das ausgelassene Schreien und Johlen des Pöbels, durch

Digitized by Google

das freche Benehmen einzelner aus dem Volke, sowie durch die täglichen Ansammlungen und Aufzüge in eine aufs äußerste gereizte Stimmung versetzt, während in der Bevölkerung allerhand gehässige Äußerungen, die von militairischer Seite gefallen sein sollten, geschäftig herumgetragen und geglaubt wurden. „Wenn wir einmal in Italien fertig sind", heiße es bei den Officieren, „werdet Ihr schon sehen was aus Eurer Constitution wird, es wird sich bald zeigen wer Herr ist, Ihr oder wir!" Ein Grenadier habe gesagt: „Wenn es zum Kampf kommt, erschieße ich meine eigene Mutter![1])" Anderseits circulirten in militairischen Kreisen, so zum mindesten erzählte man sich im Publicum, die unheimlichsten Gerüchte: der Commandirende habe „verlässliche" Nachricht von einer Verschwörung der Czechen gegen die Deutschen und das Militair; es sei auf eine Bartholomäusnacht abgesehen; es bestehe ein geheimes Bündnis mit Rußland.

Auch in nationaler Richtung verschärften sich die Gegensätze, und auch da fehlte es nicht an gegenseitigen Misverständnissen, was besonders die Deutschen in Prag, die sich seit Wochen unbehaglich fühlten, in steigende Besorgnis versetzte. „Diese Stadt, sonst so schön in ihrem traulichen Frieden, ist jetzt unheimlich über alle Begriffe, man möchte ebenso gern in Bukarest oder in Kairo leben, die Stadt schreitet im Sturmschritt der Verwilderung entgegen. Die asiatischen Uniformen, in die sich alle Welt geworfen hat, sind wie ein Stück von Osten hergeschwemmter Barbarei; die böhmische Sprache die jetzt auf der Gasse fast ausschließlich gesprochen wird, versetzt uns in Gedanken weit aus Deutschland hinaus. Die rohesten Spottlieder auf das Frankfurter Parlament, den deutschen Bund, die Deutschen sind an der Tagesordnung. Weissagungen aus alten Zeiten, welche die Vertreibung aller Deutschen aus dem Lande verkünden, werden auf den Gassen verkauft. Die Ausweisung der ‚fremden Eindringlinge' wird offen gepredigt und ich hörte in einem Kaffeehause laut verkündigen, auch die deutschen Kreise Böhmens müßten von den fremden Stämmen gereinigt und durch urslavische Einwohner neu bevölkert werden"[2]).

Der große Schmerz und unverhohlene Ingrimm der Deutschen in und außerhalb Böhmen war der Miserfolg der Wahlen nach

---

[1]) Kopp 20 f.

[2]) — — Prag 8. Juni A. A. Ztg. S. 2662. f. Nr. 167 vom 15.

Digitized by Google

Frankfurt. Von den sechzehn Kreisen des Landes hatten der Berauner, Chrudimer, Časlauer, Kaurimer, Klattauer, Königgrätzer, Prachiner, Rakonitzer und Taborer, also neun, und dazu die Landeshauptstadt überhaupt nicht, der Bydžover, Budweiser, Bunzlauer und Pilsner blos theilweise und zwar mit auffallend geringer Betheiligung gewählt; vollständig nach dem Wahlprogramm vertreten waren nur der Elbogner, Leitmeritzer und Saazer Kreis [1]). Die Deutschen schrieben dies klägliche Ergebnis der Lauheit, Doppelzüngigkeit und heuchlerischen Politik der Wiener Regierung zur Last, „die sich schwarz-roth-gold schminkte und dabei doch noch die alten Metternich'schen Autokratengelüste im Herzen trug" [2]), noch mehr aber dem Grafen Thun, dem „immer schwächer werdenden Gubernial-Präsidenten", der sich vom National-Comité willenlos leiten lasse, „ganz in den Ketten der czechischen Partei" liege. Das zeige auch die Einsetzung der „provisorischen Regierung" unter dem Vorwande dass man in Wien nicht frei sei, „während der Gubernial-Präsident vielleicht noch mehr unter dem Terrorismus schmachtet als das Wiener Ministerium"; in seinen Regierungsrath habe Thun sechs Čechen und nur zwei Deutsche gewählt; da nun Borrosch und Herzig abgelehnt, bestehe derselbe blos aus Čechen [3]) . . .

War das richtig? Konnte z. B. Graf Albert Nostitz als „Čeche" gelten? Borrosch war aus dem National-Ausschuße, aber durchaus nicht aus dem provisorischen Regierungsrathe geschieden. Anderseits ließen sich Äußerungen unzurechnungsfähiger Tollköpfe, wie in der erwähnten Kaffeehausscene, gewiß nicht auf Rechnung der allgemeinen, oder auch nur einer weitverbreiteten Stimmung setzen. Immerhin waren die Zustände solche, die nicht blos den fremdländischen Deutschen, sondern selbst eingebornen und daher altgewohnten Pragern, und zwar nicht blos deutscher Zunge, nachgerade unerträglich wurden.

Der Constitutionelle Verein in Prag ließ nicht davon ab, auf Vervollständigung der Wahlen nach Frankfurt zu drängen, was ihm von seinem Standpunkte nicht zu verübeln war. Doch gebrauchte er dabei mitunter Motive, welche die Böhmen verletzen oder ihnen Anlass zu Spöttereien bieten mußten. „Das gewaffnete große freie Deutschland",

---

[1]) Schopf V. Nr. CCXXXXII. S. 45—48 nach der vom Landes-Präsidium am 9. veröffentlichten amtlichen Zusammenstellung.

[2]) Grenzboten II. S. 386.

[3]) *** Prag 7. Juni A. A. Ztg. Nr. 164 vom 12. S. 2612.

Digitized by Google

hieß es z. B., habe den Beruf „die kleineren schwächeren Nationen unter seinen Schutz zu nehmen gegen die asiatischen Gelüste Russlands". Oder: „Wollt ihr nicht ehestens die Franzosen oder die Russen am Halse haben, wollt ihr dass Handel und Wandel blühe, dass euer Getreide, eure Wolle, euer Vieh gut auf den Markt komme, wollt ihr wohlfeileres Bier, so wählet nach Frankfurt!" [1])

* * *

Die Erscheinungen des Jahres 1848 haben einen deutschen Doctor der Medicin veranlasst sie vom Standpunkte seiner Wissenschaft zu studieren, und er hat in ihnen „eine neue Wahnsinnsform" zu entdecken gemeint, den morbus democraticus. „Der leidenschaftliche Trieb der äußern Freiheit", sagte er, „ist gleichsam eine Zusammenfassung aller einzelnen egoistischen Triebe, denen seine breite Strömung eine Aussicht auf Befriedigung eröffnet"; er äußere sich je nach der gegebenen Richtung „als Trieb nach Ehre, nach Einfluß, nach Besitz" und sei „auf allen diesen Gebieten der weitestgehenden Steigerung fähig . . . Der Wegfall fühlbaren Widerstandes fordert den Trieb zur schrankenlosesten Erweiterung auf und reizt ihn zur Zerstörung alles dessen an, was ihn früher als Gränze beeinträchtigte. Daher das rastlose Überstürzen, das fortdauernde Wüthen gegen eine Gewalt, die man bis zur völligen Vernichtung der Möglichkeit eines Wiederauftretens auszurotten strebt . . . Daher erklärt sich das rasche Umsichgreifen dieser Irrlehre gerade unter der Jugend, die im Gefühle treibender Kraft mit Unlust die Schranken duldet die die Wirklichkeit derselben entgegenstellt — und nicht die schlechtesten sind es die ihr am leichtesten verfallen" [2]).

Was den Männern der Bewegung drohend vor Augen schwebte war das Gespenst der Reaction, wobei nicht zu übersehen ist, dass nach den verwirrten Begriffen und der parteiisch erregten Auffassung jener Zeit in den Verruf der Reaction alles fiel, was Anstand Ehre und Ordnung verlangten und Ausfluß einer in diesen Richtungen correcten Gesinnung war, weil alles dies den Trieb nach äußerer Ungebundenheit, dem Ausfluß jener demokratischen Krankheit, unliebsame Schranken setzen wollte.

---

[1]) Frič III. 98 Anm.

[2]) Groddeck Die demokratische Krankheit, eine neue Wahnsinnsform. Naumburg Sieling 1850, S. 38, 45.

Digitized by Google

In Wahrheit war nichts ungegründeter als der Vorwurf der Reaction, den man den gesetzmäßigen Gewalten machte. „Alles was in der Revolution praktisches Bedürfnis war", äußerte sich Graf Thun bei einer Gelegenheit über diesen Punkt, „ist von der neuen Regierung aufrichtig angenommen worden. Seitdem lebt die Revolution nur von der Lüge. Dass sie sich auf Volks-Souverainetät, auf den allgemeinen Willen des Volkes beruft, ist die erste und größte Lüge, während die Ehrenhaftigkeit der Regierung unbefleckt ist. Man kann ihr vorwerfen unklug aufrichtig zu sein, der Vorwurf des Verrathes ist schmachvolle Verleumdung". In erster Linie war es den Heißspornen der Freiheit die Person des Fürsten Windisch-Grätz, in der sich nach einer weit verbreiteten Meinung alles verkörperte was der constitutionellen Freiheit mit dem Untergang drohte; er galt als ein Werkzeug der „Camarilla", die es auf Rücknahme aller Zugeständnisse und Gewährungen abgesehen habe. Palacký hatte eine Unterredung mit dem Fürsten und schöpfte daraus die Überzeugung dass dieser Verdacht ungegründet sei[1]); dass es Windisch-Grätz fern liege etwas von dem anzutasten was der Monarch seinen Völkern gegeben habe; allerdings aber sei aus seinen Äußerungen hervorgegangen, dass er keine Ungesetzlichkeit dulden, mit allen Mitteln derselben entgegentreten wolle.

Allein die Männer der Bewegung ließen sich ihr Vorurtheil gegen den Fürsten nun einmal nicht nehmen, und aus dem gleichen Grunde mistrauten sie dem Gubernial-Präsidenten. Die Stellung des Grafen Thun in der beständigen Gährung der Geister und Gemüther war von allem Anfang eine unbeschreiblich schwierige. In klarer Erkenntnis des allseits unterwühlten Bodens, auf dem er zu wirken berufen war, schloß er sich vom ersten Augenblicke, da Windisch-Grätz in Prag wieder erschienen war, aufs engste an diesen an. Die Familien Windisch-Grätz und Clam-Martinitz waren einander seit langem aufs innigste befreundet. Fürstin Eleonora und Gräfin Selina waren Jugendfreundinen, ihre beiderseitigen Kinder Gespielen und Genossen. Gräfin Thun und ihre jüngere Schwester Marie, die jetzt bei ihr in Prag weilte, widmeten der Fürstin eine innige Verehrung, welche diese mit mütterlicher Zuneigung und

[1]) Politisches Vermächtnis S. 10: „Ich hatte mit ihm (Windisch-Grätz) eine Unterredung und überzeugte mich, dass man ihm unrecht that".

Digitized by Google

Zärtlichkeit erwiderte. Graf Thun hatte bis 1848 nur wenig Berührungen mit dem Fürsten Windisch-Grätz gehabt, jetzt, in diesen schweren Tagen ernster Pflichterfüllung, kamen sie einander näher, verstanden sich, und es entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem so viel jüngern Thun, der den Fürsten mehr und mehr verehren lernte, und diesem, der immer sehr anerkennend und gütig für Thun war. Diese Bande achtungsvoller Ergebenheit, die ihn an den Fürsten, die seine Gattin an die Fürstin knüpften, wurden durch das Gefühl der Solidarität zwischen dem Chef der Civil-Verwaltung und dem Vertreter der obersten Militairgewalt gefestigt und gestärkt. Thun und Windisch-Grätz zeigten sich in vollstem Einklang der Haltung, die sie dem wirren Drängen gegenüber zu beobachten hatten.

Von Anfang bis zu Ende hat Leo Thun an dem festgehalten und es ins Leben einzuführen gestrebt, was dem böhmischen Lande und Volke von seinem Monarchen versprochen war; aber von Anfang bis zu Ende wich er ebensowenig von seinem Berufe und seiner Pflicht, der Regierung zu wahren was ihres Amtes war und jeden dawider zielenden Angriff mit nachdrücklichem Ernst zurückzuweisen. Der Gedanke irgend einer Reaction lag ihm fern.

* * *

Unter die Elemente der Unordnung wurde von sehr vielen Seiten, namentlich von den Deutschen, die Sworn oft gerechnet, und dieselbe Meinung herrschte beim Militair. Nun war wohl nicht zu leugnen, dass sich in der Zahl von 600 viele recht bedenkliche Subjecte befanden; allein dem Corps als Ganzem war kein ernster Vorwurf zu machen. Ein unverdächtiger Zeuge[1]) weiß ihren Anführern Grafen Albert Deym als Inhaber und Baron Villani als Hauptmann keinen andern Vorwurf zu machen, als den der Schwäche, der Unfähigkeit die Disciplin aufrecht zu halten, so dass sie den Ausschreitungen einzelner Mitglieder und bei der um sich greifenden Desorganisation selbst ganzer Abtheilungen keinen Einhalt zu thun vermochten.

Von unläugbarer Gefährlichkeit war vielmehr ein anderes Corps, die Slawia, die seit der Schöpfung einer Kriegs-Section mit dem tollen Frič an der Spitze vollends ins revolutionaire Lager über-

[1]) Šebek MS.

Digitized by Google

treten und der Agitation fremder Elemente nicht unzugänglich war. Es wurden da Übungsmärsche veranstaltet, aber auch strategische Studien gepflegt; die Section entwarf Detailpläne des Wyšehrad, des Laurenzi-Berges, des Belvedere und Hradschin mit Bezeichnung der schwachen leicht zugänglichen Stellen, die, wie Frič uns glauben machen will, einzig bei den Vorlesungen über Kriegskunst dienen sollten[1]). Dem widerspricht aber was aus seinen anderweitigen nur zu offenen Geständnissen hervorgeht. Die Slawia war nach ihm beizeiten auf Bildung von Cadres „aus verläßlichen Leuten" und auf Anschaffung von Waffen und Schießbedarf bedacht, wofür sie, da sie keinen Fond besaß, bei vermöglicheren Bürgern Geld sammeln ging. Den Mitgliedern der Kriegs-Section war es auf die Seele gebunden, jeden Conflict mit der Garnison zu vermeiden, „besonders so lang die slavischen Gäste in Prag weilten"; es waren aber auch, was doch nur für den Fall eines solchen Zusammenstoßes gelten konnte, die Rollen vertheilt, um sich zahlreicher Hilfskräfte zu versichern. Ruppert und Čenek Wáwra mit Beihilfe der Gebrüder Tyl sollten Arbeiter und Leute vom Podskal, Brůna Arbeiter und bekannte Nationalgardisten der Kleinseite auf sich nehmen, Gautsch und Em. Arnold das Landvolk gewinnen. Frič selbst, ein guter Bekannter der Drucker auf dem Belvedere, forderte diese auf, mit den Studenten und Swornostern zu halten; die Swornoster würden ihnen schon Waffen geben. Brádka hatte die Technik, Frič das Clementinum im Auge zu behalten[2]).

Seit dem Eintreffen der Gäste aus der Fremde hielt die Slawia fast täglich Versammlungen im Gasthof „zum Erzherzog Stephan" oder, wie dieser noch häufig nach seinem frühern Namen genannt wurde, „zum Hohen Haus". Es fanden sich hier häufig Polen, Slovaken, Wiener Studenten, von Einheimischen Franz Hawlíček, Gautsch, Čenek Wáwra, Ruppert, Brůna, die Techniker Brádka und Maux u. a. ein. Emanuel Arnold und Frič führten das große Wort; öfter traten einige von ihnen in ein besonderes Zimmer, um vertrauliche Besprechungen zu pflegen[3]). Am 5. Juni veranstaltete die militairische Section der Slawia einen Übungsmarsch auf den Weißen

[1]) Frič Paměti III 124; er rühmt sich, das Militair habe nachmals von diesen Skizzen fleißig Gebrauch gemacht.

[2]) Frič 121—123; vgl. Strafgerichtliche Untersuchung S. 58 f.

[3]) Strafgerichtliche Untersuchung S. 60.

Digitized by Google

Berg. P. Krolmus begleitete sie als Feldpater. In der Kirche zu St. Margareth hielt er eine Ansprache, schilderte mit ergreifenden Worten die Katastrophe vor zweihundert Jahren und forderte die Versammelten auf, für die gefallenen Helden zu beten: alles fällt auf die Knie und betet unter Thränen und lautem Schluchzen drei Vaterunser [1]). Das war ein Werk des jungen Frič, der in dieser Sache den ältern mit sich fortriss. Frič sen., aus dessen Munde man oft genug Worte der Loyalität und Mäßigung zu hören bekam, regte um dieselbe Zeit den Gedanken an, die Marienjäule am Großen Ring zu entfernen und durch einen Obelisk für die Opfer des 21. Juni 1621 zu ersetzen!

Die Slawia wechselte in den ersten Tagen des Juni ihren Vorstand, da Dušan Lambl seine Mission nach Agram antreten mußte. Zu seinem Nachfolger wurde Wotka erkoren, ein ausgezeichneter Student, zuletzt in der Redaction der N. N. beschäftigt; er gebot über eine schöne und kräftige Stimme, mit der er z. B. das Hej Slowané hinreißend anzuschlagen wußte.

Zu den Elementen der Unordnung gehörten die Versammlungen im Wenzelsbade, dem eigentlichen Gebiete Em. Arnold's und vorzüglich Sladkowský's. Was Havlíček mit der Feder, das war Sladkowský mit dem Wort. Wenn jenem, trotz aller inhaltlichen Abwege und Irrungen, ohne Frage der Ruhm gebührt, der böhmischen Literatur das Gebiet formgewandter Journalistik erschlossen zu haben, so nahmen als Redner Rieger für das Parlament und Sladkowský für die mobilium turba Quiritium das gleiche Verdienst in Anspruch. Palacký hat mich nachträglich versichert dass, wenn die böhmische Bewegung einen so stürmisch-unheilvollen Verlauf nahm, wesentlich Sladkowský durch seine bestrickende agitatorische Beredsamkeit dazu beigetragen hat, und Edmund Šebek hatte noch in späteren Jahren den Eindruck, dass Sladkowský's „klare fließende Redeweise sowie sein sympathisches Organ selbst solche Zuhörer für ihn einzunehmen geeignet waren, die sich von dem Inhalt nicht angezogen gefühlt haben mochten". Auch Graf Thun erkannte nebst Karl Havlíček in Sladkowský den gefährlichsten Agitator. Die Versammlungen im Wenzelsbade unter freiem Himmel hatten häufig ein eigenartiges Publicum, nämlich aus dem Provinzial-

[1]) Frič III 132.

Digitized by Google

Strafhause, das gleichfalls im Volksmunde den Beinamen St. Wenzel führte — nach dem darin befindlichen gothischen Kirchenbau zum heiligen Landes-Patron — und von dessen Fenstern einige nach dem Wenzelsbade sahen. Da konnte man einen weiblichen Sträfling hinunterrufen hören: „Gott möge Ihr Unternehmen segnen und Ihnen vergelten was Sie für das arme Volk gutes thun!".

Wie in der Hauptstadt, so zeigten sich im ganzen Lande, wohin man blickte, nur trübe Bilder. Aus dem Riesengebirge erschollen Klagen über gänzliches Darniederliegen der Linnen- und Baumwoll-Manufactur; der Jammer der doppelt armen Erzgebirgler war nie verstummt. Wenn hier Noth und Elend, so herrschten in der wohlhabenden Ebene Übermuth und Trotz. Der Bauer hatte nur den Begriff von der Freiheit, dass er nun Herr seiner Bedrücker geworden sei und sich an diesen rächen müße. Die Bauern und selbst die Halbbauern waren reiche und hochmüthige Herren auf dem Lande; hinter ihnen standen die Häusler und die Inleute mit ihrem Neid und Groll gegen die Behäbigkeit ihrer besser gestellten Nachbarn, so dass die Zeit nahe schien wo der Hobbes'sche Krieg aller gegen alle losbrechen sollte. Dieser Hass der ärmeren gegen die reicheren, aber auch der einen wie der andern gegen die höheren Stände, der sich in den schmählichsten Reden über den Adel und die Beamten Luft machte, wurde durch Hetzer aller Art genährt, meist herabgekommene und darum unzufriedene Menschen, die von Ort zu Ort wanderten und von einem nahen Freiheitskampfe predigten, an dem sich alles Volk betheiligen müße. Em. Arnold rief das Volk unter freiem Himmel zusammen und mahnte es sich zu waffnen und bereit zu halten. Aufreizende Briefe aus Prag waren im gleichen Sinne gehalten: das Volk solle sich mit Piken, mit Nägeln beschlagenen Dreschflegeln, Sensen versehen „um die die Freiheit bedrohenden Gefahren abzuwenden [1])". Gerüchte, mitunter sehr aufregender Art, durchflogen das Land und hielten selbst in entlegenen Gegenden die Gemüther in fieberhafter Erregung und Spannung.

Wer sollte in solcher Lage Ruhe schaffen? Auf die Nationalgarde auf dem Lande war kein Verlass; ihr Erscheinen, wo sie, wie

[1]) Ger. Unters. 40, 57 f. Es wird da eines Briefes des Med. Dr. Franz Cyrill Kampelik (Libiansky, aus Sirenow bei Gitschin) an den Richter Mokrý auf der Herrschaft Opočno gedacht.

Digitized by Google

bei den Wahlen, die Ordnung aufrechterhalten sollte, erregte nur Erbitterung. Einige meinten bei der Ohnmacht der Patrimonial-Ämter sollten ambulante Kreisämter aushelfen. Doch Behörden und Gerichte jeder Art hatten alles Ansehen verloren, was von ihnen ausging war in den Wind gesprochen. Kein Strolch oder Dieb oder Aufwiegler wurde mehr amtlich verhaftet, weil die Obrigkeit die aufgeregten Gemüther noch mehr zu erhitzen fürchtete. Dafür griff das Volk zu gewaltsamer Selbsthilfe. Acte von Lynchjustiz waren noch immer bald aus dieser bald aus jener Gegend zu hören; hier knüpften sie wegen Verdachtes der Dieberei drei Stolche auf, dort prügelten sie fünf Menschen zu Tod [1]). Es gab nur ein Mittel gegen die drohende Anarchie: militairisches Einschreiten. „Eine mobile Militairmacht, ein Streifcorps, wenn auch nicht groß, vielleicht zwei Regimenter für ganz Böhmen, würde, wenn es seiner Bestimmung gemäß verwendet würde, den Ämtern zu einigem Einfluße für Aufrechthaltung der Ordnung verhelfen". Allein von wo sollte man die zwei Regimenter nehmen? Die brauchte man in Prag, in Krakau, in Italien.

* * *

Man sagt, erschütternde Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. Das hat sich im Jahre 1848 oftmals bewährt. Wir erinnern an das, was Dr. Schütte schon in den letzten Maitagen aus der sächsischen Schweiz an Prager Freunde schrieb. In Wiener Flugblättern und Zeitungen, namentlich im „Freimüthigen", war schon in den ersten Junitagen zu lesen, in Prag sei eine schreckliche Revolution ausgebrochen, die „provisorische Regierung" sei gestürzt, Thun, Lazanský und andere gefangen und gebunden ins Carolinum gebracht u. dgl. [2]). In Prag selbst, aber auch weithin im Lande schwebte die Ahnung, dass es zu etwas fürchterlichem kommen müße, in der Luft. Kopp erzählt von einem vornehmen Herrn, der mit seinem Schneider Rechnung machte und ihm dabei sagte: „Lieber Meister, leben Sie wohl, wir werden uns vielleicht nicht wiedersehen, es wird arg werden in Prag" [3]). Wie

[1]) Bohemia Nr. 108 vom 5. Juli S. 4.

[2]) Bohemia Nr. 91 S. 3.

[3]) Kopp Pfingstwoche S. 22 f. Das, was er einen Officier zu einer Dame sprechen läßt, schmeckt zu sehr nach dem Trugbilde einer Militair-Verschwörung, das sich gewisse Leute mit allen Schreckuissen ausmalten.

Digitized by Google

in den ersten Tagen nach dem Umsturz[1]) wurden ängstliche Gemüther von einem jähen Schrecken über die nächste Zukunft erfasst, die sie Gespenster sehen ließ. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni stürzte sich ein in Prag anwesender Wiener Student in der Krakauer Gasse aus dem Fenster, glücklicherweise ohne sich mehr als am Fuße zu verletzen[2]). Besorgte Eltern gebrauchten selbst Gewalt, um ihre heißblütigen Söhne vom glühenden Prager Boden fernzuhalten. „Mein Bruder", schreibt mir auf eine Anfrage ein alter Freund, „hatte gerade vor den Junitagen etwa zwei Wochen in Wien geweilt, von wo er erst auf die Nachricht von den drohenden Ereignissen nach Prag zurückkehrte. In Kolin, wo unser Vater damals als Magistratsrath wirkte, wurde er jedoch von der Mutter am Bahnhofe erwartet und gemeinsam mit mir festgehalten, eigentlich eingesperrt, so dass er erst nach den Ferien nach Prag zurückkehren konnte".

In der That, die Besorgnisse waren nur zu gegründet. Überall allüberall, in der Stadt und auf dem Lande, unter allen Schichten der Bevölkerung, war Zündstoff ausgebreitet — ein unglücklicher Zwischenfall, und eine verheerende Explosion musste erfolgen. „Es war", wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, „wie eine mit Elektricität geladene Kugel, wo man hinrührt, da entladet sich die bis zur Explosion gesteigerte Spannung".

8.

Der Slaven-Congress und die Prager Ereignisse.

Der jüngere Frič, unbestritten einer der thätigsten Factoren der damaligen Bewegungspartei, legt in seinen „Erinnerungen" einen Werth darauf, die Ehre der Revolution seiner Slawia ungeschmälert zuzutheilen, indem er uns wiederholt versichert, weder Wiener, noch ungarische oder polnische, noch französische Elemente hätten auf das, was sich damals in Prag abwickelte, mitwirkenden Einfluß gewonnen. Es ist das eben die Ansicht eines in seine Ideen verrannten Phantasten, der nicht sieht und nicht sehen will, was neben ihm und ohne ihn mitspielte. Dass seit dem Zusammentritt des Slaven-Congresses von außen kommende

[1]) Č. Jb. 1894 S. 109 [1]).
[2]) Bohemia Nr. 90 vom 6.

Elemente hier auf die Auseinandersprengung desselben losgearbeitet, dort auf dessen Ausbeutung für revolutionaire Ziele hingesteuert haben, ist eine Thatsache die kein unbefangener Beurtheiler heute in Abrede stellen wird. Damit will keineswegs gesagt sein, als ob jene Elemente allein es gewesen wären, die das Übel ins Land gebracht hätten: im Gegentheil, ihre Arbeit wäre eine erfolglose gewesen, wenn sie in Prag selbst nicht einen für ihre Saat nur zu empfänglichen Boden vorgefunden hätten. Sie konnten sprechen wie Çarvilaka in Çûdraka's Vasantasenâ sagt:

Den Funken werf' ich nun in alten Zunder,
Der rings in Stadt und Land dicht aufgehäuft.

* * *

Wenn es sich fragt, welchen Einfluß der Slaven-Congreß auf die Prager Bewegung genommen hat, so müßen wir fürs erste den Slaven-Congreß als Ganzes von der unverkennbaren Thätigkeit einzelner seiner Mitglieder trennen. In jener Hinsicht hat Jordan recht wenn er behauptet, es sei „unumstößlich und sicher daß all die nachfolgenden Ereignisse nichts gemeinsames mit dem Slaven-Congresse hatten, und daß nur die niederträchtigste Verleumdungssucht und der boshafteste Haß der Feinde des Slaventhums es auf sich nehmen konnten, die Prager Revolte dem Slaven-Congreß zuzuschreiben"[1]). Zweitens aber ist scharf auseinanderzuhalten: einerseits wie der Congreß nach seinem ursprünglichen Plane gedacht war, und anderseits was aus ihm thatsächlich geworden ist. Graf Thun hat diesen Unterschied frühzeitig durchschaut und ihn, ohne ihm in Worten Ausdruck zu geben, scharf durch den Ton markirt, in welchem er am 1. Juni den großen Ausschuß empfing.

Unter den Anwesenden bei der Eröffnungsfeierlichkeit am 2. Juni hatte sich Fürst Johann Lobkowitz-Wrtby befunden, ein freundlicher und wohlwollender, um die Gemeinde Prag und deren gemeinnützige Anstalten vielverdienter Herr. Der Eindruck den ihm diese Versammlung machte war ein durchaus ungünstiger, und besonders hatten

[1]) Jordan 50. S. auch den Artikel über den Charakter und die Ziele des Slaven-Congresses Černý 324 f.

Digitized by Google

ihn die letzte Rede und der Auftritt am Schluße derselben verwirrt; er kam in größter Aufregung nach Hause und rief: „Das ist ja Revolution! Wohin soll es kommen wenn ein Mann wie Šafařik eine so blutige Sprache führt?!“ [1]) . .

Nun, was war denn blutiges in Šafařik's Rede gewesen? . . Wir haben sie oben in Kürze skizzirt. Šafařik hatte die geistige und sittliche Hintansetzung und Beengung, ja Bedrückung der Slaven in ihrer bisherigen Stellung zu den Deutschen, den Magyaren und den Italienern geschildert — Zustände die doch niemand in Abrede stellen konnte! — um daran, in einer Zeit wo alle Völker zum Selbstbewußtsein gelangt seien, die Ausführung zu knüpfen, daſs auch an die Slaven der Ruf ergehe sich zu ermannen, und zu zeigen ob sie in der That, wie ihre Gegner behaupten eine Race minderen Ranges seien, oder ob sie sich den bisher so begünstigten Nationen ebenbürtig an die Seite zu stellen vermögen. Entweder wir können das, war der Sinn und das Ziel seiner Rede, oder wir können es nicht, und in diesem Falle geben wir alles weitere auf und werden in Gottes Namen Deutsche, Magyaren, Italiener, was ja diese uns immer vorhalten und es von uns verlangen. „Theure Brüder,“ so hatte er geschloßen, „es ist heute keine Zeit zu langen Reden. Es handelt sich um Werke, um Thaten. Aus der Knechtschaft ist ohne Kampf kein Weg zur Freiheit, es sei nun zum Siege und zum freien Volksthum oder zu einem ehrenvollen Tode und nach dem Tode zum Ruhm!“ Unter „Kampf“ hat Šafařik keinen andern gemeint als den geistigen und sittlichen. Man lese aufmerksam seine ganze Rede, und sage sich, ob darin mit einem Worte, ja nur mit einer Andeutung von Gewalt, von Auflehnung gegen die gesetzmäßige Regierung, also von einem revolutionairen Beginnen gesprochen ist!

Was war es also mit unserem geschreckten Fürsten? Als vormärzlicher Cavalier war er gewiſs der böhmischen Sprache nicht so weit mächtig, um den Gedankengang der in classischer Schriftsprache gehaltenen Rede Safařik's richtig zu verfolgen. Dem Fürsten sind einzelne Worte und Phrasen aufgefallen, wie vielleicht besonders die „bodáky a špehouni — Bajonnete und Spione“, die aber Šafařik in abwehrendem, nicht in aggressivem Sinne gebraucht hatte — „die Herrschaft der Bajonnete und Spione ist jetzt vorbei“ —, und zuletzt hat

[1]) Briefliche Mittheilung Dr. Gabler's.

Digitized by Google

ihn der Beifallssturm nach der Rede betäubt, vor allem das Säbelziehen der Süd-Slaven, das er für eine Aufforderung zum Kampfe nahm, während es nur ein bei ihnen gebräuchlicher Ausbruch ihrer Begeisterung war.

Wir haben bei diesem Zwischenfalle länger verweilt, weil er ein Zeichen der Zeit und eines von beklagenswerther Vorbedeutung war. Denn als ob es an den so vielseitigen Misverständnissen nicht genug wäre, so kam ein neues dazu, das zwar für den Augenblick vereinzelt war, aber bei der gesellschaftlichen Stellung seines Trägers kein vereinzeltes geblieben ist. Der Eindruck, den Fürst Johann Lobkowitz von der Einleitung des Slaven-Congresses davon trug und aus welchem er zweifelsohne gegen seine Standesgenossen kein Hehl machte, pflanzte sich unter diesen fort und hat die Stellung des böhmischen Hochadels zu der nationalen Bewegung, welcher so viele aus seiner Mitte bis zu diesem Zeitabschnitte mit reger Theilnahme, die große Mehrheit der andern mindestens duldend und beobachtend gegenüber gestanden hatten, in eine mistrauische und ablehnende, um nicht zu sagen feindselige umgeschaffen. Die warnenden Mahnungen des Landes-Präsidenten und der auffallende Rücktritt des Grafen Joseph Mathias Thun hart vor dem Zusammentritt des Slaven-Congresses waren wie das Vorspiel zu dieser, wir wiederholen es, im höchsten Grade bedauerlichen Wandlung, von der nur sehr wenige eine Ausnahme machten.

* * *

Eine dieser Ausnahmen sind wir in der Lage zur Zeugenschaft heranzuziehen. Vor uns liegen die Aufzeichnungen eines hochgestellten Mannes, der die böhmische Bewegung von allem Anfang mit theilnahmsvoller Wärme verfolgt und ihr, selbst nach ihrem unglücklichen Umschlage, ein wohlwollendes Verständnis bewahrt hat. „Die nationale Gleichberechtigung", schreibt er, „ist eine jener Forderungen der Gerechtigkeit, eine jener großen politischen Wahrheiten, die, wenn sie sich einmal Bahn gebrochen haben im politischen Leben, keine Macht der Erde mehr rückgängig machen kann". Der Slavismus, heißt es an einer andern Stelle, habe Österreich gerettet: „Wenn bei den österreichischen Slaven die Idee der Nationalität nicht erwacht wäre, wenn die Slaven hier von den

Digitized by Google

Deutschen dort von den Magyaren sich hätten gängeln lassen, so war Österreich verloren".

Besonders hoch stellt unser Gewährsmann das Verdienst Palacky's. „Während die Italiener, Schwert und Dolch in der Hand, einen Theil von der österreichischen Monarchie abzureißen bemüht waren, wurde in Wien schon Hand angelegt, im Namen der Deutschen und der Ungarn sie mitten auseinanderzureißen. Zu jener Zeit war es, wo Palacky in seinem berühmten Absagebrief an den Frankfurter Fünfziger Ausschuß schrieb: ‚Wahrlich, existirte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europa's, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen ihn zu schaffen'. Es war das erste Wort das wieder laut wurde zu Gunsten Österreichs, und gar manch' tief gebeugtes Gemüth erquickte es wie frischer Morgenthau die schmachtende Blume. Und allmälich erfolgte energischer Widerstand in Böhmen und Mähren gegen die Anmaßung Frankfurt's, erfolgte die mächtige Erhebung der Süd-Slaven gegen die Ungarn — die handgreiflichen Beweise der Unmöglichkeit dessen was von einer und der andern Seite angestrebt worden war: Österreich konnte nicht in zwei Hälften zerrissen werden, weil die Slaven fühlen gelernt hatten, daß sie weder Deutsche noch Ungarn sind. Das Slaventhum hat die Österreicher und ganz Europa wieder zur Überzeugung gebracht, daß Österreich seinen eigenen Weg gehen müße und werde". Österreichs Bestand sei „für alle Zeiten gesichert, wenn alle seine Volksstämme sich von der aufrichtigen Überzeugung durchdrungen fühlen, sich gegenseitig jene Opfer bringen zu müßen, die zum Bestande ihres heilsamen Miteinander unerläßlich sind", also von Seite der nicht-slavischen Stämme die Bereitwilligkeit den slavischen jene politischen Rechte zuzugestehen deren sie sich bis dahin noch nicht erfreuten, von Seite der Slaven die Bereitwilligkeit sich in politischer wie in nationaler Hinsicht innerhalb jener Gränzen zu halten, welche ihnen gegenüber die Staatsverwaltung sowohl zur Einheit und Gesammterhaltung des Reiches als auch zur zweckmäßigen Inganghaltung der Regierungsmaschine ziehen muß.

Darum war das ursprüngliche Ziel des Slaven-Congresses gut, seine Einberufung war zeitgemäß, ja vom österreichischen Standpunkte eine politische Nothwendigkeit. Das untadelhafte Ziel des Slaven-Congresses war: den Slaven in Österreich gleiche politische Rechte wie den anderen Volksstämmen des Kaiserstaates zu erringen, und für dieses

Digitized by Google

konnten patriotische Männer von ausgesprochen österreichischer Treue und Gesinnung wie Graf Joseph Mathias Thun, Graf Vincenz Waldstein, Franz Miklošić, Anton Beck, Erasmus Wocel unter den Aufruf vom 1. Mai ohne Bedenken ihre Namen setzen, in erster Linie Palacky und Šafařik, von denen der erstere, wie gezeigt, dem österreichischen Gedanken zuerst entschiedenen Ausdruck gegeben und der zweite während des ganzen Verlaufes des Congresses diesen Gedanken und das ursprüngliche Ziel des Congresses festgehalten hat . . .

Doch wie sah es mit der Ausführung dessen aus, was hellblickende Politiker und patriotische Männer in durchaus loyaler Weise geplant hatten?

Unläugbar gab es selbst unter den österreichischen Slaven Elemente sehr bedenklicher Art, die man von vornherein weder ausschließen noch fernhalten konnte. Wir haben in der ersten Sitzung der čecho-slavischen Section die heftigen Ausfälle einiger Führer der Slovaken, denen der leidenschaftliche Hawlíček secundirte, vernommen. Die größere Gefahr aber drohte von den Polen, über deren damalige Haltung sich zeitgenössische Stimmen oft in den schärfsten Ausdrücken ausließen[1]), „Das läßt sich nicht in Abrede stellen", heißt es in unseren Aufzeichnungen, „dass an dem Slaven-Congresse Menschen Antheil nahmen, die mit vollem Bewusstsein auf den Untergang Österreichs hinarbeiteten. Dass solches in der polnischen Section der Fall sein würde, wer konnte daran auch nur zweifeln? Wer weiß nicht, dass es heutzutage unmöglich ist, Polen ohne Auswahl zu einer Versammlung einzuladen, ohne dass sich unter den Erscheinenden politische Intriganten befänden die auf nichts anderes als den Umsturz alles Bestehenden sinnen? Wer kannte nicht mehrere der in Prag anwesenden Polen als solche erprobte Revolutionshelden? Daraus machen wir dem Slaven-Congress keinen Vorwurf; wohl aber wäre es unseres Erachtens eine der schönsten politischen Aufgaben des Congresses gewesen, vom Standpunkte der slavischen Interessen aus die Gehaltlosigkeit und Verwerflichkeit der polnischen Propaganda gründlich zu

[1]) Sehr übel ist auf die Polen der Verfasser F. M—r des Aufsatzes „Die Prager Juni-Ereignisse und ihre Ursachen" (Bohemia Nr. 139 v. 10. August S. 2) zu sprechen, der unter anderm die Thatsache erwähnt dass um die Zeit des Prager Losbruches in Krakau Zettelnj vertheilt wurden auf denen zu lesen war: „15. Juni, Achtsamkeit, Vorsicht, zu Hause bleiben!"

Digitized by Google

erweisen und laut zu verkünden. Jene fahrenden Ritter hätte man damit nicht bekehrt, wohl aber wesentlich dazu beigetragen ihren verderblichen Einfluß zu schwächen. Die Anwesenheit der Ruthenen bot dazu den erwünschtesten Anlass und ihre entschiedene Haltung den kräftigsten Beistand".

Gleichwohl würde auch ohne solche mannhafte Kundgebung der Einfluß der Österreich feindlichen Elemente im eigenen Schooße des Slaven-Congresses kein durchgreifender gewesen sein. Der süd-slavischen Gruppe lagen solche Tendenzen fern, die Ruthenen waren durchaus kaisertreu und gewiss auch viele galizische Polen hegten dieselbe Gesinnung, die weit überwiegende Mehrzahl der čecho-slavischen Section endlich anerkannte willig das Ansehen ihrer gefeierten Führer Šafařik und Palacký. In solcher Lage wären die vereinzelten Himmelstürmer, wenn sie sich ja mit Umsturzplänen herausgewagt hätten, in verschwindender Minorität geblieben, wenn ihnen nicht Factoren von gleicher Gesinnung von außen zu Hilfe gekommen wären. Denn den ersten Riss in den von den Vertretern des österreichischen Gedankens festgehaltenen Plan hatte von allem Anfang die Clausel gebracht, dass außer-österreichische Slaven an dem Congresse als Gäste sollten theilnehmen dürfen. Bekanntlich hatte Šafařik vor der Aufnahme einer solchen Clausel vergeblich gewarnt; denn nie ließ sich dann hindern, dass politische Charaktere, deren Endziel ein ganz anderes war als die Aufrechthaltung des österreichischen Kaiserstaates und die Festhaltung des österreichischen Gedankens, ihren Einfluß auf die Versammlung gewinnen würden.

Beim Zusammentritt des Slaven-Congresses kam daher alles darauf an, wie jene Fremden ihre Stellung auffassen, welchen Gebrauch sie von ihr machen, ob sie sich thatsächlich mit der Anwohnung als „Gäste" bescheiden, ob sie nicht Hausherrenrechte für sich in Anspruch nehmen würden? Und es kam weiter darauf an, in welcher Weise sie das Heft in ihre Hand zu bekommen versuchen würden, da ein offenes Hervortreten mit ihren Ansprüchen ohne Frage an dem Widerstande der loyalen und besonnenen Mehrheit des Congresses scheitern musste? Doch Libelt und Genossen waren zu geschult, in derlei Dingen zu erfahrene und gewandte Leute, um sich dem Risico eines offenen Angriffes auszusetzen. Was ihnen für ihre vorbereitenden Manoeuvers zu statten kam, war, wie früher erwähnt, der Umstand dass die Sections-Sitzungen von der Öffentlichkeit ausgeschloßen waren, da sonst, wie unser Gewährs-

Digitized by Google

mann mit Recht bemerkt, Ansichten und Vorschläge bedenklichen Charakters „von den hervorragenden Männern des Congresses mit der siegreichen Gewalt politischer Einsicht und tiefer Überzeugung bekämpft und von der Mehrheit verworfen worden wären. Wir begreifen es", fährt der Verfasser fort, „wenn Männer der endlosen Revolution, der politischen Propaganda wie Libelt und Bakunin es vorzogen, den Slaven-Congress mit einer Reihe insgeheim ausgesponnener hohler Phrasen abortiren zu lassen."

Wie der österreichische Slaven-Congress gut gedacht, so war auch sein Programm gut entworfen. Der Congress war nicht als constituirende Versammlung gedacht, was er ja schon darum nicht sein konnte, weil seine Mitglieder keine Mandate hatten, sondern mit wenig Ausnahmen, wie die Abgesandten der Lemberger Rada Narodowa, als Freiwillige zusammengetreten waren. Der Congress hatte nur Gesinnungen auszusprechen und Gutachten abzugeben, und demgemäß waren in dem Zach'schen Programme nur Fragen gestellt, über die sich erst die Sectionen und zum Schluße der Congress in seiner Gesammtheit aussprechen sollten. Die gemäßigten unter den Slovaken, namentlich der Pfarrer Hodža, fasßten den Standpunkt des Congresses nicht anders auf, als dass er nur Rathschläge geben oder, wie wir es im heutigen parlamentarischen Leben heißen, Resolutionen fassen könne.

Dieses Programm nun wurde durch Libelt's fein gesponnenen Anschlag vereitelt und durch Manifestationen ersetzt, die nicht mehr den Charakter von Meinungs-, sondern den von Willens-Äußerungen hatten. Die Art und Weise wie Libelt bei Zusammentritt des großen Ausschußes am 5. Juni, unter dem Vorwande die Arbeiten des Congresses zu vereinfachen und rascher zum Ziele zu führen, seine Vorschläge den Versammelten annehmbar zu machen wusßte, machte seiner überlistenden Meisterschaft alle Ehre. „Der ärgste Fehler in den der Congress verfallen konnte war, sich als eine Versammlung zu diplomatischen Schritten befugter Vertreter der slavischen Völker anzusehen. Auf dem Congresse konnte zwar diese Ansicht ihrer juristischen Haltlosigkeit wegen sich nicht Bahn brechen, ebenso wenig aber wurde sie beseitigt. Sie herrschte in den unklaren Köpfen vieler Mitglieder, riss sie fort in eine durchaus anarchische Bahn und trug wesentlich dazu bei, die Verwirrung der Begriffe in weiten Kreisen immer ärger

Digitized by Google

zu machen". Wir erinnern uns daſs Šafařik gleich in der ersten Sitzung seiner Section vor einem solchen Abfall von dem ursprünglichen Programme warnte. „Wir sind nicht da", sagte er, „um neue Staatenbildungen zu berathen!"

Wenn nun aber jene Linie einmal überschritten war, wenn sich der österreichische Slaven-Congreſs mit der Gutheißung der Libelt'schen Anträge auf das Gebiet der praktischen Politik begab, dann mußte er sich über das Verhältnis der österreichischen Slaven zum Kaiserstaate klar und entschieden aussprechen, er mußte offen erklären, „daſs die Förderung der slavischen Interessen mit aufrichtiger Anerkennung der österreichischen Staats-Idee und -Integrität zusammenfalle". Dieser Gedanke wurde zwar oft und mit Nachdruck, namentlich von Šafařik und Palacký ausgesprochen, aber vom Congresse nicht formulirt und grundsätzlich angenommen. Im Gegentheile, wenn auch in der čechoslavischen Section Štúr mit seinen offenen und energischen Angriffen auf den Bestand Österreichs nicht durchdrang, so fand er doch von mancher Seite, wie von Havlíček, Unterstützung, „und manche Stimme verwarf nur seinen Antrag, nicht aber seine Gesinnung, ließ sogar durchblicken daſs man mit der Zerstörung Österreichs einverstanden sei, es aber den Zweck fördere, damit vorderhand nicht herauszurücken".

Der Congreſs als solcher hat diese entscheidende Frage umgangen, statt sie nach seinem Wesen und Ziel zur klar formulirten Entscheidung zu bringen. That er dies, wie ganz anders stellte er sich dann in der öffentlichen Meinung, namentlich der österreichischen Patrioten hin! Da er es aber nicht that, so gab er allen Freunden der Ordnung und des gesetzlichen Bestandes Grund zu ernstem Mistrauen, gab er seinen grundsätzlichen Widersachern Anlaſs und Stoff zu endloser Verdächtigung, gab er endlich allen Factoren des Umsturzes den Vorwand preis, im Geiste einer Körperschaft zu handeln, die nach ihrer ursprünglichen Anlage auf alles andere abzielte als auf Verwirrung und Umsturz!

Digitized by Google

Ein Gedenkblatt

für

Pfarrer Joseph Maurer †.

Am 19. November 1894 ist der um Vaterland, Wissenschaft und Kirche vielverdiente Pfarrer von Deutsch-Altenburg an der Donau, Joseph Maurer, im 42. Lebensjahre, also im kräftigsten Mannesalter, aus dem Leben geschieden. Der Gefertigte wurde mit der Ordnung des literarischen Nachlasses des Verewigten betraut, und es wird zu Anfang des Jahres 1896 eine ausführliche Biographie des Heimgegangenen mit eingestreuten Proben seiner hervorragenden poetischen und prosaischen Leistungen im Buchhandel erscheinen. Da sich jedoch Pfarrer Maurer auch um den österreichischen Volksschriften-Verein als langjähriges Mitglied desselben, wie nicht minder durch werthvolle historische Beiträge im „österreichischen Jahrbuche" [1]) verdient gemacht hat, glaubt der Unterzeichnete einem Pietätsacte zu entsprechen, dem Verblichenen in der Ehrenhalle des österreichischen Jahrbuches dieses Gedenkblatt zu widmen und die nachfolgenden von Pfarrer Maurer verfaßten Gedichte, welche aus der bereits erwähnten unter der Presse befindlichen Biographie über Pfarrer Maurer entlehnt sind, auch an dieser Stelle zu veröffentlichen.

Wien, den 15. October 1895.

Dr. Hanns Maria Truxa.

[1]) Siehe österr. Jahrbuch Jahrgang 1884, 1885, 1887, 1890, 1891.

Digitized by Google

Wie thut die Liebe wohl.

Wie thut die Liebe wohl,
Ein Blick, ein liebend Wort,
Ob das nicht dringen ſoll
In's Herz zum rechten Ort?!

Wie thut die Liebe wohl,
Sei's Treue, Dankeszoll,
In dieſer Welt, die voll
Von Spott und Hohn und Groll!

Gottesherz und Mutterherz.

Ringsum herrſchet Schneegeſtöber
Draußen in der finſtern Nacht,
Um die Bäume um die Häuſer
Heult der Sturm mit wilder Macht.

Alles ruht in tiefem Schlummer
In dem ganzen ſtillen Ort,
Froh des eig'nen warmen Hauſes
Das im Sturm ein ſich'rer Hort.

Sieh ein Lichtlein dort im Fenſter,
Wer wohl einſam dort noch wacht,
Da ringsum ſchon Alle ſchlafen
Um die finſt're Mitternacht?

Eine Mutter die ihr krankes
Kindlein liebend hegt und pflegt,
Tag und Nacht in ihrem Herzen
Liebe ſie und Sorge trägt.

Noch ein Lichtlein ſeh' ich leuchten
Aus dem Kirchlein klein und traut,
Drinnen iſt es dunkel, einſam,
Nur des Sturmes dumpfer Laut.

Aber bei dem ew'gen Lichte
Wachet auch ein liebend Herz,
Will uns immer ſegnen pflegen
Und uns wenden himmelwärts.

Digitized by Google

Und wenn alle Mutterherzen
Einſt vergäßen ihrer Lieb' —
Jeſu Herz im kleinen Kirchlein
Uns, den Menſchen treu doch blieb!

Wenn auch wir es oft vergeſſen
In des Lebens dunkler Nacht,
Liebend, betend ohne Ende
Immerdar für uns es wacht.

Die letzten Blumen.

Des Herbſtes Blumen allerletzte
Die ich in Wald und Wieſe fand,
Die im Strahl der Herbſtesſonne
Zu einem bunten Kranz ich wand —

Die weih' ich Dir o Gottesmutter,
O nimm ſie mild und gnädig an,
Ich will dein Bildnis damit ſchmücken,
Hab' ſie in deine Hand gethan.

Und mit den Blumen will vereinen
Ich im Gebet mein armes Herz,
Und meine Lieder, meine Werke,
Du trage alles himmelwärts.

Und wenn mein Aug' ſich einſt hier ſchließet
Und meine Seele wachet auf
Vor Gottes ſtrengem Richterſtuhle,
Da blicke gnädig du darauf.

O reiche mit barmherz'gen Händen
Den Kranz den ich auf Erden hier
Mit meinen Worten meinen Werken
Gebunden einſt zur Ehre dir —

O reich' ihn Gott dem ſtrengen Richter
Mit einer milden Bitte hin
Für alles, was dem ſtrengen Richter
Ich Armer dann noch ſchuldig bin.

Digitized by Google

Und bitt ihn, daſs er gnädig ſchenke
Durch Jeſu Blut und durch dein Wort
Mir nur das letzte kleinſte Plätzchen
In ſeinem ſchönen Himmel dort.

Drum weih' ich ſtets die letzten Blumen,
Die ich in Herbſtestagen fand,
Ich weih' ſie dir o Gottesmutter,
O nimm ſie hin aus meiner Hand!

Des Dichters Grab.

Alle Gräber ſind geſchmücket
Heut' am Allerſeelentag,
Unter allen aber eines
Schmucklos und vergeſſen lag.

Nur ein armes hölzern Kreuzlein
Steht darauf, daneben bricht
Aus der harten kalten Erde
Einſam ein Vergiſsmeinnicht.

Haben einſtens milde Hände
Still damit das Grab bedacht?
Oder hat der Wind erbarmend
Fern den Samen hergebracht?

Und wer mag darunter ruhen
Der ſo ganz vergeſſen iſt,
Daſs auf ſeinem Grabeshügel
Nur ein einzig Blümlein ſprießt?

Ach er war auf dieſer Erde
Dichter, ja er iſt es noch;
Lebt ſein Geiſt auch fort im Liede —
Dichters Grab vergiſst man doch.

Doch wo Menſchen danklos bleiben
Zeigt ſich dankbar die Natur,
Die der Dichter oft geprieſen
Als der Gottheit ſchöne Spur.

Digitized by Google

Aus dem Walde weh'n die Winde
Blätter, Blüthen gelb und roth,
Und der Himmel weint viel Thränen
Thaues ob des Dichters Tod.

Und am Abend kommen Englein
Bringen auf's vergeſſ'ne Grab
Ein ſchneeweiß gewebtes Leichtuch
Aus den Wolken ſtill herab.

Und am Himmel oben leuchten
Sternlein auf in heller Gluth,
Blicken auf den ſtillen Hügel,
Wo der Dichter träumt und ruht!

Das Blümlein im Herbſte.

Ein Blümlein auf der Heiden,
Das ſtand noch ganz allein,
Es wollte gar nicht ſcheiden,
Wollt' immer blühend ſein.

Da kam der grimme Winter
Mit Kälte, Sturm und Wind,
Tod und Verderben ſinnt er
Dem armen Blumenkind.

O laſs dein traurig Flehen
Du armes Blümelein,
Wirſt wieder auferſtehen
Und ſchön und herrlich ſein.

Freundesgruß.

Dieſe Blumen mögen ſagen,
Daß ich immer denke dein;
Sei es daſs im Wald ich wandle
Oder durch des Feldes Rain.

Digitized by Google

Dieſe Blumen mögen grüßen
Dich den Freund da fern ich bin,
Feld und Wald auch ſenden dieſe
Blumen dir zum Gruße hin!

Seit im Wald die Vöglein ſingen,
Bin ich immer Freud' erfüllt.
Und ich ſinge neue Lieder,
Wie es mir vom Herzen quillt.

Meinen Freundſchaftsgruß ich ſende
Fernhin an den Donauſtrand,
Wo zum feſten treuen Bündnis
Wir uns reichten einſt die Hand.

Möge nie der Bund ſich löſen,
Mög' er feſt geſchloſſen ſein!
Länger als dies Leben dauern
Auch in Gottes ew'gen Hain! — — —

Troſt im Unglück.

Auf den grünen Fichtenbäumen
Lieget dichter Schnee und Eis,
Daſs ſie tief ſich niederbeugen
Und entzwei bricht manches Reis.

Doch der Stamm ſteht unerſchüttert
Trotz dem Schall von Weh' und Ach!
Denn der Sommer wird ja heilen
Alles was der Winter brach. . .

Alſo ſteh'n auch manche Menſchen
Wenn das Unglück tief ſie beugt,
Wenn die letzte Hoffnung ſchwindet,
Gleich den Bäumen halb entzweigt.

Doch es ſoll das Herz nicht zagen,
Kräftig ſteh'n im Hoffnungsgrün,
Soll an Gotteshand ſich klammern,
Alles wird erſetzt durch ihn.

Digitized by Google

An einen Atheiſten.

Den Herrn aller Welten
Läßt du gar nichts mehr gelten,
Er ſoll nicht exiſtiren,
Er ſoll nicht mehr regieren!

O armes eitles Tröpfchen,
O ſchwaches Menſchenköpfchen,
Wen könnte leichter entbehren die Welt
Gott oder dich, du Held?

Die Löſung der ſocialen Frage.

Ach wie ſie ſich zerbrechen
Die Köpfe all' ſo ſehr,
Die Frage aufzulöſen
Die alle drückt ſo ſchwer.

Die alte Frag' vom Eſſen
Und die vom Trinken auch,
Vom Wohnen und vom Kleiden
Und die vom Tabaksrauch.

Man trachte zu erziehen
Ein dichteriſch Geſchlecht,
So löſt man dieſe Frage,
Wird allen dann gerecht.

Dann wird glücklich enden auch
Der Streit um mein und dein,
Es werden hernach alle
Gleich reich und mächtig ſein.

Denn es gehört doch allen
Die wunderſchöne Welt,
Und die iſt für den Dichter
Auf's beſte ja beſtellt.

Digitized by Google

Was fragt denn der nach Tafeln
Die nur der Reiche hat,
Er sieht an schöner Gegend
Sich zur Genüge satt!

Auch nach der Großen Luxus
Sich keiner dann mehr sehnt,
Weil im Naturgenuße
Sich jeder glücklich wähnt.

Wer sehnet sich nach Städten
Nach ihrer Häuserpracht,
Entzückt doch mehr als alles
Uns grüne Waldesnacht.

Wer wünscht sich noch Paläste,
Wo Qual und Sorge wohnt,
Wenn hoch auf Bergeshöhe
Man wie ein König thront?

Ein Eiderdunenlager
Ist ungesund und schwül,
Viel angenehmer ruhet
Man in des Mooses Pfühl.

Und gibt es schön're Zierden
Als die Natur uns bot,
Die kern'gen Eichlaubkränze,
Viel Blümlein herzigroth?

Und hört man aus der Linde
Der Bienen laut Gesumm,
Wer säh' sich da nach Tänzern
Und Musikanten um?

Und trillert gar ein Vöglein,
Wie ist dies Lied mir werth,
Was sind da Sängerinen,
Was ist da ein Concert?

Digitized by Google

Und fragt nach Geld und Gütern
Ein richtiger Poet?
Sein Lohn iſt nur der Lorbeer,
Der um die Stirn ihm weht.

O welch ein wonnig Leben,
O welch ein ſchöner Traum,
Es iſt dann hier für alle,
Für alle iſt da Raum!

Mit Vöglein wird geſungen
Und keiner mehr ſich härmt,
Mit jedem Herzensbruder
Wird freundſchaftlich geſchwärmt.

Drum: Würden Alle Dichter,
Dann wär' mit einem Schlag
Gelöſt nach jeder Richtung
Die ſociale Frag'!

Frankreichs Reliquien in Österreich.

Nachdruck und Übersetzungsrecht vorbehalten.

In geringer Entfernung von Wiener-Neustadt erhebt sich Schloß Frohsdorf, dessen Name Dorf der Freude, des Frohsinns, wie Ironie für die von ihrem Vaterlande Verbannten klingt! Es ist zwar keine fürstliche Behausung, wohl aber ein geräumiges Wohnhaus mit spitzem Dache, wohlerhalten und in lieblicher Lage. Das Schloß wurde in Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut und seltsamer Weise von Murat's Witwe einige Jahre während der Restauration bewohnt. Seither vom Grafen Yermolow gekauft, wurde es von diesem 1842 dem Herzog von Blacas überlassen, der es der königlichen Familie nach dem Tode des Herzogs von Angoulême anbot, in der richtigen Voraussetzung, dass dieser der Aufenthalt in Görz durch diesen letzten Verlust zu peinlich geworden [1]).

Unzugänglich dem indiscret Neugierigen, öffnet sich gastlich des Schlosses Pforte jedem Getreuen, den es verlangt zu pilgern an jene Stelle, wo Marie Antoinette's gramgebeugte Tochter ausgelitten und Frankreichs letzter legitimer König seine edle Seele ausgehaucht.

Unvergesslich werden auch mir jene Stunden sein, die ich in diesen an großen Erinnerungen überreichen Räumen verlebt. Fast schien es mir ein Traum, in unseren nüchternen Tagen in dieser weltvergessenen Gegend eine historische Oase zu finden, die ihres gleichen nicht hat.

Das Schloß steht in dem nun ziemlich vernachlässigten Garten, dessen alte Bäume, welche einst ein schönes Blumen-Parterre umrahmten, eigentlich die größte Zierde von Frohsdorf sind.

[1]) Nettement Vie de Marie Thérèse Duchesse d'Angoulême.

Digitized by Google

Über die Schwelle des Hauses tretend, muthet es einem an, als wäre man in Dornröschens verzaubertem Schlosse. Kein lebendes Wesen begegnet uns, der Sand knirscht hörbar unter unsern Füßen, und der Jungfrau von Orleans Standbild aus weißem carrarischen Marmor, einst von der Herzogin von Descars aus Rom hierher geschickt, welches links unter dem Thore steht, sieht wie gespenstisch auf die Ruhestörer.

Mein liebenswürdiger Führer geleitete mich zuerst in den kleinen viereckigen Hof, an dessen rechter Seite man über einige Stufen in die Capelle gelangt. Aus einem mehr breiten als langen Vorraum, in welchem sich Bänke für die Dienerschaft befinden, tritt man in den hohen, auch jetzt noch wohlgepflegten Raum, der reich mit Fresken geschmückt drei Altäre aufweist. Die Kerzen fand ich von künstlichen Lilien umwunden. Rechts und links Bänke, so viele als der Raum fassen kann; die ersten Reihen, mit Sammtpolstern belegt, waren für die vornehmsten Herren und Damen des Hofes bestimmt. Über dem Eingange, dem Hochaltare gegenüber, befindet sich im ersten Stock das große Oratorium, in welchem Heinrich V. und Maria Theresia von Este in glühender Andacht beteten für das unglückliche geliebte Frankreich, das seit dem Königsmorde ohne Ruhe und ohne Ruhm, krampfhaft zuckend dem Untergange entgegengeht. Täglich liest hier ein frommer Priester die Messe, und täglich finden sich noch Getreue der einstigen französischen Colonie, die der Heimat vor Gott gedenken mögen!

Aus der Capelle zurückkehrend, traten wir links unter dem Thor im Erdgeschoß in ein großes Zimmer, das zur eigentlichen Wohnung des Grafen Chambord führt.

Zwei große Glasschränke an den Wänden verwahren ausgestopfte Thiere verschiedenster Art, sämmtliche von Mitgliedern der Familie erlegt; sogar eine Seemöve hat sich hieher verirrt.

In einer Ecke lehnt die Hellebarde, welche bei der Taufe Heinrich V. ihm vorangetragen wurde, und unweit der Thüre hängt ein großes Ölgemälde, den Einzug in eine Stadt darstellend, aus der Zeit der Restauration, im Vordergrunde in einem offenen Wagen die Herzogin von Angoulême.

Das Zimmer links war das Speisezimmer. An dem großen runden Tisch brachte die Herzogin von Angoulême mit ihren wenigen Getreuen die Abende zu, als Graf Chambord und seine Schwester in noch zartem Alter die einzige Freude, der letzte Trost der schwergeprüften waren. Um diesen Tisch versammelte sich in der ersten Zeit eine ernste Gesellschaft von ungefähr zwanzig Personen, alle in Trauer gekleidet, bedient von Lakaien ebenfalls in Schwarz. Wenn es Herbst

Digitized by Google

war, wo das Diner noch in der Dämmerung begann, sah es besonders düster aus; erst als vier silberne Candelaber gebracht wurden, erhellte sich die Scene ein wenig. Jedes Stück des Service trug die bourbonischen Lilien. Das Gespräch betraf meist Frankreich und die Herzogin sprach davon stets mit Liebe, ohne die geringste Bitterkeit.

Eine antike Pendeluhr, die vom Boden fast bis an die Decke reicht, mehrere Bilder, eines darunter ein Stillleben aus Gobelin, in einer Ecke auf einer granitnen Säule eine große Vase aus Bergkrystall in Bronze gefaßt, ein Dutzend Stühle mit rothem Maroquin überzogen, das ist die ganze Einrichtung dieses königlichen Speisesaales, die so mancher Banquier unter seiner Würde fände. Freilich, die hier lebten, bedurften nicht des Schimmers!

Rechts aus dem ersten Zimmer gelangt man in mehrere Salons, deren Einrichtung geradezu eine Sammlung von Reliquien ist. Da ein Stuhl mit braunem gepreßten Lederüberzug, Eigenthum Ludwig XVI.; dort ein kleiner Feuerschirm, ein vergoldeter Rahmen mit einer Stickerei von Madame Elisabeth, rothe Nelken auf blauem und weißem Grunde; ein kleiner Rococo-Schreibtisch, ein viereckiges Porzellantischchen der Königin Marie Antoinette, ein großer reich gestickter Fauteuil, eigenhändige Arbeit der unglücklichen Fürstin. Sie hat ihr Monogramm mit Blumengewinden umstickt — ihr Volk hat die Dornen, die reuige Nachwelt die Märtyrerkrone darüber gestellt. Freundlich und trostreich für den Verbannten mag der Anblick eines Mahagoni-Schreibtisches gewesen sein, der, eine Arbeit aus den vierziger oder fünfziger Jahren, in Holzmosaik die Worte zeigt: **„Les fidèles ouvriers de Paris"** — rührendes Geschenk, das der Empfänger stets werth gehalten. Beinahe unbemerkt bleibt unter den zahlreichen Familien-Gemälden, welche die Wand bedecken, eine kleine weiße Marmortafel, in die Mauer eingelassen, auf welcher in goldenen Lettern zu lesen: **„Ici Henry Comte de Chambord rendit sa belle âme à Dieu"**. In den letzten Tagen seines Lebens litt er an Athemnoth und wurde deshalb aus seinem kleinen Schlafzimmer in den großen Salon gebracht, wo er auch starb. Unter all' den Bildern haben mir das der Madame Elisabeth und eines der Königin Marie Antoinette den größten Eindruck gemacht. Letzteres ist an der Stelle des Herzens durchbohrt, eine Heldenthat des Pöbels bei dessen Eindringen in das Schloß von Versailles. Die Züge der Herzogin von Angoulême, welche das reinste Ebenbild von Ludwig XVI. gewesen sein muß, tragen stets den Ausdruck einer herzbrechenden Traurigkeit.

In dem Krankenzimmer des Grafen von Chambord steht auf einem Tische mitten im Zimmer eine viereckige sehr große eingelegte

Digitized by Google

Cassette, deren Schloß von Ludwig XVI. selbst verfertigt wurde. Sie war einst Eigenthum der Königin und ist nun ein Reliquienschrein der Familie geworden. Sie enthält unter anderem: einen Nagel und ein Stück Draht aus dem Zimmer im Temple, wo Ludwig XVI. eingesperrt war; eine Tabaksdose, auf deren Deckel Haare des unglücklichen Königspaares eingelassen sind; ein Stück des Rockes, mit welchem der König zum Schaffot ging, ein Stück des Hemdkragens, mit Blut befleckt, ein Hemd und eine kleine Stickerei der Madame Elisabeth; ein grünseidenes Mieder, mit Lilien in weißer Seide gestickt, der Königin Marie Antoinette zugeschrieben, eine Tricolore-Cocarde, von der Königin selbst genäht, ein Medaillon mit dem Bilde des zu Tode gemarterten Dauphin Ludwig XVII., Halsband und Ohrringe aus Haaren der Herzogin von Angoulême, ein Rosenkranz der Madame Louise de France, Tochter Ludwig XV., Carmelitin in St. Denis; ein Bußwerkzeug der Königin Blanche, Mutter des heiligen Ludwig; ein Zeichenheft des Dauphin de France, Vater Ludwig XVI. u. s. w. Auch blutbefleckte Handschuhe des Herzogs von Berry.

Das Volk, wie man sieht, hatte weniger Scheu, das Blut seiner Herrscher zu vergießen, als Ludwig XVI. Widerwillen empfand, das Leben einiger Elender zu opfern, die ihn in Varennes zur Umkehr zwangen. Hätte es der edle König vermocht, anders hätten sich die Geschicke Frankreichs gestaltet, dieses Landes, das seither wie herrenloses Gut von Regierung zu Regierung ausprobirt, ja bis in den Staub gedemüthigt ward: nach außen hin, als die große Armee im Anfange dieses Jahrhunderts gebrochen, decimirt von Rußlands Eisfeldern heimgekehrt, nun, fin de siècle, als Republik eben dieselbe russische Knute als Strohhalm ergreift, indessen im Innern schmähliche Prozesse und anarchistische Mörderhände Ansehen, Ordnung und Sicherheit untergraben!

Unweit dieser Cassette, auf einem Tabouret, ruht, unbenützt in ihrem gleißenden Etui, die herrliche weiße Fahne, bestimmt für den Einzug Heinrich V. in Lille, diese Fahne, deren weiße Farbe er nicht preisgeben wollte, preisgeben — für die Tricolore!

Unschätzbare Souvenirs bergen noch Vitrinen an den Wänden des Salons: ein Frühstücks-Service aus Sevres, einst gebraucht von der Königin Marie Antoinette viele Schalen und Plateaux mit Familienbildern; das Scepter von Heinrich IV. aus Elfenbein, auch seine Todtenmaske, die seine Züge sehr hart erscheinen läßt; silbergestickte Schuhe von Ludwig XVI., ein einzelner kostbarer Schuh mit einer Sonne in Gold von Ludwig XIV., dem „Roi Soleil“; und — welche Ironie des Schick-

Digitized by Google

fals, unweit dieses Schuhes ein Convert mit den blutbefleckten echten Spitzen vom Jabot Ludwig XVI.!

Neben all' diesen Gegenständen, deren Anblick mein ganzes Herz gefangen nahm, schenkte ich vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit dem Rolandshorn „Olifant", dessen merkwürdige Größe, sein Ursprung, sowie sein hohes Alter von tausend Jahren sonst nicht ermangelt hätten, mich in Entzücken zu versetzen.

Demjenigen, welcher Versailles oder auch nur dessen Nachahmung Herren-Chiemsee in Bayern, gesehen, dem wird Heinrich V. Schlafzimmer in seiner puritanischen Einfachheit einen Contrast bieten, der um so eclatanter ist, als er sich nicht nur auf die Möbel erstreckt, sondern noch mehr auf den Charakter ihrer Eigenthümer. Dort (Herren-Chiemsee) ein irrer König, der in Selbstvergötterung Zeit und Umgebung vergaß, sich selbst zurückversetzend um zwei Jahrhunderte, zur Copie werdend des „Roi Soleil"; hier dessen Enkel in dem kleinen einfenstrigen Zimmerchen, der, anstatt sich eines kostbaren Betpultes zu bedienen, auf einem an die Wand gerückten Fauteuil sein Gebet verrichtet, und mit seiner Stirn, die er dort demüthig neigt, die einfache Tapete abnützt!

In Versailles, wenn die Damen, besonders die Prinzessinen von königlichem Geblüt, durch das Schlafzimmer des Königs gingen, machten sie eine tiefe Verbeugung dem Bette Seiner Majestät. Wenn der König für wenige Tage das Schloß verließ, schlief ein Kammerdiener am Fuße des Bettes als Ehrenwache[1]). Von Versailles nach Frohsdorf, welch' ein Abstand! Das einfache Bett, von einer ebenso einfachen gestickten spanischen Wand umgeben, ein fast primitiver Toilettetisch, auf einer Commode ein abgenütztes Gebetbuch neben einem großen Kreuz aus groben grauen Stein. Am 28. Juli 1840 hatte Heinrich Graf von Chambord gesund und blühend Schloß Kirchberg zu Pferd verlassen, und wenige Stunden später brachte man ihn schwer verletzt, fast sterbend nach Hause. Sein Leben wurde zwar erhalten, aber er blieb hinkend bis an seinen Tod. Der fromme Sinn der Bourbons tritt besonders dadurch deutlich hervor, daß sie gerade aus diesem Steine, an welchem der Graf sich bleibend verletzt hatte, ein Kreuz machen ließen: Sinnbild der Ergebung und des Trostes!

Das einzige außergewöhnliche in diesem Zimmer ist eine Thüre, die mit Eisenläden zu schließen ist und sich nach Wunsch in eine Zugbrücke verwandelt, so daß der Graf, wenn er unwohl war, auf einem Rollstuhl sitzend, von seinem Zimmer unmittelbar in den Garten gefahren

[1]) État de la France 1708.

Digitized by Google

werden konnte, der gerade vor seinem Zimmer durch einen Graben vom Schlosse getrennt war. Unmittelbar an dieses Zimmer stößt das Schlafgemach seiner edlen Gemahlin, welches bedeutend größer, aber auch sehr einfach ausgestattet ist. Nur ein merkwürdiges Möbel befindet sich darin, ein Sessel Heinrich IV. mit seinem in Holz geschnitzten Bildnisse.

Das gemeinsame Schlafzimmer mit seinen großblumigen blauen Zitzmöbeln, Vorhängen und Wandbekleidungen, ist der unsympathischste von allen Räumen. Der gelbseidene Salon Maria Theresia's von Este bietet nichts besonderes.

Im Arbeitszimmer des Grafen von Chambord hat man pietätsvoll alles so gelassen, wie er es hinterließ: die Bücher im Glasschranke, die Feder am Schreibzeug, alles wie er es gestellt und gelegt. Niemals ging die trauernde Witwe auf die Reise, ohne vorher dieses Zimmer zu betreten, um die abgenützte Lehne des altväterischen Fauteuils vor dem Schreibtisch zu küssen.

Die großen Empfangssalons im ersten Stock, sowie die Zimmer der Herzogin von Angoulême konnte ich leider nicht mehr sehen, da die Zeit meiner Abreise drängte. Ich konnte nur noch einige der vielen Bilder betrachten, welche an den Stiegen- und Corridor-Wänden hängen; darunter fand ich besonders schön dasjenige, welches Karl X. in vollem Krönungs-Ornat darstellt, einst dem Herzog von Blacas geschenkt, als dieser noch Gesandter war. Im ersten Stock nächst dem Eingang des Oratoriums befindet sich jenes der Gräfin von Chambord, in Spitzen-Toilette, am Arme, sehr deutlich erkennbar, ein Bracelet mit dem Portrait Heinrich V. als Knaben.

Es gibt unendlich viele Schlösser, auch solche von Privatleuten, welche viel prächtiger sind als Frohsdorf — keines auf der ganzen Welt, welches merkwürdiger ist.

Ein günstiger Zufall war es, dass ich noch in Wien weilte, als man den hundertsten Gedenktag von Marie Antoinette's Martyrium feierte. In der ehemaligen Waisenhaus-Kirche am Rennweg wurde dieses ewig denkwürdigen 17. Octobers in möglichst feierlicher Weise durch ein Todtenamt gedacht und ich kann nicht genug die Pietät des dortigen Herrn Pfarrers rühmen, der aus eigener Initiative diese großartige Kundgebung der Trauer veranstaltete. Marie Antoinette ist als Märtyrin allen edlen Menschen der ganzen Welt theuer, den Österreichern muss sie als Tochter der großen Maria Theresia besonders werth sein!

Nach dem Requiem war an einem Seitenaltare ein Ornat ausgestellt, welcher aus der Königin Brautkleid von Silber-Brocat verfertigt

Digitized by Google

ist und von ihr dieser Kirche einst selbst gespendet wurde. Der Andrang, es zu sehen und zu berühren, zeigte in erfreulicher Weise, wie populär ihr Geschick und die Theilnahme daran ist.

Noch eine sehr rührende Reliquie Frankreichs besuchte ich am Friedhofe zu Hietzing nächst Wien: ein Grab, das ein Trost für Herrscher und eine Predigt für Diener ist. Es umschließt die Gebeine des edlen Cléry, der auf der Durchreise hier starb. Der Grabstein ist aus grauem Marmor und trägt die restaurirte Inschrift: „Le fidèle Cléry, dernier serviteur de Louis XVI., 27. Mai 1809." Wer kennt nicht das Tagebuch dieses Getreuen, dem allein es vergönnt war, während der fünf Monate, welche der König und seine hohe Familie im Templethurme zugebracht, ihnen zu dienen, ihre Lage durch tausend kleine Dienste zu erleichtern, so manche Beleidigung ihnen fern zu halten. Es scheint, die Vorsehung hat ihn dem unglücklichen Königspaare gegeben, damit sie nicht ganz an der Menschheit verzweifelten. Cléry hat den letzten Händedruck des Königs empfangen, als er diesem seinen Hut zum letzten Gange reichte; er war es, den der König als Hüter seines Sohnes den Municipalisten, leider vergebens, empfahl. Ohne ihn, ohne seine Aufzeichnungen wüßte die Nachwelt nichts von den täglichen und stündlichen Qualen, die das entartete Volk, welches die Freiheit im Munde und Ketten für andersdenkende in den Händen hatte, seinen König, seine Königin, ja sogar die unschuldigen Kinder erdulden ließ; wir wüßten auch nicht, mit welcher Seelenstärke, mit welchem Heldenmuthe diese königlichen Dulder litten, wie sie nur Worte der Verzeihung für ihre Peiniger hatten!

Viel zu denken geben alle diese Erinnerungen; mögen Österreichs edeldenkende Menschen all' diese Reliquien wohl behüten; vielleicht fordert sie einst ein erwachtes Frankreich mit Dank und Segenswünschen zurück.

Marie Bihain.

Digitized by Google

Die Weincultur im alten Wien.

Historischer Rückblick von **Anton Böhm.**

Unter den Naturproducten, welche der Boden des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches hervorbringt, gehört der Wein, sowohl was Quantität als Qualität betrifft, gewiss zu den beachtenswerthesten. Insbesondere liefert das Kronland Nieder-Österreich und in diesem vornehmlich die nächste Umgebung von Wien nicht nur vielen, sondern auch guten Wein. Durch die in jüngster Zeit vollzogene Vereinigung von Wien mit dessen Vororten sind viele Weingärten, und darunter solche in denen von alter Zeit her die edelsten Rebsorten gepflegt wurden, in das erweiterte Stadtgebiet einbezogen worden. Der Wiener ist daher jetzt wie ehedem wieder in der Lage, den auf heimischem Boden selbst erzeugten Wein zu trinken; und ist auch die Menge desselben gegen früher infolge der geänderten Bodenverhältnisse und durch die in neuester Zeit aufgetretenen argen Verwüstungen der Reblaus bedeutend zurückgegangen, so ist doch dessen Qualität mindestens dieselbe geblieben, wenn sie nicht etwa durch Einführung edlerer Rebsorten an Güte gewonnen hat. Es dürfte daher nicht ganz ohne Interesse sein, zu erfahren wie es im alten Wien mit der Weincultur ausgesehen hat. Zum Verständnis der Leser muß aber hier angeführt werden, dass unter dem „alten Wien" nicht das auf einen engen Raum begränzte Municipium der Römer zu verstehen ist, sondern jene Stadt, welche nach dem Abzuge der letzteren unter dem Namen „Wien" von fremden Völkerschaften in Besitz genommen und erweitert worden ist.

Digitized by Google

Beginn des Weinbaues.

Die ältesten Spuren des Weinbaues in der Nähe von Wien führen an der Hand der Geschichte in das Ende des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurück, in die Zeit des römischen Kaisers Probus (276—282 nach Chr. Geburt). Es mag allerdings auch schon früher in der Gegend der Donau vor deren Besitznahme durch die Römer der Weinbau betrieben worden sein; denn sonst hätte sich der römische Legat von Ober-Pannonien, wozu diese Gegend gehörte, nicht über die geringe Güte des daselbst wachsenden Weines beklagen können. Vielleicht angeregt durch diese Klagen, möglich aber auch aus eigener Initiative, sah sich daher Kaiser Probus, der überhaupt großes Interesse für die Volkswirthschaft an den Tag legte und daher mit vollem Rechte der römische Nationalökonom genannt werden konnte, veranlaßt, durch seine Soldaten an den Abhängen des Kahlengebirges (Mons Cetius) Weinreben pflanzen zu lassen. Woher diese Reben genommen wurden, ist uns wohl nicht bekannt [1]). Der reichliche Ertrag, den sie infolge der günstigen Lage auf den gegen Osten gewendeten sonnigen Hügelabhängen lieferten, eiferte bald auch die Civilbevölkerung zur Nachahmung und Ausbreitung des Weinbaues an.

Zur Zeit der Einfälle der Gothen, Hunnen und Avaren in das römische Noricum wurden wohl die meisten Weingärten wieder zerstört und der Weinbau blieb daselbst durch Jahrhunderte vernichtet, bis Karl der Große (768—814 n. Chr.) die Macht der Avaren brach und durch ihn und seine Nachfolger in den verwüsteten Ländern an der Donau das Christenthum eingeführt und der Boden allmählig der Cultur wieder zugeführt wurde.

Die von den damaligen Herrschern in der Ostmark gegründeten und mit reichen Schenkungen bedachten Klöster wendeten dem Weinbau alle Aufmerksamkeit zu, wodurch derselbe bald wieder seine frühere Blüthe erlangte.

Lage der Weingärten.

Unter der Herrschaft des erlauchten Geschlechtes der Babenberger sehen wir die Weingärten von Westen und Süden immer weiter gegen

[1]) Zur bleibenden Erinnerung an diese historische Thatsache erhielt die Herrengasse in Heiligenstadt bei der jüngsten Änderung der Gassenbenennungen im erweiterten Wien den Namen: „Probusgasse".

Digitized by Google

die alte Vindobona vorrücken, so dass sie unter den letzten Herrschern dieses Geschlechtes bis hart an der Gränze der Stadt, die damals nur einen geringen Umfang hatte, zu liegen kamen. Nachweisbar ist es, dass der jetzige Dominicaner-Platz noch im 12. Jahrhunderte unter der Regierung des Herzogs Heinrich Jasomirgott (1141—1177) Weingartengrund war. Eben so berichtet der Historiker P. Fuhrmann, dass unter den Gründen, welche Herzog Leopold VII. der Glorreiche nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge aus Palästina 1219 „den mindern Brüdern" (Minoriten), die aus Italien nach Wien berufen worden waren, zur Errichtung einer Capelle überlassen hatte, auch ein großer Weingarten sich befand, welcher außerhalb der Stadt lag[1]). Als dann König Otakar von Böhmen die Stadt gegen Westen erweiterte und mit Mauern umgeben ließ, wurde das Kloster der Minoriten in die Stadt einbezogen und hiedurch kam zweifellos auch ein Theil des großen Weingartens innerhalb der Stadtmauern zu liegen, weil noch im Anfange des 17. Jahrhunderts in einem der Klosterhöfe der Minoriten Gartenanlagen mit Weinreben bestanden. Überhaupt war beinahe das ganze Territorium um Wien von der Donau bis wieder zur Donau, auf welchem sich später nach und nach die Vorstädte entwickelten, besonders auf dem hügeligen Terrain, vorzugsweise dem Weinbau dienstbar.

Nur die Niederungen in den beiden „Werd" (Leopoldstadt und Roßau) und die Ufer des Wienflusses waren dicht mit Auen besetzt, über deren Bestand wir die Bestätigung in einer Urkunde vom Jahre 1327 finden[2]), in welcher von einem Garten „in der niedern Au vor Stubenthor" die Rede ist, welche letztere noch im Jahre 1460 bestanden hat[3]). An der südwestlichen Seite der Stadt schloßen sich an die Weingärten der Bürger die herzoglichen Wälder an, so wie jener mächtige Hochwald von Laub- und Nadelholz, insbesondere von Eichen und Lärchen, an dessen Stelle später der Vorort „Lerchenfeld" entstanden sein soll, der noch unter Kaiser Maximilian II. (1564—1576) bis an die Weingehänge sich hinzog.

Die ersten Besitzer der Weingärten.

Wenn wir von den ältesten Anpflanzungen von Weinreben auf den Gründen um Wien absehen und unsern Blick nur bis auf die Gründung

[1]) Fuhrmann Alt-Wien. Seite 486, f.
[2]) Stadtbuch D Seite 54.
[3]) Stadtbuch D Seite 461.

Digitized by Google

der Ostmark durch Karl den Großen zurückwerfen, so erscheinen wohl als die größten Förderer des wieder in Angriff genommenen Weinbaues die geistlichen Corporationen. Vorerst waren es die bayrischen Bisthümer und Klöster, welche sich mit dem Weinbau und der Pflege der Weinreben in der Ostmark und insbesondere in der Gegend um Wien befassten.

Ihnen folgten die von den Babenbergern und den ersten Habsburgern insonderheit in Nieder-Österreich gegründeten Klöster. Sie thaten es in erster Linie um kirchlicher Zwecke willen, da ja der geheiligte Wein bei dem täglichen Messopfer eine so bedeutsame Rolle spielt.

Der reiche Ertrag, den der Weinbau den Besitzern der Weingärten abwarf, bestimmte dann auch die früheren Feudalherren und späteren Herrschaftsbesitzer, dann auch die Bürger der Städte und Tausende der Landbevölkerung, sich dem Weinbau zu widmen. Insbesondere waren es die Bürger von Wien, welche entweder ausschließlich oder neben ihrem Handwerke den Weinbau betrieben und daher von den Hauern am Lande spottweise „eingemauerte Bauern" geheißen wurden. Zur Zeit der Regierung des Herzogs Heinrich Jasomirgott waren schon sämmtliche Gründe außerhalb der Mauern von Wien dem Weinbau gewidmet und die Weingelände erstreckten sich von der Donau über Erdberg, Landstraße, Rennweg, Wieden, Reinprechtsdorf, den Hundsthurm, Matzleinsdorf, Hungelbrunn, Nikolsdorf, über Gumpendorf, Laimgrube, St. Ulrich, Alsergrund, über den „Schottenpeunt" [1]), einem Hügel vor der Stadt zwischen der Roßau und der jetzigen Währinger Straße, bis wieder zur Donau. Sie waren in „Rieden" getheilt, deren mitunter sehr sonderbare Namen zum Theile bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im Munde des Volkes verblieben [2]).

---

[1]) Peunt-Peunten, altösterr. Piunte bedeutet eine Pflanzung auf einem Hügel oder Bergabhange. Siehe Schmeller-Fromm I. 395 und Gengler. 290.

[2]) So hießen die Rieden in Erdberg: Mitter-Preitleiten, Hofmarch, Heiße Grießen, auf den Paulushöhe, im Törfel, Walischer Garten, Königsberg, Haringer-Gemeinde, Schotten-Häusl, Erdberger Maß. Auf der Landstraße waren die Rieden: im Liechtenstein, im mittern Weg, in der Zeuß, an der Hayd, am Bergsteig (auch Rabensteig), im Grasgassel oder am Grasweg, in der Greifenbreiten, im Großenbruch, im Thurmgraben, in der Zwerchissen oder Zwerchluzzen, in der Kreuzgebren oder kurzen Gehren, am Ochsenpries, in der Hirschpeunt, beim Urschelbrunn. In Matzleinsdorf hießen Rieden: in der Grießen, im obern Nagelsberg; auf der Wieden: im Mayram, im Erdstall, am Gugl, im Mittersteig, beim Handtüchel, bei der Presse, im Schöph, im obern Grieß, im Halawaschgarten, kalte Herberg, Burgerweg, in der Hechtengasse, im Goldeck, im Gipött.

Digitized by Google

Auch die übrigen Gründe um Wien hatten ihre eigenen Namen, von denen sich einige bis in die Gegenwart in der Bezeichnung von Gassen und Plätzen erhalten haben.

In dem zum jetzigen XIV. Wiener Gemeindebezirk Rudolfsheim gehörigen Reindorf, an dessen Stelle ehemals das Dorf „Meinhartsdorf" gestanden, hießen die dort gelegenen Weingärten „in der Reyn", welcher Name sich bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts erhalten hat, obgleich die ganze Gegend schon geraume Zeit verbaut gewesen.

Es war daher wohl begreiflich, dass die unter Herzog Heinrich Jasomirgott im Jahre 1158 aus Schottland nach Wien berufenen Benedictiner sich auch um Grundbesitz in der Nähe der Stadt bewarben, nicht blos zur Selbsterhaltung, sondern auch des Gewinnes wegen, um durch denselben die Kosten für ihre übrigen Bedürfnisse bestreiten zu können. Der größte Theil dieses Grundbesitzes bestand in Weingärten, die den reichlichsten Ertrag lieferten. Nach dem ältesten Grundbuche des Schottenklosters über die Häuser der Stadt Wien und einige Vorstadtgründe vom Jahre 1314[1]) lagen die meisten dieser Weingärten in der nächsten Nähe des Klosters, am oben erwähnten Schottenpeunt, in Zaismannsbrunn (dem jetzigen Pfarrbezirk St. Ulrich)[2]), auf der Laimgrube und Umgebung.

Später erwarben die Schotten auch in dem geschlossenen grundherrlichen Gebiete des Stiftes Michelbeuern zwischen dem Als- und Währinger Bache Weingartengründe theils durch Kauf theils durch Widmungen, wie dies die im Archive des Schottenklosters aufbewahrten Urkunden aus den Jahren 1319, 1336 und 1376 bezeugen. Das Stift Michelbeuern besaß nämlich schon zu Ende des 12. Jahrhunderts mehrere

---

[1]) Hormayr Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Wien 1825 1. Band. 3. Heft. Urkundenbuch XX.

[2]) In St. Ulrich waren neben den Weingärten auch ausgedehnte Safrangärten, welche den Wiener Bürgern gehörten und ihnen mit Rücksicht auf die besonders gute Qualität dieses Erzeugnisses ein nicht unbedeutendes Einkommen abwarfen. Einer dieser Safrangärten lag nach dem Richterspruche Haunsens Chöberl Schottner Amtmanns bei St. Ulrich vom 14. Januar 1425 „bei Sant Ulreich, neben der Gassen, do man get zu Sand Tibolt vor Widmer-Tor (gegenwärtig Laimgrube) an ain Tail ze nägst Michels des Staindel Weingarten ꝛc." — Im Jahre 1423 verkaufte der Chormeister von St. Stephan Caspar Wildhaber ein Haus und einen Safrangarten „vor dem Widmertor".

Digitized by Google

Weingärten in Währing, zu deren Arrondirung es im Jahre 1182 von dem Goldschmiede Bruno in Wien einen Weingarten für 30 Talente erkaufte, wie dies ebenfalls urkundlich erwiesen ist.

Neben dem Stifte Schotten hatte auch das Wiener Dom-Capitel in der Umgebung Wiens einen ausgedehnten Grundbesitz, auf welchem Wein gebaut wurde. Einige dieser Weingartengründe lagen unmittelbar vor den Mauern der Stadt. Dies ersehen wir aus dem Zehentbuche der Domprobstei zu St. Stephan vom Jahre 1391 bis 1403[1]).

Aber auch kleinere geistliche Corporationen in Wien, wie die oben erwähnten Minoriten, die Barnabiten, Dominicaner, das Kloster der Büßerinen zu St. Hieronymus, die Johanniter und die Augustiner-mönche auf der Wieden[2]) hatten Weingärten auf den Gründen der späteren Vorstädte. Der reiche Ertrag dieser Weingärten bestimmte auch mehrere Klöster in Nieder- und Ober-Österreich, die in waldreichen Gegenden errichtet worden waren, wie die Stifte in Heiligenkreuz, Zwettl, Kremsmünster, Klein-Mariazell, Berchtesgaden, Gründe in der Umgebung von Wien zu erwerben, um auf denselben den für ihren Convent nöthigen Wein selbst zu bauen. Auch das Benedictinerstift Admont in Steiermark hatte am Kahlenberge bei Wien „an dem Purck-stal" einen Weingarten, genannt der Jude[3]).

Allmählig kam auch das Wiener Bürger-Spital, welches angeblich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch die Brüder Otto, Chuno und Konrad, damals die reichsten Bürger in Wien, gegründet worden war, theils durch Schenkungen unter Lebenden oder auf den Todesfall, theils durch Kauf in den Besitz von Gründen und Wein-gärten in den späteren Vororten des alten Wien. So schenkte ein Bürger von Wien Otto von Gumpendorf im Jahre 1264 dem Bürger-Spitale mehrere Äcker und Weingärten in Reinprechtsdorf. Ein anderer Wiener Bürger Rapoto machte im Jahre 1271 dem Bürger-Spitale ein Geschenk mit mehreren Weingärten in Als. Nach einem alten Dienstbuche vom

---

[1]) Blätter des Vereines für Landeskunde von Nied.-Österr. Jahrg. 1890—1892.

[2]) 1445 schenkte Oria della Scala, Gemahlin des aus Venedig vertriebenen Grafen von Pretta, den Augustinermönchen „Baum-, Wein- und Safrangärten" unterhalb der Wiener St. Paulskirche.

[3]) Über diesen Weingarten entstand zwischen dem Stifte Admont und den Erben Dietrich's des Swagers ein Streit, der im Jahre 1299 mittelst Vergleiches zu Gunsten des Stiftes geschlichtet worden ist.

Digitized by Google

Jahre 1326 besaß das Bürger-Spital in der Gegend vor dem Kärntnerthore, da wo vormals dessen Gottesacker mit der St. Colomans-Capelle bestand und jetzt der Gemeindebezirk Wieden beginnt, Weingärten in der Ausdehnung von vier Joch, wozu noch von einem sicheren Konrad Rüger, „des Grafen Sohn", im Jahre 1355 nebst einem Hause mehrere Weingärten mit der Bestimmung zum Unterhalte der genannten Friedhofs-Capelle geschenkt wurden.

Derlei Stiftungen wurden in damaliger Zeit mehrfältig gemacht und dadurch der fromme Sinn der Stifter bekundet. So stiftete im Jahre 1363 Kathrein, die Witwe Jakobs des Ziphs, ehemaligen Amtmanns von St. Stephan auf der Wieden, einige von ihren Weingärten zu Reinprechtsdorf, am Hungelbrunn und „im Schöff" für die frommen Frauen zu St. Niklas auf der Landstraße. Viele Weingärten wurden insbesondere zu Messenstiftungen bei der Kirche St. Stephan oder bei anderen Kirchen oder Capellen verwendet. So lesen wir in einer Stiftungsurkunde vom 15. November 1520, dass zu einer Messenstiftung „ze sand Achatzy Capelle auf sand Stephans Freithof ze Wien" ein Weingarten dienstbar war, „gelegen vor dem Newen Turm gegen den Klagpawn über, genannt die Gugl zunagst der Johanniter Weingarttn".

Die Weingärten des Bürger-Spitals waren in verschiedenen Rieden der Umgebung der Stadt zerstreut, wie auf der Landstraße, in Gumpendorf, Matzleinsdorf, im sogenannten „Schöff" (Mariahilf), im untern Werd und in St. Ulrich.

Nachdem das Bürger-Spital unter dem Namen „Lazareth" an den Alsbach im jetzigen IX. Wiener Gemeindebezirk verlegt worden war, erhielt es 1649 durch ein Vermächtnis des Wiener Bürgers Bernhard Holler drei an das Lazareth anstoßende Weingärten zu dessen Erweiterung.

Wir sehen also schon am Ausgange des 15. Jahrhunderts die ganze Umgebung von Wien bis hart an dessen Umwallung mit Weinreben bepflanzt und Bonfini, der Hof-Historiograph des ungarischen Königs Mathias Corvinus (1458—1490), konnte daher mit Recht schreiben, „Wien gehöre zu den schönsten Städten der Barbaren und liege inmitten eines großen Weingartens". Eben so fand sich im 16. Jahrhunderte, in welchem der Weinbau den größten Aufschwung nahm, der Humanist Ulrich Schmidts (Schmitz?) veranlasst, in einer seiner vielen Schriften das „schöne Wien" mit seinen weithin lachenden Gefilden zu

Digitized by Google

rühmen und „seine weinbekränzten Gelände und Gärten mit denen der Hesperiden" zu vergleichen [1]).

Um dem religiösen Bedürfnisse der Weingarten-Arbeiter Rechnung zu tragen, wurden an mehreren Orten des ausgedehnten Weinbaugebietes inmitten der Weingärten Capellen errichtet, in welchen dieselben Mittags und nach beendigter Arbeit am Abende ihre Andacht verrichten konnten. So soll in den Weingärten des Dorfes St. Bernhardsthal, an dessen Stelle die spätere Vorstadt Matzleinsdorf entstand, schon im 14. Jahrhunderte eine kleine Capelle zu Ehren des heiligen Florian gestanden haben. Im „Schöff" (Maria-Hilf) wurde im Jahre 1660 an der Penzinger Straße eine kleine hölzerne Capelle mit dem Bildnisse der Mutter Gottes „Mariahülf" errichtet. Auch der Bau der jetzigen Pfarrkirche in Gumpendorf wurde im Jahre 1765 auf Weingartengrund begonnen.

Neben den dem religiösen Cultus dienenden Capellen begann im 17. Jahrhunderte allmählig der Bau von Häusern anfänglich aus Holz, später aus getrocknetem Lehm, in welchen sich die Weinhauer ansiedelten, um näher bei ihren Weingärten zu sein. Hieraus entwickelten sich dann geschlossene Orte, die nach und nach gegen die Stadt vorrückten und die alten Wiener Vorstädte bildeten. Zwischen diesen und der Stadt lagen die nun ebenfalls der Geschichte angehörigen Glacisgründe, in deren Nähe, wie der Schriftsteller A. E. von Bergenstamm in seiner Schrift: „Wien im Jahre 1725" [2]) sagt, neben Prachtbauten auch Kellerhäuschen, Preßhäuser, Ziegelhütten und Weinberge zu sehen waren, wodurch der Fortbestand des Weinbaues in und um Wien bis ins 18. Jahrhundert dargethan ist.

Am längsten dürften die Weingärten wohl an den Abhängen von der Windmühl-Gasse gegen den Wienfluß zu bestanden haben, weil sie hier wegen ihrer guten Lage zweifellos auch bessern Wein als anderswo

---

[1]) Ulrich Schmidts, latinisirt Fabri, kam im Anfange des 16. Jahrhunderts aus der Schweiz nach Österreich, erscheint hier zuerst in Klosterneuburg bei Wien als bescheidener Schulmeister, ging dann nach Wien, um hier den medicinischen Studien sich zu widmen, wirkte hierauf durch viele Jahre als Doctor und Professor der Arzneikunde, wurde siebenmal zum Decan und viermal zum Rector der Wiener Universität gewählt und starb um das Jahr 1544.

[2]) Separatabdruck aus dem 4. Jahrgange der Österr. Blätter für Literatur, Kunst, Geschichte, Geographie, Statistik und Naturkunde.

Digitized by Google

lieferten. Dies mag auch der Grund gewesen sein, dass in dieser Gegend „an der Wien“ schon Kaiser Maximilian I. im Jahre 1502 einen Weingarten nebst Behausung und Stall besaß. Der Baustand der zum Theile jetzt noch bestehenden kleinen schmalen langgestreckten Häuser auf der linken Seite der Windmühl-Gasse, mit deren Demolirung unten in der Gumpendorfer Straße bereits begonnen worden ist, lässt ganz deutlich den Bestand der Weingärten an deren Stelle erkennen, und manches alte Bauobject mag aus jener Zeit stammen, in welcher in der dortigen Gegend der Weinbau betrieben worden ist. Noch zu Zeiten der großen Kaiserin Maria Theresia bestanden hier viele Weingärten, bis sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei fortschreitender Verbauung des Culturbodens nach und nach verschwanden. In den Todten-Verzeichnissen des Wiener Diariums, des Vorgängers unserer „Wiener Zeitung“, erscheinen die Hauer bis zum Jahre 1740 und erst im Jahre 1892 soll der letzte Nachkomme einer Hauerfamilie in der Windmühl-Gasse im Alter von mehr als 80 Jahren gestorben sein. Es wird uns erzählt, dass eine Hofdame Maria Theresias in dieser Gasse ein Haus mit Garten besessen habe, welcher letzterer mit Weinreben bepflanzt war. Wenn die Kaiserin die Mariahilfer Kirche besuchte, konnte sie nie unterlassen ihrer Hofdame einen Besuch zu machen, in deren Gesellschaft sie zur Sommerszeit im Garten unter dem schützenden Dache eines Kastanienbaumes die Jause zu nehmen pflegte. Erst vor beiläufig 10 bis 12 Jahren wurde in diesem Garten der letzte Weinstock ausgehauen, welcher einen mächtigen Umfang gehabt haben soll[1]). Auch im VIII. Wiener Gemeindebezirke können wir noch jetzt die Spuren des Weinbaues verfolgen, der daselbst nach Ausrodung des dort bestandenen Waldes betrieben worden ist. Wenn ein aufmerksamer Beobachter den letzten Theil der Lerchenfelder Straße bis zur Kaiser-Straße durchwandert, so kann er die Wahrnehmung machen, dass die zu beiden Seiten dieses Straßentheiles erbauten und sich gegenüber stehenden Häuser fast durchgehends eine gleichbreite Gassenfronte mit 3 oder 4 Fenstern haben. Es ist daher die Annahme gerechtfertigt, dass die hier nach der Ausrodung des Waldes errichteten Weingärten von der Josephstädter Straße bis an den früher offenen, jetzt aber überwölbten

[1]) Dieses Haus mit der Or.-Nr. 22 Windmühl-Gasse gehört jetzt der Familie des Glasmalers Geyling.

Digitized by Google

Ottakringer Bach herabreichten und später durch einen Weg durchschnitten wurden, an welchem die jetzigen Häuser erbaut worden sind. Schreiber dieses Aufsatzes hat noch in den siebenziger Jahren dieses Jahrhunderts in dem Hause zur blauen Kugel Or.-Nr. 146 Lerchenfelder Straße, welches den Nachkommen einer alten Wiener Bürgerfamilie Namens Obendorfer gehört, einen großen Weingarten mit dazu gehörigem Preßhause inmitten von Häusern und anderen Gärten gesehen, welcher von dem Besitzer dieses Hauses nach Hauerart bearbeitet und dessen Weintrauben in dem alten Preßhause gekeltert wurden.

Auch am Strozzengrunde bestanden die Weingärten noch unter der Regierung des Kaiser Joseph II.

In der Waisenhaus-Gasse des IX. Gemeindebezirkes befindet sich noch jetzt in dem dem k. k. Waisenhause gegenüberliegenden, den Zöglingen dieser Humanitätsanstalt als Spielplatz und zur Erholung dienenden Garten eine Weinpflanzung, welche in manchen Jahren ein Erträgnis von 30 Eimern Wein geliefert haben soll. Überhaupt war die ganze Gegend zu beiden Seiten der in den Wiener Donaucanal einmündenden „Als“ mit Weinreben bepflanzt, die reichlichen und guten Wein lieferten, und wir finden schon in dem Testamente eines Wiener Bürgers vom Jahre 1347 (Wilhalms bei den prunnen, Purger ze Wienne) eine Verfügung über Weingärten an dem „Obern Alsekke ze Otachrinne und an dem Sumperge zwischen Grinzingen und Töblich“. Unsere Väter tranken recht gern den beliebten „Alsecker“, der aber jetzt nur noch an der äußersten Gränze des erweiterten Wien in der Nähe von Dornbach gebaut wird.

Wenn wir schließlich von unserem Rundgange durch die äußeren Bezirke einen Abstecher in die innere Stadt machen, so wissen wir, dass ein Theil des vom Herzog Leopold VII. den Minoriten in der Stadt überlassenen Weingartens bis in unsere Zeit erhalten wurde und die auf demselben gepflanzten Reben den sogenannten Minoritenwein lieferten. Erst nach Auflassung des an das Klostergebäude anstoßenden Gärtchens hinter dem Gebäude der k. k. Statthalterei verschwanden die meisten dieser Reben bis auf jene großen Weinhecken, welche an der Kirche, an der Sacristei und an der Sonnenseite des Klosters aufgezogen worden sind, mit der Kirche gleiches Alter zu haben scheinen und noch gegenwärtig bestehen. Vereinzelt findet man auch an anderen Orten der innern Stadt, wie im Heiligenkreuzer Hofe,

Digitized by Google

im Hofe des Dominicaner-Gebäudes noch alte Weinstöcke, die ein mehr als hundertjähriges Alter ausweisen und ein Zeugnis ablegen von dem in Wien durch Jahrhunderte betriebenen Weinbau.

Cultur der Weingärten.

Die Weingärten wurden in alter Zeit ebenso wie jetzt von deren Eigenthümern entweder selbst bearbeitet, oder wenn diese nebstbei noch ein bürgerliches Gewerbe betrieben, oder wenn die Weingärten eine größere Ausdehnung hatten und in mehreren Rieden lagen, von zur Arbeit gedungenen Leuten unter Aufsicht eines „Weinzierl" bestellt. Gehörten aber die Weingärten geistlichen Corporationen oder Herrschaftsbesitzern an, so waren sie zum größten Theile verpachtet. Die Pachtzinse wurden von eigens bestellten Verwesern eingehoben, zu welchen hervorragende Bürger von Wien gewählt wurden. Solche Dienste leisteten z. B. für das Stift Schotten in den Jahren 1415 und 1416 die Bürger Paul Wurffl und Hanns Scharffenberger, die in Wien sogar die Bürgermeisterstelle bekleideten und deren Geschlecht bis in unsere Tage herabreicht. Diese Verweser besorgten dann zur Zeit der Ernte oft auch die Zufuhr des Maisches von den außer der Stadt gelegenen Weingärten in die letztere, wenn dies nicht von den Weingartenbesitzern selbst besorgt werden konnte. Die Weintrauben wurden in den den Wiener Bürgern eigenthümlichen Häusern oder in den geistlichen Stifts- und Klostergebäuden, wo die Weinpressen aufgestellt waren, gepresst und der gewonnene Most in den dortigen Kellern aufbewahrt. Diese Keller hatten zwei, ja sogar drei Stockwerke übereinander, daher Aeneas Silvius Piccolomini (Papst Pius II.) geb. 1405, gest. 1464, in seiner Schrift: Epistolarum liber wohl schreiben konnte: „die Keller seien so weit und tief, dass man sagt, Wien sei nicht minder unter, als auf der Erde erbaut".

Erst später, als sich, wie eben bemerkt, die Weingartenbesitzer, insofern sie nicht durch ihr Gewerbe oder ihren sonstigen Beruf an den Aufenthalt in der Stadt gebunden waren, in der Nähe ihrer Weingärten ansiedelten und daselbst Häuser bauten, verlegten sie auch ihre Weinkeller und Preshäuser dahin.

Bei der Bearbeitung der Weingärten wurde auch schon in frühester Zeit das Princip der Theilung der Arbeit zur Geltung gebracht. Die

Digitized by Google

hiezu verwendeten Arbeiter theilten sich in Steinklauber, Einleger, Stöckschläger, Hauer, Rebenschneider, Gruber, Jäter, Rebenbinder, Leser, Träger, Weinhüter und Mostler. Über alle diese Arbeiter war der „Weinzierl" gesetzt, welcher auch in vielen Fällen den Weingartenbesitzer bei der Auszahlung vertrat.

Der Lohn der Arbeiter bestand entweder in Naturalverpflegung bei den Besitzern im Hause oder in Geld. Herzog Albrecht II. der Weise erließ 1352 eine eigene „Lohnsatzung für den Weingartenpau". Nach dieser erhielt ein Schnitter 6 Wiener Pfennige, d. i. 21 Kreuzer in unserer Währung. Im nächsten Jahre, 1353, wurde von Herzog Albrecht nach dem Rathe seiner Landherren und seiner Bürger eine Weingarten-Ordnung erlassen, in welcher der Lohn für jede Arbeit im Weingarten, als Hauen, Graben, Schneiden, Jäten, Binden u. s. w. festgesetzt war. Nach dieser Ordnung wurden z. B. einem Gruber oder Hauer drei alte oder zwei neue Pfennige gezahlt[1]). Es war bei Strafe verboten, einen höhern Lohn zu fordern oder zu geben[2]). Die Arbeit, wobei alle Arbeiter zugleich erscheinen mußten, begann mit Sonnenaufgang und endigte mit Sonnenuntergang. Nur an gewissen Stätten war es dem Arbeiter erlaubt, Mittags unter Dach zu gehen. In dieser Weingarten-Ordnung war auch bestimmt, dass die Eigenthümer ihre Weingärten nicht vermiethen durften, sondern selbst oder durch Taglöhner bearbeiten mußten. Manche Bestimmungen dieser Ordnung haben sich durch die Macht der Gewohnheit so in das Leben der Weinhauer eingewurzelt, dass sie auch durch die folgenden Jahrhunderte bis in die neueste Zeit befolgt wurden. Im Jahre 1429, am Pfingsttag vor Georgi, wurde von Herzog Albrecht V. das Institut der „Weinmeister" eingeführt und für diese eine „Weinmeister-Ordnung" erlassen. Nach dieser hatten die Weinmeister ein Aufsichtsrecht und dafür zu sorgen, dass „alsbald man die Lichter aufzündet, nicht mehr gespielt werden durfte", auch sie selbst durften keinerlei Spiele mithaben und den Bürgern solche Spiele in ihren Häusern nicht gestatten. Sie mußten vor dem Stadtrathe schwören, sowohl dem Armen wie dem Reichen mit gleicher Gerechtigkeit zu dienen.

---

[1]) Rauch Rerum austriacarum Scriptores. Vindobonae 1794. III. Vol. pag. 76.

[2]) Ebenda pag. 74.

Digitized by Google

Die zum Weinbau nöthigen Geräthe, als Fässer, Bottiche und sonstige kleinere Geschirre, Weinstecken u. s. w. wurden in den südlichen und östlichen Theilen des holzreichen Waldviertels Nieder-Österreichs von den dort ansässigen Bindern in großer Menge erzeugt und sodann nach Wien zu Markte gebracht, wo sie auf dem nächst dem Holz- oder Widmer Thore gelegenen Platze, dem jetzigen Michaels-Platz, feilgeboten wurden. Die Weinstecken wurden von den Bauern in freier Zeit und im Winter theils zum eigenen Bedarf, wenn sie Weingärten besaßen, theils zum Verkauf erzeugt.

Gewöhnlich war es der Katharinen-Markt im Monate November, wo auf diesem Platze ein großes Gedränge herrschte, indem nicht nur die Wiener Weinbauern als Käufer erschienen, sondern auch Hauer von auswärts kamen, welche von dem aus dem verkauften Moste gelösten Gelde ihren Bedarf an derlei Geräthschaften zu decken suchten. War der Markt geschlossen, so begaben sich die Verkäufer in das in der Nähe befindliche Zechhaus der „Hauergilde", in welchem sie sich im wechselseitigen Gespräche untereinander und mit den fremden Hauern über den Erfolg der Weinernte bei Wein gütlich thaten.

Hebung der Weincultur.

Schon die ältesten österreichischen Regenten hielten es für eine ihrer vornehmsten Pflichten, den Weinbau auf jede Weise zu fördern und Maßregeln zum Schutze der Weingärten insbesondere der Wiener Bürger zu treffen, weil sie in der Weincultur eine der Grundlagen des Volkswohlstandes erkannten. Dies bezeugt vor allem die Handfeste des Herzogs Albrecht I. vom 11. Februar 1295, worin er dem „Bergmeister" befiehlt, dass von den Weingärten jegliche Gewalt abgewendet werden müße, „da der Stadt zu Wien Ehre und Nutzen allermeist in den Weingärten liegt, mit denen sie geehrt und geziert ist."

Eine gleiche Sorgfalt für den Weinbau und dessen Hebung insbesondere zum Vortheile der Wiener Weingartenbesitzer ließen sich die Nachfolger Albrecht I. und unter diesen namentlich Herzog Albrecht III. angelegen sein. Auch der Stadtrath von Wien gab auf Grund seiner verbrieften Rechte für das gesammte Stadtgebiet am 28. September 1461 eine „Weinlese-Ordnung" heraus, welche Bestimmungen über das Verführen des Mostes, über die hievon zu bezahlenden Abgaben, über

Digitized by Google

den Zehentmost und die zu Gunsten einiger Personen, insbesondere der Räthe — „den mag man ain Speißwein herein lassen, und nicht zu schenkhen noch zu verkauffen“ — gestatteten Ausnahmen enthielt[1]). Auch die späteren Landesfürsten sorgten in gleicher Weise für den Schutz der Weingärten und die Förderung der Cultur derselben. Dies beweisen die von Ferdinand I., dem Enkel Maximilian I. erlassene Ordnung des städtischen Wesens zu Wien vom 12. März 1526[2]) und die Hauer-Ordnung vom Jahre 1549, welche insbesondere Bestimmungen für die Weingärten in den bestandenen Vorstädten Gumpendorf und St. Ulrich enthielt.

Als sich die Wiener Bürger bei dem Kaiser beschwerten, dass die Weinzierl und ledigen Hauersknechte neue Rieden und Weingärten anlegten, verordnete Kaiser Ferdinand, dass, so weit das Wiener Stadtgericht reichte, kein neuer Weingarten angelegt werden durfte[3]).

Im Jahre 1527 wurde auch die Umwandlung von Äckern in Weingärten verboten. Nur „öde“ Gründe, welche schon vor 32 Jahren Weingärten gewesen, durften wieder zu Weingärten verwendet werden; Weingärten, welche von der Zeit der obigen Verordnung zurück noch nicht vier Jahre bestanden, mußten wieder ausgehauen werden.

Unter Kaiser Ferdinand I. Nachfolgern Maximilian II. und Rudolph II. wurden alle Neusätze vertilgt und die Weinzierl für den Bau neuer Rieden mit Geld bestraft.

Weitere Maßregeln zur Förderung der Weincultur waren die Fernhaltung jeder Concurrenz fremder Weine, die Mauthfreiheit für die Weine des Wiener Gebietes, die Begünstigung des Weinausschankes und endlich das zu Gunsten der Weinhauer in Wien von Herzog Albrecht V. im Jahre 1430 erlassene Bierverbot.

Durch solche Maßregeln geschützt konnte der Weinbau einen immer größern Aufschwung nehmen, der sich am meisten im 16. Jahrhunderte zeigte. Man suchte jeden Schaden, der den Weingärten drohte, von diesen möglichst fern zu halten, und in diesem Streben wurde die österreichische Regierung auch von der städtischen Verwaltung Wiens thatkräftigst unterstützt. Da in den nächst Wien gelegenen Wäldern wilde Thiere,

[1]) Dr. Zeibig Copey-Buch der Gemainen Stat Wienn. 1454—1464. Wien. 1853.

[2]) Hormayr Geschichte Wiens. 8. Bd. Urk. Buch CCCVII.

[3]) Codex Austriacus II. pag. 476.

Digitized by Google

wie Wölfe, Wildschweine hausten, die den Weingärten oft großen Schaden zufügten, so kaufte der Oberkämmerer von Wien auf Befehl des Bürgermeisters und Rathes im Jahre 1498 Fische zur Äsung des Wildes „46 Pfund Tück von wegen der Wildswein zu verhuetten der Schaden in den Weingarten“ [1]).

Nur gegen außergewöhnliche Elementar-Ereignisse konnte man die Weingärten nicht schützen, welche den letzteren oft großen Schaden brachten. So vernichtete 1443 ein ausgedehnter Hagelschlag einen großen Theil der Saaten und Weingärten um Wien. Im April 1446 und um Pfingsten 1448 litt der Weinstock durch übergroße Kälte. Es war daher nicht zu wundern, dass der Wein misrieth und nicht verwerthet werden konnte. So berichtet Cuspinian (Spießhammer), der Leibarzt und Bibliothekar des Kaisers Maximilian I. (1473—1529), dass im Jahre 1450 bei der Grundsteinlegung des zweiten unausgebaut gebliebenen Thurmes der Stephanskirche schlechter Wein (genannt „Reifbeißer“) zum Ablöschen des Kalkes verwendet worden ist. Nicht selten mußte auch, wenn während des Sommers schlechtes Wetter gewesen, die Weinlese im Schnee vorgenommen werden.

Großen Schaden brachten den Weingärten um Wien die zeitweiligen feindlichen Einfälle der Hunnen und Türken in Österreich. Als der König Mathias Corvinus von Ungarn 1482 mit seinen wilden Heerschaaren durch Nieder-Österreich gegen Wien zog, wurde die Stadt ganz eingeschlossen, so dass die Bürger ihre Weingärten nicht mehr bestellen konnten. Da sie hierüber Klage führten, wurde jenen, welche vorzügliche Weingärten besaßen, die Pflege derselben durch hiezu bestimmte Leute gegen eine kleine Abgabe unter Hinausgabe eines Erlaubnisscheines gestattet. Die Weinlese selbst und die Verführung des Maisches in die Stadt konnte nur mit Hilfe und unter dem Schutze von kaiserlichen Soldtruppen vorgenommen werden.

Noch weit größern Schaden erlitten die Weingartenbesitzer in Wien bei den Belagerungen der Stadt durch die Türken. Im Jahre 1529 lagerten die feindlichen Heere rings um die Mauern der Stadt und setzten sich in den Weingärten fest, in welchen die Trauben eben reif waren und gelesen werden sollten. Wie uns nun der Geschichtschreiber Hammer berichtet, erhielt der spanische Oberst Zoys d'Avalos den

[1]) Schlager Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. 2. Band. Wien. 1886.

Digitized by Google

Befehl, am 28. September mit einer Compagnie Fußtruppen durch das Kärnthnerthor gegen die vor demselben gelegenen Weingärten zu ziehen, um den Türken die Weinlese zu verderben und sie von weiteren Verwüstungen abzuhalten[1]). Bei der zweiten Türkenbelagerung im Jahre 1683 wurden die meisten Weingärten um Wien verwüstet, wodurch insbesondere dem Wiener Bürger-Spitale ein großer Schade zuging, dessen Weingärten nach der Verwüstung nicht mehr aufgebaut und die Gründe verkauft wurden[2]).

Aber nicht bloß durch wilde Thiere, durch Elementar-Ereignisse und feindliche Einfälle wurden die Weingärten oft verwüstet und deren Besitzer um den Lohn ihrer vielen Mühen gebracht, sondern auch sträflicher Muthwille junger Leute war nicht selten die Ursache großer Schäden in den Weingärten. So wird uns erzählt, dass im Jahre 1666 Wiener Studenten, deren Verwilderung damals der Schrecken der Bewohner war, etwa 300 an der Zahl, vom Hundsthurm bis zur bischöflichen Heumühle auf der Wieden in die Weingärten zogen, sie devastirten und sich den zu deren Schutze herbeigeeilten Besitzern und Dienstleuten mit Degen, Säbeln und Terzerolen zur Wehre setzten.

Im Laufe der Zeiten hatten sich bei dem Weinbau verschiedene Übelstände eingeschlichen; die Weinbauern beklagten sich über den Müßiggang der Hauerknechte bei schönem Wetter, über Mehrforderungen an Lohn und sonstige Unzukömmlichkeiten. Kaiser Ferdinand I. berief daher einen Congress aller Weinbauern nach Wien, wo sie ihre Wünsche und Beschwerden vorbringen sollten. Die Versammelten wählten aus ihrer Mitte einen Ausschuß, welcher eine „Ordnung der Weinzierl, Hauer und anderer Weingartleut" entwarf, die von der Regierung 1534 bestätigt wurde und obigen Beschwerden abhelfen sollte.

Über die Gattung der Reben, welche im Wiener Weingebiete gepflanzt wurden, sind wohl keine Aufzeichnungen vorhanden; nur so viel ist bekannt, dass zur Zeit des zweiten Türkenkrieges vorzugsweise sogenannte grobe und weiße Trauben und Muskateller gepflegt worden sind.

---

[1]) Hammer Wiens erste aufgehobene türkische Belagerung. Pest. 1829. pag. 22, 23.

[2]) Altmann Das Wiener Bürger-Spital. Wien 1860. Seite 40, 42, 43.

Digitized by Google

Weinfechsung.

Nach Aeneas Sylvius dauerte die Weinlese gewöhnlich 40 Tage. Jeden Tag kamen zwei- bis dreimal 300 Weinwagen mit Maisch in die Stadt, wozu täglich bei 1200 Pferde gebraucht wurden. Dort wurde der Maisch vor den Häusern abgeladen, auf die Pressen gebracht und der aus den Trauben gewonnene Most rann sogleich in die unterhalb befindlichen Keller. War die Weinernte eine sehr ausgiebige, wie z. B. im Jahre 1499, so dauerte die Weinlese Tag und Nacht bis in den Spätherbst. In diesem Jahre fing es bereits zu schneien an und die Weinlese war noch nicht beendigt. Man konnte nicht genug Fässer und Geschirre aufbringen, um den Most unterzubringen.

Auch im Jahre 1540 war die Weinfechsung eine so ergiebige, dass von einem Edelmanne erzählt wurde, er habe seinen alten Wein durch die Bauern für Frohnarbeit austrinken lassen, um die Fässer für den in diesem Jahre zu gewinnenden Most leer zu bekommen. Der Schulmeister zu den Schotten Wolfgang Schmälzl erwähnt in seinem „Lobspruch auf die Stadt Wien", dass während der Lesezeit täglich Tausende von Lesern aus der Stadt zum Schottenthor in die Weingärten hinausziehen und 300 große Wägen bei der Maischeinfuhr in die Stadt verwendet werden. In solchen weinreichen Jahren mußte auch immer aus Verkehrsrücksichten das Verbot erneuert werden, die großen Haufen von ausgepressten Traubenresten allzulang vor den Häusern liegen zu lassen.

Dieses Weinreichthums erfreuten sich nicht bloß die Wiener, welche Weinbau betrieben, sondern auch alle Weingartenbesitzer in der Umgebung der Stadt. So lesen wir in der kleinen Chronik von Klosterneuburg, dass im Jahre 1354 der Wein in solcher Menge gewachsen ist, dass alle Fässer nicht ausreichten. Er zählte in diesem Jahre zu den besten und süßesten, und dessenungeachtet war der Preis im Durchschnitte nur 1 fl. 55 kr. für den Eimer, während derselbe im Jahre 1332 bis auf 147·5 Wiener Pfennige, d. i. 6 fl. 10 kr. in jetziger österreichischer Währung gestiegen war. Das Jahr 1394 war gleichfalls ein so gutes Weinjahr, dass das Stift Klosterneuburg allein über 6400 Eimer zu einem Preise von 1 fl. 39 kr. öst. W. pro Eimer ausführen konnte.

Es kamen aber auch Jahre, in welchen trotz des ausgedehnten Weingebietes Weinmangel eintrat. Ein solches Jahr war das Jahr 1560,

Digitized by Google

in welchem Kaiser Ferdinand I. zur Abhilfe dieses Weinmangels die Erlaubnis gab, bis Michaeli Wein in die Stadt zu führen und daselbst maßweise zu verkaufen. Von dieser Gestattung wurde ausreichender Gebrauch gemacht, indem nicht nur inländische Weine von verschiedenen Orten, sondern auch ausländische und selbst Rheinweine nach Wien gebracht wurden.

Empfindlichen Schaden für die Weingartenbesitzer in Wien und Umgebung brachten die ersten Jahre des vorletzten Decenniums des 17. Jahrhunderts. Der Bürgermeister Andreas Liebenberg, welcher an der Vertheidigung Wiens gegen die Türken 1683 muthvoll theilgenommen hatte, beklagte sich schon in seiner Amtsantrittsordre am 22. Jänner 1680, dass die vorher so berühmten Weingärten und Äcker, welche die edlen Früchte des Bacchus und der Ceres reichlich hervorbrachten, umgegraben worden seien, um die an der verheerenden Pest Verstorbenen aufzunehmen [1]).

Im Jahre 1682 fraßen nach einem Berichte des stiftmichelbeuerischen Hofmeisters zu Währing die Käfer in den Weingärten die Frucht ab, wodurch auch die Weinstöcke sehr geschwächt wurden [2]). Als dann im Jahre 1683 die Türken gegen Wien zogen und vor der Stadt ihr Lager aufschlugen, nahmen sie den Bürgern zuerst die zur Reife gelangten Trauben, worauf sie die Weingärten derart verwüsteten, dass deren Ertrag auf viele Jahre verloren war.

Was die Qualität der Weine betrifft, welche im alten Wien erzeugt wurden, so konnten sich diese nicht mit jenen Weinsorten messen, die längs der Bergkette des Wienerwaldes vom Kahlenberg bis nach Baden und Vöslau gewonnen wurden, wo die Weingärten, schon wegen ihrer Lage gegen Süden und Südosten und vielleicht auch durch eine bessere Sorte von Reben, ein vorzügliches Product lieferten und unter welchen nächst Wien der Nußberger und Weidlinger oben an standen. Der Organist im Stifte Schotten Johann Rasch, welcher in seinem Weinbuche vom Jahre 1582 die nieder-österreichischen Weingegenden in fünf Classen theilte, setzte das Wiener Weingebirge, unter welchem er die Weingärten an dem Flusse Wien und nächst dem Wiener Walde verstand,

[1]) Städtisches Jahrbuch 1892.

[2]) Geschichte des Wiener Vorortes Währing von W. Kopal in den Blättern des Vereins für Landeskunde von N.-Ö. XIV. Jahrg. 1880.

Digitized by Google

in die erste Classe, welches also den besten Wein lieferte[1]). Sixfey zählte im Jahre 1673 die Rieden in Gumpendorf, Penzing, Meidling, Hundsthurm, Nikolsdorf, Simmering und Erdberg zu jenen, welche Weine mittlerer Qualität trugen[2]).

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist im Besitze eines alten Handkalenders vom Jahre 1734, welcher bei Demolirung des Hauses Cons.-Nr. 271 in der Stadt mit dem Hausschilde: „Wo der Wolf den Gänsen predigt" unter einem Sparren des Dachstuhlgehölzes gefunden wurde. In diesem Kalender ist eine Beschreibung aller Weinberge in Österreich unter der Enns enthalten, nach welcher dieselben nach der Güte des Weines in beste, mittlere und schlechte classificirt sind. Hieraus ist nun ebenfalls zu ersehen, dass die in Gumpendorf, am Hundsthurm, in Nikolsdorf, Erdberg und St. Marx gewonnenen Weine zu der mittleren Sorte zählten. Es scheint also, dass abgesehen von anderen Umständen im Durchschnitte wohl die Lage der Weingärten für die Güte des Weines ausschlaggebend gewesen war, indem die in Wien und mehr in der Ebene gelegenen Weingärten nur Weine mittlerer Sorte, jene mehr gegen die schützenden Berge des Wienerwaldes zu situirten Weingärten vorzügliche Producte lieferten.

Weinausschank.

Jeder Wiener Bürger, welcher Weingärten besaß, hatte das Recht, seinen Eigenbauwein auszuschänken. Zu dem Zwecke hatten die Keller, insbesondere wenn sie in mehreren Tiefen übereinander lagen, eine besondere Einrichtung und es war durch Anlage eines sogenannten Handkellers, der sich gewöhnlich neben der obern Stiege befand, dafür gesorgt, dass der verlangte Wein ohne große Mühe und Zeitaufwand an die Gäste verabreicht werden konnte. Neben den Bürgern war es den in Wien befindlichen Klöstern erlaubt, ihren Eigenbau nach Wien zu bringen, daselbst zu pressen und auszuschänken.

Auf diese Weise entstanden ohne Zweifel die „Kellerschänken", die sich zum Theile namentlich in der innern Stadt bis auf die Jetztzeit erhalten haben. Denn welche andere Localitäten als die Keller wären

[1]) Rasch. Weinbuch. Von Baw, Pfleg und Brauch des Weines. 1582. Seite 52.

[2]) Sixfey. Unterösterreichischer Landcompass. Wien 1673. Seite 63. — Blätter für Landeskunde von N. Öst. 1865. S. 189.

Digitized by Google

wohl zum Ausschanke des Weines geeigneter gewesen? Die Gäste bekamen daselbst ihren Trunk ganz frisch und verzichteten sehr gern auf bessere Luft und jeden Comfort, den sie damals nicht kannten. Der Weinschänker hatte weniger Arbeit und konnte die Gäste leichter überwachen. Dass die geistlichen Stifte und Klöster, welche in Wien ihre eigenen Gebäude hatten, den Wiener Bürgern im Weinausschanke starke Concurrenz machten, ist wohl unbestreitbar; denn sie hatten ja in diesen Häusern ausgedehnte Kellerräume, von denen einige ganz leicht zum Weinausschank verwendet werden konnten. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mag dieses Kellerschankwesen wohl die höchste Blüthe erreicht haben, es schlichen sich aber dabei nach und nach oft Ärgernis erregende Übelstände ein, wozu die halbfinsteren Räume und die Verwendung von Kellnerinen zur Bedienung der Gäste willkommenen Anlass boten, so dass sich der Magistrat im Jahre 1752 bestimmt fand, das Halten der Kellnerinen in den Weinstuben und Kellern gänzlich zu verbieten[1]).

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hat sich die Anzahl der Kellerschänken in Folge der Zunahme der ebenerdig gelegenen Wirthshäuser und Weinstuben zusehends verringert, doch sollen, wie uns der humoristische Schriftsteller Friedrich Schlögl, der über das Kellerschankwesen die eingehendsten Studien machte, in seiner höchst anregenden Broschüre[2]) erzählt, in dem Zeitabschnitte von 1810 bis 1820 immerhin noch über 60 Weinkeller und Weinstuben, aus älterer Zeit stammend, bestanden haben. Von diesen waren die bekanntesten und am meisten besuchten der Seitzerkeller in der Seitzergasse, an dessen Stelle das Durchhaus „zum Bazar" steht; der Rauchfangkehrerkeller in der Freisingergasse, der Mirakelkeller am Haarmarkt, der Bischofkeller am Heidenschuß und jener im Bischofhofe in der Rothenthurmstraße, der Türkenkeller in der Strauchgasse, der Schäckelkeller im Tiefengraben, der Neustädterkeller in der Sterngasse, der tiefe Keller am Hof, der Sabelkeller in der Wipplingerstraße, der Zögerlkeller am Mehlmarkt, der Michaelerkeller in der Habsburgergasse und der noch jetzt von Einheimischen und Fremden gern und häufig besuchte Esterhazy-Keller im Haarhofe. Jede

[1]) Magistratsdecret vom 15. Januar 1752.

[2]) Friedrich Schlögl Alte und neue Historien von Wiener Weinkellern und Weinstuben und vom Weine überhaupt. Wien, Pest, Leipzig. 1875.

Digitized by Google

dieser Kellerschänken hatte ihr specielles Stamm-Publicum, das sich in denselben zu bestimmten Tagesstunden einfand und im wechselseitigen Gespräche dem Weine zusprach. Einige derselben hatten auch eine gewisse Berühmtheit erlangt, so der Seitzerkeller als Stelldichein der Dichter Bäuerle und Castelli und von anderen Schriftstellern und Künstlern, die sich daselbst oft nur bei Wein und Brot in launigen Gesprächen unterhielten und dabei die Sorgen des Tages vergaßen. Ein anderer Keller, der ebenfalls einen localen Ruf besaß, war der Michaelerkeller, in welchem tagtäglich zu einer bestimmten Stunde ein Winkelschreiber sich eingefunden, daselbst hinter einer Glaswand seinen gewohnten Sitz aufgeschlagen und den ihn aus der ärmern Volksclasse erwartenden Petenten Bittgesuche verfaßt oder oft nur gegen eine Kleinigkeit Rathschläge ertheilt hatte.

Schon die meisten dieser Kellerschänken sind den Weg alles Irdischen gegangen, indem sie entweder in Folge des Umbaues der Häuser, in welchen sie bestanden, aufgelassen oder wegen Abnahme der Besucher geschlossen wurden oder eine andere Verwendung fanden.

Nur der Esterhazy-Keller erfreut sich noch wegen des dort zum Ausschank bestimmten Ungarweines der alten Beliebtheit und Frequenz.

Hier muß noch, anknüpfend an die Kellerschänken, einer eigenthümlichen Sitte erwähnt werden, welche noch im Jahre 1780 bestanden haben soll. Wenn nämlich ein neuer Kellerschank in der Stadt eröffnet wurde, zogen die „Faßzieher", die damals in großer Anzahl bestanden und eine besondere gewerbliche Genossenschaft bildeten, als „Kellerausrufer" durch die Gassen der Stadt, priesen das neue Locale in blumenreicher Rede und trugen ein Fäßchen mit, von dessen Weininhalte sie ansehnlichere Personen kosten ließen. Die Folge dieses Umzuges war dann, daß in dem neueröffneten Kellerschanke Abends sich so viele Leute einfanden, daß manche gar keinen Platz bekamen und wieder weggehen und ihr altgewohntes Stammlocale aufsuchen mußten. Der neue Weinschänker hatte auf diese Weise am Eröffnungstage jedenfalls eine gute Losung gemacht.

Mit der Auflassung der Kellerschänken im Laufe dieses Jahrhunderts hat aber auch der Bestand der Weinpressen in Wien sein Ende gefunden. Im Bischofkeller im Palais des Wiener Erzbisthums an der Ecke der Wollzeile war noch bis zum Jahre 1848 die mit der Jahreszahl 1600 versehene Weinpresse zu sehen.

Digitized by Google

Das Schankrecht wurde den geistlichen Corporationen von dem Landesherrn verliehen. Schon Herzog Friedrich der Streitbare bewilligte am Weihnachtstage 1240 dem deutschen Orden das freie Schankrecht für Eigenbauwein ohne Zahlung irgend einer Abgabe. Das Chorherrenstift Klosterneuburg erhielt von den Wienern 1288 das Recht, jährlich 40 Fuder[1]) Wein nach Wien zu führen und daselbst zu verkaufen[2]).

Herzog Friedrich der Schöne schenkte der Karthause Mauerbach nächst Wien ein Haus in der Dorotheergasse mit dem freien Weinausschank, wie ihn die Bürger genießen. Ebenso bewilligte Kaiser Friedrich IV. mittelst Bestätigungsurkunde vom 31. August 1480 dem Kloster der Büßerinen zu St. Hieronymus in Wien die freie Einfuhr seines Bauweins und dessen Verkauf und Ausschank „mit offenen Zaiger vor Zapfen" wie „annder Gotzhawser und unser Burger und Inwoner in vnnserr Stat Wienn". Jedoch wurde den Geistlichen schon unter Herzog Albrecht V. im Jahre 1422 befohlen, „sie sollen ihren Bauwein bescheidentlich ausschänken, nicht mit Fässern, noch ungezogenen Leuten, die Lärm und Unfug treiben, noch sollen sie dazu Frühstück geben oder anderes Essen".

Manche Klöster bewarben sich vergebens um das Schankrecht und das Benedictinerstift Melk a. d. Donau hatte erst 1629 unter Ferdinand II. über wiederholtes Ansuchen das Recht erhalten, im Melkerhofe in Wien Wein zu schänken[3]).

Neben dem Rechte der Wiener Bürger als Weingartenbesitzer ihren Eigenbauwein auszuschänken, erhielten dieselben von den Herzogen Albrecht III. und Leopold III. mittelst Briefes zu Wien am Erchtag

---

[1]) Die zur Zeit des Wein-Ungelts beim Handel und Ausschank gebräuchlichen Maße waren Fuder, Dreiling, Eimer (Urna) und Ächtering. Ein Fuder hatte 32, ein Dreiling 24 Eimer, dieser wurde in 30 Ächtering getheilt und ein Ächtering (Achterin) zerfiel in zwei halbe und vier Quartl. (Kurz Österreichs Handel in älteren Zeiten.) Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war das Ächtering bereits außer Gebrauch und an dessen Stelle trat in Folge Verordnung vom 18. Juli 1761 das bis in unsere Zeit gebräuchlich gewesene Flüssigkeitsmaß, wonach der Eimer 40 Wiener Maß enthielt, und die Maß in vier Seitel oder acht Achtel zerfiel.

[2]) Fischer Merkwürdige Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg. Wien 1815. II. Seite 292.

[3]) Keiblinger Geschichte des Benedictinerstiftes Melk. Wien 1851. II. Band. S. 880.

Digitized by Google

vor St. Kolomanstag (9. October) nach Chr. Geb. 1370 [1]) auch das Recht, in der Stadt Wien zu ihrem und der Stadt Nutzen und Frommen eine gemeine offene Taferne zu errichten, in welcher neben den eigenen Erzeugnissen auch wälsche und andere fremde Weine, vorzugsweise Malvasier, Muscat-, der sogenannte Osterwein und Kräuterwein [2]) geschänkt und verkauft werden durften.

„Wer hier zu Wien", heißt es in diesem Briefe, „solche wälsche oder fremde Weine trinken will, er sei Gast oder Bürger, der soll um den Wein zu der Taferne senden sein Trinkfaß und den Wein trinken außerhalb der Taferne und nicht darin und soll auch niemand dieselben Weine verkaufen, hingeben oder verschenken mit einander noch einzeln. Jeglicher Bürger mag aber vier Urnen solcher fremder Weine in seinem Hause haben, doch nicht zu verkaufen noch um Pfennige zu geben bei Strafe und Verlust des Weines."

Diese den Wiener Bürgern bewilligte Taferne war in einem Hause der Wollzeile in der Nähe der bestandenen Stubenthor-Bastei untergebracht und glich mehr einem Handelsgewölbe oder einer Wein-Niederlage, als einer Gaststube, wahrscheinlich um die Weingartenbesitzer in ihrem Schankrechte mit Eigenbau nicht zu beeinträchtigen. Wer die interessante Ansicht Wiens von dem Maler Hufnagel, der unter der Regierung Rudolf II. von 1545—1600 lebte, zur Hand nimmt, wird auf derselben in der Gegend außerhalb des später errichteten Stubenthores kleine Häuschen und Hütten mit niedlichen Gärtlein sehen, in welchen gewiss auch Weinschänken gewesen sein dürften, die den aus den dortigen Weingärten bezogenen Most und Wein auch an sitzende Gäste abgaben. Hier mögen die Wiener Bürger des 16. und 17. Jahrhunderts beim Genusse des Rebensaftes wohl der Türkennoth vergessen haben. Auf dieses Privilegium zum Ausschank fremder Weine hat die Stadt Wien im Jahre 1571 freiwillig Verzicht geleistet und die Taferne wurde geschlossen.

[1]) Tomaschek Rechte und Freiheiten der Stadt Wien. I. 179 Nr. 84 „vergönnen der Stadt die gemain offen taffern, in welcher welsch weynn oder anderley fremd weynn, wie die genannt sind, geschänkt werden mag."

[2]) Rasch Weinbuch. S. 34. Der Kräuterwein wurde verschieden zubereitet. Man gab Kräuter, Wurzeln, Blumen oder Früchte in ein Faß, und goß neu gekelterten Most darüber. Oder es wurden Kräuter und Wurzeln gehackt und pulverisirt, sodann in ein Säcklein gegeben und dieses in ein Mostfaß gehängt.

Digitized by Google

Es ist wohl begreiflich, dass bei dem ausgedehnten Schankrechte der Wiener Bürger — beinahe in jedem Hause war eine Schankstube — die Gelegenheit zum Trinken in ausgiebiger Weise vorhanden war. So hatte ein Wiener Bürger Namens Amandus Pann eine Tafern „underm Purg", in welcher er täglich durchschnittlich über 20 Eimer Wein ausschänkte, was bei der großen Menge der Schanklocalitäten und der damals noch geringen Bevölkerungszahl in Wien wohl ein gutes Geschäft genannt werden konnte.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn sich zur damaligen Zeit in guten Weinjahren beim Ausschanke Misbräuche einschlichen, die sich in dem sogenannten „Zutrinken" und „Wetttrinken" äußerten, an welchen Unfügen nicht nur das männliche Geschlecht, sondern auch Frauen theilnahmen. Wer kein Geld hatte, versetzte was er bei sich trug, und Weiber brachten nicht selten selbst das Bettgewand in die Schänke, um dem Weingenusse fröhnen zu können[1]). Solchen Unfügen mußte dann durch Geld- und Leibesstrafen entgegengewirkt werden. Stieg der Wein den Gästen in die Köpfe, dann folgten den Trinkgelagen, insbesondere an Festtagen, nicht selten Händel und Raufereien, welche in oft arge Excesse ausarteten und selbst mit Todtschlag endeten, so dass dann die „Rumorwache" einschreiten mußte.

Weinsteuern.

Schon unter den Babenbergern mußte vom Weine eine bestimmte Abgabe, der sogenannte Zehent, an die städtische Casse geleistet werden und es bestand die Verordnung, dass dieser nur dort eingehoben werden durfte, wo die Trauben gepresst wurden. Herzog Albrecht II. verordnete am 30. September 1364, „man solle den Bürgern von Wien, die Weingarten haben, ihren Maisch ungehindert von dannen führen lassen und den Zehenden erst in der Stadt von ihnen nehmen und nach städtischen Maß[2]). Da aber auf den Weinpressen der Stadt oft auch Trauben gepresst wurden, die von Weingartenbesitzern gebracht worden waren, die keine Weinpressen hatten, so gestaltete sich diese Most- oder Weinsteuer zu einer ergiebigen Quelle des städtischen Einkommens.

Um dieses Einkommen nicht zu schädigen, ließen sich die Landesfürsten nur schwer herbei Ausnahmen zu gestatten. Einer solchen Aus-

[1]) Kattenbäck's Austria. 1847. Seite 19.

[2]) Hormayr. Geschichte Wiens. 2. Band. 1. Heft. Urk.-Buch pag. L.

Digitized by Google

nahme erfreute sich die Benedictiner-Abtei Klein-Maria-Zell, welche unter Herzog Albrecht II. am 12. April 1358 die Bewilligung erhielt, ihren Hof in der Annagasse in Wien mit dem eigenen Bauwein versehen zu dürfen, ohne hiefür von den Bürgern besteuert zu werden[1]). Durch Patent Albrecht II. vom Jahre 1359 wurde für den Verkauf des Weines im Wirthshause (in der Taffern) das „Weinungelt" als landesfürstliche Steuer mit der Motivirung eingeführt, um die Consumenten durch die gleichzeitig angeordnete Aichung der Maße beim Ausschanke der Getränke vor Schaden zu bewahren. Diese Steuer bestand in der Abgabe des 10. Pfennigs, wurde von der Stadt durch einen eigens mit diesem Geschäfte betrauten Beamten, welcher in dem vom Herzog Leopold dem Heiligen erbauten und noch bestehenden Pirg-(Berg)Hofe hinter dem Baron Sina'schen Zinshause am Hohen Markt seinen Sitz hatte, eingehoben und in einem fixen Betrage an den Landesfürsten abgeführt. Der landesfürstlichen Kammer floßen oft jährlich an 12.000 Goldgulden solcher Steuer zu, woraus auf die Menge des nach Wien verführten und daselbst verkauften Weines geschlossen werden kann. Herzog Albrecht III. mit dem Zopfe regulirte die von Wein an „gemaine Stat Wienn" zu entrichtende Steuer und verordnete mittelst Briefs vom 27. September 1374, daſs von jedem Eimer Most oder $1^1/_2$ Eimer Maisch, der in die „Stat oder in die vorstat zu Wienn" geführt werde, ein Pfennig an die „Purger" von Wien zu zahlen sei. Frei von dieser Abgabe blieben nur die in Wien hausanſäßigen Juden (die „mit aigem Rukh ze Wienne jezzhaft" waren) für Bauwein und Wein, der ihnen als Schuldentilgung gegeben wurde[2]).

Dieses „Weinungelt" bestand bis in das vorletzte Decennium des vorigen Jahrhunderts, wo es unter Kaiser Joseph II. am 31. October 1783 unter einem mit dem seit 1466 unter dem Namen „Tätz" und seit der Mitte des 16. Jahrhunderts als „Zapfenmaß" eingeführten Trankſteuern aufgehoben wurde.

Weinhandel.

Wien war schon in den frühesten Zeiten ein Hauptstapelplatz für den Weinhandel, welcher von den ersten Habsburgern in jeder Weise

[1]) Hormayr. Geschichte Wiens. 5. Band. 2. Heft. Urk.-Buch Seite XXIX.
[2]) Hormayr. Geschichte Wiens. 8. Bd. Urk.-Buch pag. CXCV. Urkunde CCCIII.

Digitized by Google

gefördert worden ist. Schon Albrecht III. bestätigt den Wienern am 29. September 1369 seines Vaters Gunst für den Weinhandel. Ein großer Theil des von den Wiener Bürgern reichlich erzeugten Weines wurde in die angränzenden Länder Mähren, Schlesien und Salzburg und weiter nach Bayern und in die obere Pfalz, ja selbst nach Holland verführt, wo der österreichische Wein dem französischen und Rheinweine wegen seiner Stärke vorgezogen wurde.

Als unter Kaiser Leopold I. auf den Rath des kaiserlichen Commerzialrathes Dr. Becher der erste Versuch gemacht wurde österreichischen Weinen ein größeres Absatzgebiet zu sichern, ist im Jahre 1671 eine Probesendung von 50 Eimern nach den Niederlanden geschickt worden. Hiezu wählte man Hernalser und Währinger Weine, die wegen ihrer Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit für eine solche Sendung besonders bevorzugt worden sind. Der Versuch war gelungen und es breitete sich der Weinhandel immer mehr aus. Auch fremde Weinhändler kamen nach Wien und errichteten Niederlagen für ausländischen Wein. Zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens waren schon mehrere italienische Weinhändler in der Stadt, welche in verschiedenen Theilen, wie im Eisgrübl, in der Nagler-Gasse, Rothenthurm-Straße ihre Keller hatten und daselbst den Wein verkauften [1]).

Vorrechte beim Weinausschank.

Wie schon oben erwähnt wurde, haben die österreichischen Landesfürsten den Weinbau und die Pflege der Weingärten in jeder Weise durch entsprechende Verordnungen zu fördern gesucht, insbesondere ließen sie ihren Schutz den Bürgern von Wien bei der Verwerthung ihrer Weinproducte zu statten kommen. So verordnete Herzog Albrecht II. mittelst Briefes von 1340, dass hungarischer oder welscher Wein in den Burgfrieden von Wien nicht eingeführt werden durfte, welches Verbot auch von Kaiser Ferdinand I. zwei Jahrhunderte später bestätigt wurde.

Nach dem „Gab-Brieff" des Herzogs Albrecht III. vom 29. September 1382 durfte zur Jahrmarktszeit kein Wein nach Wien geführt werden, dass „die Stadt darumb bei ihren alten Rechten bleiben soll".

[1]) Schimmer Wiens Belagerungen durch die Türken. Wien. 1845. Seite 253.

Digitized by Google

Von diesem ausgedehnten Vorrechte der Bürger in Wien beim Weinausschank konnte für Fremde nur schwer eine Ausnahme erwirkt werden. Selbst den benachbarten Städten war der Verkauf von Wein in Wien verboten und nur Wiener-Neustadt erhielt im Jahre 1358 das Recht, in Wien eine Taferne für Wein zu halten[1]).

Sich stützend auf ihre alten verbrieften Rechte, verboten die „Bürger von Wien" unter Kaiser Leopold I. im Jahre 1689 auch den kaiserlichen Hofjägern in der Jägerzeile den Weinausschank, wogegen sich diese beschwerten und um einen Schutzbrief gegen die vom Stadtrathe erfahrene Beeinträchtigung baten. Interessant ist die Ausführung ihrer Beschwerdeschrift. Sie begründeten nämlich ihre Bitte durch die Entfernung ihres Wohnortes von der Stadt und dadurch, dass, wenn auch „an Feuer- und Sonntägen etliche Leuth, absonderlich die ledige Bursch auß der Statt hinauß kommen und neben ihrer suchenden Rekreation ihnen einen trunk belieben lassen, der gemein Statt Wien kein eintrag beschehen kann, weillen, wann gleich die Jägerzeill nicht wäre, dergleichen ledige Leuth andert wohin, als zu St. Ulrich, auf Hernals, Gundendorff, Hundsthurn und anderer gemeiner Statt Wienn nechst angelegene örther begeben und daselbsten ihre Rekreation neben einen trunk suechen und des trinken halber nicht in der Statt bleiben wurden".

Ob den kaiserlichen Hofjägern auf Grund dieser Beschwerdeschrift der erbetene Schutzbrief gewährt worden, konnte Schreiber dieses nicht eruiren.

Später scheint man wohl diese Vorrechte der Wiener Bürger mehr außeracht gelassen zu haben; denn ein Hofdecret von 1702 bestimmt ausdrücklich, dass die Hofküche in Wien nur mit Meraner Obst und Trauben zu versehen sei. Ob damals noch Wein aus dem Wiener Weingebiete in den Hofkeller geliefert worden, ist nicht bekannt.

Festlichkeiten am Schluße der Weinlese.

Es war eine alte Sitte, dass die Weingartenbesitzer zur Weinlese ihre Verwandten und Bekannten einluden, welche dann auch bei der Einsammlung der Trauben thätig mitwirkten. War die Tagesarbeit im Weingarten vollbracht und der Maisch auf die Weinpresse geschafft,

[1]) Buchholtz Geschichte der Regierung Ferdinands I. Wien. 1838. VIII. Band Seite 262.

Digitized by Google

dann setzte man sich in der Stube zum Spiel oder belustigte sich auf andere Weise, bis der Schlaf die müden Augen zudrückte und der Hausvater das Zeichen zur Ruhe gab.

Nach gänzlicher Beendigung der Weinlese und Unterbringung des Mostes in den Kellern wurde das Weinhüterfest gefeiert. Man machte aus Stroh einen Kranz, bestreckte diesen mit Trauben und Nüssen und befestigte ihn an einer Stange. Unter Vorantritt einiger Musiker hielten nun die Weinhüter mit diesem Kranze einen Umzug durch den Ort, in welchem die Weingartenbesitzer wohnten, die Musiker spielten einige Stücke vor den Häusern der Hauer, welche dann die Hüter bei dieser Gelegenheit für die während der Reifezeit der Trauben in den Weingärten geleisteten Dienste noch besonders entweder mit Geld oder Wein belohnten.

Diese Weinhüterfeste hatten in der alten Zeit ein ganz originelles Gepräge, wurden aber später immer einfacher, bis sie im jetzigen Jahrhunderte ganz aufhörten, was wohl in der allmähligen Abnahme des Weinbaues und in den Änderungen des socialen Lebens begründet sein mag.

An deren Stelle traten dann die Weinlesefeste, welche einige Gasthausbesitzer, denen größere Localitäten zur Verfügung standen, ihren Gästen in der Weise bereiteten, dass sie die Wände der Zimmer mit Weintrauben tragenden Reben bekleideten, welche die Gäste oft um theures Geld ablesen durften. Nun haben sich aber auch diese improvisirten Weinlesefeste der neuern Zeit überlebt und sie treten nur noch sporadisch in der Umgebung von Wien auf, und locken mehr durch Musik und Tanz als durch die gebotenen oft schlechten Trauben die Gäste an.

Waren nun auch diese Feste überwunden und hatte der Most die erste Gährung überstanden, während welcher die Keller wegen der den Fässern entströmenden schädlichen Gase nicht betreten werden durften, dann begann der gegenseitige Besuch der Weingartenbesitzer in den Kellern, um sich von der Güte des die Sturmperiode überschrittenen reifenden Weines zu überzeugen. Wer keinen Eigenbau hatte und auch keine Verwandte oder gute Bekannte besuchen konnte, die Kellereien besaßen, wanderte in die Schänken, wo er sicher sein konnte, einen „guten Tropfen" und fröhliche Gesellschaft zu finden. Dies war nicht nur in dem von Ringmauern umschlossenen „alten" Wien allgemeine Sitte, sondern setzte sich auch durch Jahrhunderte bis in die neueste Zeit fort.

Digitized by Google

Auf diese Weise entstand und entwickelte sich das „Leutgebrecht“, das ist das Recht der Weingartenbesitzer, ihren Eigenbau, so wie die Bürger von Wien in alter Zeit, nach einer gewissen Reihenfolge an sitzende oder stehende Gäste zu verabfolgen. Das Haus, in welchem das Leutgebrecht ausgeübt wurde, wurde mit einem „Zaiger“ versehen, der aus einem Strohbündel oder aus Tannenreisig bestand und gewöhnlich aus einer Dachlucke weitaus in die Straße hinausragte. Diese alte Sitte hat sich in den um Wien liegenden Weinbau treibenden Orten bis in die Jetztzeit erhalten.

Am stärksten und längsten wurde das Leutgebrecht wohl in den Vororten Hernals, Währing und Ottakring gepflegt, welche wegen ihrer geringen Entfernung von den Wienern einer alten Gewohnheit folgend am häufigsten aufgesucht wurden. Diese Wanderungen in die „Heurigenschänken“ fanden insbesondere im Herbste nach der Weinlese oder auch während derselben, noch mehr aber im Frühjahr zur Fastenzeit statt. An schönen Sonn- und Feiertagen sah man die Wiener mit ihren Ehehälften und Kindern schaarenweise diesen Schänken zueilen, um sich daselbst dem Genuße des „Hernalser“ und „Alsegger“, welcher in den Rieden der wohlhabendsten Wiener Patricier gewonnen wurde und sich des besten Rufes erfreute, in lustiger Gesellschaft hinzugeben. Die große Frequenz in den Heurigenschänken von Hernals und der dadurch den Besitzern derselben zugeflossene reichliche Gewinn bewirkte auch, dass daselbst förmliche „Heurigenschänker-Dynastien“ entstanden, wie die Familien Mandl, Stahlehner, Gschwandner, die seit mehr als einem Jahrhundert den Weinschank betreiben, der ihnen eine gewisse locale Berühmtheit verschaffte, welche sie noch gegenwärtig besitzen.

Wer für seinen Gaumen bessere Sorten wünschte und seiner Geldbörse eine größere Auslage erlauben durfte, ging nach Nußdorf, um dort den „Nußberger“ an der Quelle zu trinken, wenn er nicht etwa noch entferntere Orte aufsuchte, die jetzt mittelst der Eisenbahn leicht zu erreichen sind, wo er seinen Gaumenkitzel befriedigen konnte.

Da aber hier nur von der Weincultur „im alten Wien“ gesprochen werden sollte, liegt eine weitere Ausführung außer dem Bereiche dieses Aufsatzes.

Digitized by Google

Über den

Nutzen und die Art populärer Volksschriften.

Von Ludwig Gall.

Der österreichische Volksschriften-Verein hat in seiner Ausschußsitzung vom 14. Mai 1895 den Beschluß gefaßt, mit der Herausgabe von billigen, für die breiteste Masse des Volkes berechneten Schriften vorzugehen, und zu diesem Behufe ein Comité aus seiner Mitte gebildet, das sich mit der Frage der Redaction dieser Schriften beschäftigen sollte.

Dieses Comité hat nun vor allem festgestellt, welcher Art die geplanten Schriften sein sollen, die am besten geeignet wären, Leser in den weitesten Kreisen des arbeitenden Volkes zu interessiren und gleichzeitig dem Zwecke des Vereines zu dienen, Sitte und Bildung zu verbreiten und allen jenen zersetzenden Einflüssen entgegen zu wirken, die durch die Verbreitung schlechter Druckschriften gefördert werden und die, gegen die Hoheit des Staates und die erhaltende Macht der Religion ankämpfend, zerstörend für den Frieden des Einzelnen und den der Gesellschaft wirken.

In den nachstehenden Zeilen fassen wir die gelegentlich der Berathung über diesen Gegenstand von dem Comité geäußerten Anschauungen zusammen.

Wenn erwogen werden soll, welche Schriften dem gedachten Zwecke dienen könnten, so müßen wir vor allem einen Blick auf das Lesebedürfnis des Volkes werfen: denn mit diesem müßen wir rechnen. Die Schrift unseres Vereines muß ja den Weg aller anderen Druckschriften

Digitized by Google

machen, den Kampf der Concurrenz um die Theilnahme des Publicums kämpfen, somit einen solchen der Existenz bestehen, der bekanntlich kein leichter ist.

Das Lesebedürfnis unseres Volkes ist kein besonders großes, kein regelmäßig durchgebildetes, durch die richtige Wahl der Lectüre veredeltes. Wenn wir das Feld überblicken, auf dem wir unsern fruchtbringenden Samen ausstreuen wollen, so haben wir vor allem und hauptsächlich mit den Tagesblättern zu rechnen, die dem Lesebedürfnisse des größten Theiles des Volkes genügen.

Zwischen dem Blatte das die Ereignisse des Tages bespricht, und dem Buche das bestimmt ist selbst ein dauerndes Leben zu führen, steht die Monats- oder periodische Zeitschrift. Zu welcher Höhe der Leistung erhob sich dieses Mittelglied zwischen der von der Sturmfluth der Ereignisse beeinflußten Tagespresse und dem mit Ruhe und nach dem Studium von wichtigen Quellen geschaffenen Buche in England, Frankreich und Deutschland, ja selbst in Italien, wo ebenfalls eine wichtige und vielgelesene periodische Literatur besteht! Gute periodische Schriften zeigen eben einen höhern Grad des Lesebedürfnisses an, als jener ist der durch die Tagespresse befriedigt werden kann. Der Mangel der ersteren ist somit zum wenigsten hinweisend auf den verhältnismäßig geringen Bedarf an wahrhafter und nutzbringender geistiger Kost. Der Mangel dieses Mittelgliedes in unserem Lande, sowie die verschiedenen verunglückten Versuche, eine oder die andere wenig gelesene Schrift, die die Zeit des Erscheinens und die äußere Form mit denen des Auslands deren wir gedachten gemein hatte, über Wasser zu halten, und der bis nun trotz Anwendung bester Kräfte und reicher Mittel immer misglückte, beweist am besten, dass wir nicht Unrecht haben, wenn wir sagen, dass der Bedarf der Masse nach wirklich bildender und anregender Lectüre durch die Presse des Tages bei uns nicht gezeitigt wurde.

Wir müßen vielmehr, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, dass die Tagespresse dem Einsichtigen und Erfahrenen viel des Nützlichen bringt, uns dennoch ins Gedächtnis rufen, in welcher Weise die Masse die Zeitungen liest, wie von ihr aus den ruhig gehaltenen und gut redigirten Journalen nur das Aufregende und nicht das Anregende herausgestochen, wie nicht nach Bildung, sondern nur nach sogenannter Unterhaltung gesucht wird, und dass somit die Zeitungen, welche die für das Lesen mögliche Zeit fast absorbiren, die größten Feinde jener Bücher wurden, welche die Erziehung der Schule im Leben fortsetzen helfen und die den Gebildeten und Einsichtigen in der That als Führer durchs Leben beistehen sollen.

Digitized by Google

Wir sehen, wie von den verschiedensten Seiten Versuche gemacht wurden, gute Bücher, die den Namen „Volksbücher" im weitern Sinne verdienen, herauszugeben und zu verbreiten.

Billige Volksausgaben der Classiker, gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen, Erzählungen von poetischem und sittlichem Werthe werden geradezu massenhaft, allerdings zusammen und gleichzeitig mit sehr viel minderen den sittlichen Anforderungen durchaus nicht entsprechenden Geistesproducten, auf den Markt gebracht.

Wie dünn aber sind die Canäle, die die guten Schriften aus diesen vielen ziehen, wie rasch verlaufen sich diese, versandend in der früher gedachten Tagesliteratur! Und dann, wenn der müde abgeplagte Mann, die sorgenbeschwerte Frau auch wirklich nach den Bändchen der classischen Werke greifen, steht ihnen der Dichter dann auch gleich menschlich nahe genug, dass sie mit ihm sympathisiren, dass er sie erheben könnte?

Dürfen wir glauben, dass bei dem volksthümlichsten unserer großen Dichter, Schiller, von unseren gedachten Lesern aus dem arbeitenden Volke leicht jene Stellen gefunden werden, die wie Balsam auf Wunden wirken, die in unserer nicht leicht zu durchlebenden Zeit jeder empfängt, der um des Lebens Nothdurft ringt, und mitunter mit recht schonungslosen, recht harten Feinden?

Der Gebildete weiß bald aus jeder bedeutenden Schrift das tröstliche herauszufinden, er weiß, dass niemals der Kampf des Guten mit dem Bösen umsonst gerungen wird, wenn auch das tragische Verhängnis uns manche herzerschütternde Katastrophe nicht erspart.

Glücklich jene, die sich trotz aller Hindernisse zur Erkenntnis und zum Genusse durchgerungen haben, wie wir ihn hier andeuteten!

Der Menge aber, die nicht so weit gekommen, die in Gefahr steht immer mehr vom guten Boden zu verlieren, der nicht voll genug in der Schule und im Hause bereitet wurde, der sollen nun Volksschriften dienen, wie wir uns diese denken.

* * *

Bei Lösung der Frage, wie nun diese Bücher beschaffen sein sollen, die unserem Zwecke dienen könnten, wäre die Geschichte, wie in so vielen anderen Fragen des Lebens, eine niemals zu überhörende Lehrmeisterin.

Wenn wir auf einer culturgeschichtlichen Wanderung die Jahrhunderte an uns vorüberziehen lassen, so finden wir, dass immer und immer wieder von Büchern gesprochen wird, die wahre Volksbücher geworden waren, von den erhabenen Gesängen Homer's angefangen, die dem in seiner Gesammtheit für Bildung empfänglichen griechischen Volke ver-

Digitized by Google

ständlich waren, bis zu der praktischen Spruchweisheit Benjamin Franklin's, die dieser in seinem „Almanach des armen Richard" niederlegte und die im Blockhaus des fernen Westens, wie in den Pariser Salons, in denen der große Amerikaner ein gern gesehener Gast war, brauchbar befunden wurde!

An Beispielen fehlt es nicht. Zum Volksbuche wurde eben jede literarische Erscheinung von wahrem in den verschiedenen Fällen des Lebens anwendbaren Werthe, welche die Prüfung bestand, die nicht durch gelehrte Kritiken, sondern durch die sowveraine Masse des Volkes und das Bedürfnis des Geistes der Zeit abgehalten wird.

Das Volksbuch, wie wir es uns denken, müßte daher vor allem zeitgemäß sein und im allgemeinen dem Kriterium eines guten und auch gut und anziehend geschriebenen Buches entsprechen. Nimmer dürfte dabei vergessen werden, daß für das Volk das beste gerade gut genug ist. Was wir weiter von unserer Schrift mehr verlangen, ist, daß sie auch moralphilosophischen Inhaltes sei, daß sittliche und religiöse Gedanken in vornehmster Weise in derselben Ausdruck finden, daß sie gleich einem weisen Mentor dem Leser Achtung einflöße, dessen Vertrauen gewinne. Sie müßte aber auch „den Zauber der Realität" haben und daher kein gänzlich fictives Werk sein, das ja im Urtheil der Menge dann viel von seinem belehrenden und sittigenden Werth verliert, wenn die Menschen und Dinge, von denen gesprochen wird, nur in der Phantasie des Autors ihren Ursprung haben.

Mit bestem Nutzen kann daher für diesen Zweck die Biographie, die populär gehaltene naturwissenschaftliche Studie verwendet werden.

Die Biographie hält das Interesse an den Schicksalen einer Person am lebhaftesten wach, unsere Theilnahme mit denselben geht im Falle einer guten den Stempel der Wahrheit und des richtigen Blickes für die Zeit und ihre Verhältnisse tragenden Darstellung so weit, daß wir häufig Züge wiederzufinden glauben, welche wir an uns selbst wiederholt zu beobachten vermeinten. Keine Art der Darstellung gibt eine bessere Gelegenheit, das Ringen nach dem Erfolge und den Lohn der diesem wurde zu zeigen. Die Biographie erweitert sich fast immer auch zum Zeitbilde und gibt ferner reichlich Raum für jene moralphilosophischen, führenden und erhebenden Bemerkungen, die das Volksbuch nicht entbehren sollte, will es in den Familien seine Runde machen und Spuren seines sittigenden Einflußes zurücklassen. Die Biographie eignet sich aber vor allem auch die Vaterlandsliebe zu pflegen, die ja gewiss zu den größten Tugenden und zugleich zu den schöpferischest wirkenden Kräften gehört, womit ein Volk, das sich selber ehrt, beglückt sein kann. Waren doch die hervorragendsten Menschen auch immer von der glühendsten Vaterlandsliebe begeistert!

Digitized by Google

Was nun die Wahl jener Vorbilder angeht, welche sich am besten für die ins Auge gefassten Darstellungen eignen könnten, so ist vor allem darauf Rücksicht zu nehmen, dass dieselben in ihrer Zeit und Umgebung sittlich hoch genug gestanden haben, um als Beispiele in jeder Richtung gelten zu können.

Ob dieselben in der fernen oder nahen Vergangenheit oder vielleicht jetzt noch unter uns leben, ob sie ihr gemeinnütziges Streben auf dem Felde der Wissenschaft oder dem der praktischen Arbeit entfalteten, ihre Thätigkeit muß nur jene Seiten der Betrachtung bieten, die es ermöglichen das Interesse und die Theilnahme ganz wach zu halten. Dem Bildungs- und Entwicklungsgange solcher Persönlichkeiten müßte immer der größere Theil einer derartigen Schrift gewidmet bleiben. Beispiele in anregender Form gegeben, Nachrichten darüber, wie einzelne bedeutende Menschen die Schwierigkeiten am Beginne ihrer Laufbahn überwanden, bleiben am eindruckvollsten. Nach dem Erfolge erweitert sich das Feld so sehr, dass wir mit unserem Blicke oft nicht ausreichen und nur bewundern können. Den ersten Schritten hingegen folgen wir nicht nur mit ungetheiltem Interesse, sondern wir lernen auch aus ihnen, wie wir selbst, wären wir eben so fest und ausdauernd geblieben, viel höhere Bahnen hätten gehen können.

Diese Bücher, die bestimmt sein sollen in tausenden von Familien verbreitet zu werden und denen wir lieber das Schicksal wünschen die Wanderung in die ärmlichste Hütte anzutreten, zerlesen und zerrissen in einer Stube ihr Dasein zu enden, in der vielleicht der Kindersegen der einzige, wenn auch der größte ist, statt auf den verlassenen Regalen der Bibliotheken zu verstauben, — diese bedürfen noch einer besondern Zier. Sie sollen so eingerichtet sein, dass das zufällige Aufschlagen derselben fast immer ein oder das andere treffliche Wort, das zum Nachdenken anregen mag, das leicht im Gedächtnisse haften bleibt, dem Leser vor die Augen bringt. Das passende durch seinen tiefen Gehalt werthvolle Citat müßte daher reichlich Verwendung finden. In einer solchen Verwendung halten wir Citate geistigen Blumen gleich, die häufig in der Erinnerung des Lesers auch dann nicht verwelken, wenn des Planes, auf dem sie wuchsen, schon lang nicht mehr gedacht wird, der Inhalt des Buches dem Gedächtnisse schon lange entschwunden ist.

Wenn wir nun der zweiten Art der von uns ins Auge gefaßten Themen für Volksbücher gedenken, der *populären naturwissenschaftlichen Darstellungen*, so drängt sich der Gedanke auf, als läge es in unserer Hand so manchen hinauszuführen aus dem engen

Digitized by Google

Kreis seiner Stube, seiner durch die Noth des Tages getrübten und verkümmerten Anschauungen, die ihn behindern den Blick aufwärts zu richten.

Das Wort Alexander's von Humboldt kommt uns in's Gedächtniß, der am Schlusse seiner Vorrede zur ersten Auflage seiner „Ansichten der Natur" sagt:

> „Überall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. ‚Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle' folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm spricht der allrichtende Chor:
>
> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Hinweg von dem Getriebe des Alltagslebens, in die von Leidenschaften völlig freie Sphäre führt doch allein nur die Beschäftigung mit der Natur und den Erscheinungen in derselben. Die Natur erzählt uns die größten Wahrheiten, weist uns die größten Wunder. Sollten da für Volksbücher nicht die unerschöpflichsten Vorwürfe zu finden sein? Alle wissenschaftlichen Bibliotheken enthalten tausende von ungeschriebenen Büchern solcher Art, aus denen das Volk über die ewige Weltordnung in einer Weise unterrichtet werden kann, daß seine Mußestunden wahre Stunden des Genusses werden. Die Erkenntnis der Vorgänge in der Natur, wie wirkt sie erhebend, leitend, führend! Altbekannte Dinge, sowie die Ergebnisse der neuesten Forschungen stehen hier auf den verschiedensten Gebieten zur Verfügung, so daß Volksbücher des angedeuteten Inhaltes vielfach auch jenen neues bringen würden, die eine glücklichere Lebenslage mit der literarischen Production in eine nähere Berührung kommen läßt.

* * *

Wenn wir nun nach Arbeiten ausschauen, die vorbildlich für das sein könnten, was wir mit den von uns geplanten Volksschriften zu schaffen beabsichtigen, so wird unser Blick sich zuerst nach jenem Lande wenden, das, wenn der Gedanke einer möglichst fruchtbringenden Einwirkung auf die breite Masse des Volkes in den Kreis unserer Betrachtungen fällt, immer unsere Aufmerksamkeit fesselt, nämlich nach England.

In dem Lande der trefflichsten politischen Institutionen, der vielfach bis zur Classicität durchgebildeten parlamentarischen Beredsamkeit, der

Digitized by Google

oft von den bedeutendsten Gelehrten vor tausenden von Arbeitern gehaltenen populären Vorträge, hat man auch frühzeitig daran gedacht, die schweren Geistesproducte in die leichtfaßlichste Form zu bringen, aus der Quelle der hohen Wissenschaft einen erquickenden Labetrunk für den Mann der harten Arbeit schöpfend.

In England wird alles, wenn nur irgend thunlich, popularisirt, was immer nur Wissenschaft und Kunst bieten mag, ja in den letzten Jahren ist in dem ärmsten und dichtestbevölkerten Theile Londons sogar ein „Volkspalast" entstanden, in welchem den Massen an Kunstgenüßen unentgeltlich geboten wird, was die Begüterten in ihren vornehmeren Vierteln mit schwerem Golde zu bezahlen haben.

Dort steht der fünften Großmacht des Sir Moses Montefiore eine sechste entgegen, die vor allem zu bescheiden auftritt, um eine so hochklingende Benennung zu beanspruchen, die vielmehr nur eine stille Wirksamkeit entfaltet, jedoch vielfach dazu geholfen hat, Früchte zu zeitigen, die jedem sichtbar werden, der die großen Erfolge Brittaniens im Wettbewerbe der Arbeit weniger der günstigen Lage und den guten Gesetzen des Landes als vielmehr der Arbeitstüchtigkeit, dem Fleiße und der Nüchternheit der größern Menge seines Volkes zuschreibt. Wir meinen hiermit den mächtigen Einfluß jener erziehlichen Volksschriften, die, den verschiedenen Bildungsgraden angepaßt, in reicher Zahl sowohl im ganzen Mutterlande wie in allen seinen über das Erdenrund verbreiteten Colonien gerade von jenen Menschen gelesen werden, die sich mit einer fruchtbringenden Thätigkeit im Hause, in der Familie wie auf den unzählbaren Arbeitsstätten beschäftigt finden.

Aus der Menge der Autoren, die sich dort mit der Lösung jener Aufgaben beschäftigen, wie wir diese bereits charakterisirt haben, wollen wir zwei der bekanntesten herausgreifen, deren Einfluß gewiß weit über die Gränzen Englands und seiner Ansiedlungen in fremden Ländern hinausreicht.

Der erste Name den wir nennen, nämlich der Samuel Smiles', ist unserem Vaterlande dadurch gewiß sehr bekannt geworden, daß der Schöpfer der musterhaften Einrichtungen unseres Postsparcassen-Amtes denselben mit einem Citate aus seinem Werke über die „Sparsamkeit" an die Spitze jener Schrift stellte, mit der er die Einführung dieser Institution in Österreich begleitete. Dieser Schriftsteller ist gewissermaßen als der Sänger und Verherrlicher der Arbeit anzusehen.

Smiles, der vor allem erkannt zu haben scheint, daß die Männer der praktischen Arbeit, aus denen sich das Gros seiner Leser recrutiren mußte, oft jeder Theorie abhold und nur schwer für die Buchweisheit

Digitized by Google

zugänglich sind, verstand es sich so sehr in deren Gedankenkreise zu finden, dass diesen augenblicklich zum Bewusstsein kam, es werde ihnen etwas geboten, das von unmittelbarem Nutzen sein könne.

In seinen Büchern ist immer vom Erfolge als dem anstrebenswerthen Ziele die Rede, jedoch nicht so wie man vom Erfolge zumeist im Leben sprechen hört, mit vielfach nicht einmal verhohlenem Neide, sondern vielmehr stets nur in der Weise desjenigen, der sich berufen fühlt die Wege zu weisen, die im großen Kreise jeglicher Arbeit „über die Steine zu den Sternen führen".

Wenn Smiles in seinem wohl am meisten bekannt gewordenen Buche „Die Selbsthilfe" sagt:

> „Denn alle Erfahrung dient zur Erläuterung und Bekräftigung der Lehre, dass der Mensch sich durch Arbeit mehr vervollkommnet als durch lesen; dass es eher das Leben als die Literatur, eher Thätigkeit als Studium, eher Charakter als Biographie sind, die stets nach der Verbesserung der Menschheit hinstreben" —

so hat er in wenigen Worten den Grundton gegeben den er in allen seinen Büchern eingehalten und auf das glücklichste durchgeführt hat. In unzähligen Beispielen weist er die Wahrheit des Spruches **„diligenza passa scienza** — Fleiß geht vor Wissenschaft" nach, und gibt seinen Lesern ein Vademecum zur Selbsthilfe und weisen Selbstbeschränkung in einer Zeit in die Hand, in der man eine immer brennender werdende Tagesfrage damit zu lösen vermeint, dass man die Unbemittelten die Bemittelten systematisch beneiden und — verdammen läßt; ein Vademecum, das die Selbsterziehung, die Veredelung des Genusses lehrt, dies in einer Zeit, in der nur zu viele Factoren thätig sind, die Leidenschaften und die Begehrlichkeiten der Menge zielbewusst anzufachen, statt sie zu dämmen oder in die richtigen Bahnen zu leiten.

Smiles' Bücher, besonders das von uns zuletzt erwähnte, veranlassten den „Verein für Volkserziehung" in Florenz bald nach dem Erscheinen derselben, in Folge der ungeheueren Wirkung die diese Schriften in England ausübten, einen hohen Preis für eine ähnliche dieselben Tendenzen verfolgende, auf zumeist italienische Beispiele von Fleiß und Erfolg bezugnehmende Arbeit in italienischer Sprache auszuschreiben.

Der Preis wurde Professor M. Lessona für sein Buch, das den Titel **„Volere e potere"** führte und in Turin im Jahre 1869 erschienen ist, zu Theil.

Dieser Autor schließt die Vorrede zu seinem ganz im Geiste der Smiles'schen Arbeit gehaltenen Buche mit den folgenden Worten: „Die Menschheit müht sich ab ihr Dasein zu verbessern. Viele erleuchtete

Digitized by Google

Geister studieren die Mittel, wie den ärmsten Classen zu helfen sei. Was man in der Zukunft hierfür finden wird, weiß ich nicht. Heute jedoch ist die einzige praktische Formel diese: Arbeit, Ausdauer und Sparsamkeit" ...

Gleich Smiles ist auch Sir John Lubbock, der zweite der Autoren auf den wir die Aufmerksamkeit lenken wollen, ein begeisterter Lobpreiser der Arbeit und ihrer Erfolge; jedoch steht er um eine Stufe höher, und zeigt uns noch mehr die idealen Güter die jeden Genuß erst zu einem vollen und reinen machen.

Sir John Lubbock, der Banquier und Gelehrte, hat sich ebensowohl in seinem geschäftlichen Bereiche verdienstlich bethätigt, als er wegen seiner zoologischen, physiologischen und archäologischen Arbeiten mit den hervorragenden Männern der Wissenschaften genannt wird. Die Erholungsstunden zwischen seiner vielseitigen Thätigkeit benützte er dazu, theils um die Resultate seiner streng wissenschaftlichen Forschungen in die populäre Form leicht fasslicher und überaus anregender und belehrender Studien zu bringen, theils über die wichtigsten Fragen des Lebens die Stimmen der Weisen aller Zeiten und Völker zu hören und diese, wie seine eigenen anregenden Bemerkungen zur zweckdienlichen Kette verbunden, dem Volke zum täglichen Gebrauche zu bereiten.

Dem deutschen nicht gelehrten Publicum wurde Lubbock wohl am bekanntesten durch seine Schrift „The pleasures of life — Die Freuden des Lebens" das, soviel uns bekannt wurde, nur theilweise ins Deutsche übertragen ist und das in dem Abschnitte der vom „lesen" handelt auch eine Liste der „hundert besten Bücher" enthält, welche letztere besonders viel besprochen wurde und zu einer Reihe, wir wollen gleich hinzufügen, sehr sorglos gemachter Bücherzusammenstellungen ähnlicher Art führte.

Dieses Buch hat dem Verfasser, der im öffentlichen Leben Englands als Parlamentsmitglied, Gelehrter und Schriftsteller eine ganz hervorragende Rolle spielt, den scherzhaften Beinamen „Saint" eingetragen, und wir zweifeln nicht, dass der Spötter, der nichts hohes anerkennen mag, der Jäger nach niedrigen Genüßen es als langweilig bei Seite legen wird. Es wäre dies allein schon Empfeh'ung genug für ein Buch wie wir es wünschen, um es als ein Muster für ähnliche Arbeiten aufstellen zu können. Dieser Gelehrte, der den Zielen der Wissenschaft nachgestrebt hat, der Mann des öffentlichen und geschäftlichen Lebens hat eine Vielseitigkeit erreicht wie wenige und ist mit den Bedürfnissen und Sorgen der Menschen wohl vertraut. Er schöpft aus seinem reichen Born der Erfahrung, wenn er uns die Mittel reicht, wie wir unser Leben ver-

Digitized by Google

schönen können. Wir erachten es daher geradezu als unsere Pflicht alle jene, die daran glauben, dass es heute nicht viel wichtigere Aufgaben gibt als die Menge, unter welcher der Würgengel des modernen Zersetzungsprocesses mit all' seinen vergifteten Waffen wüthet, auf eine Schrift zu verweisen, die sie warnt vor Acten der Verzweiflung und sie erinnert wie alle Finsternis erhellt wird durch das unerlöschliche Licht der Religion, Sitte und Bildung, auf dieses vor allen schätzenswerthe Buch aufmerksam zu machen.

Von den anderen populären Schriften Sir John Lubbock's möchten wir auf die Arbeit aufmerksam machen, welche den Titel „**The beauties of nature** — Die Schönheiten der Natur" führt und welche unter die Gattung jener populär gehaltenen naturhistorischen Schilderungen fällt, deren wir im Laufe unserer Auseinandersetzungen gedachten. In diesem Buche wird ein Blick über das weite Reich der Natur geworfen und zwar in der Art eines Mannes, dem das Walten der Kräfte derselben das Studium eines Lebens war.

Hier erscheint uns der Autor, der vielleicht nicht umsonst der veritable Geschichtsschreiber der „Ameisen, Bienen und Wespen" wurde, stets geleitet von dem Einflusse jenes weisen Königs, dessen Hinweis auf den Fleiß der Ameise wir nie vergessen sollen. Aus seinen anziehenden Darstellungen der großen Geschehnisse in der Natur erwächst für den Leser Belehrung und Beruhigung. Er sieht die Thätigkeit im Weltall nach urewigen Gesetzen vor sich gehen und lernt erkennen, wie auch er als nützliches Glied in diesem ungeheueren Zusammenwirken nicht eine Stunde nutzlos verlebt, wenn diese in zweckbewusster Arbeit verbracht wird.

Die Tendenz des letztern Werkes dieses Autors wird am besten durch die nachfolgende Stelle aus den in demselben enthaltenen zoologischen Essays charakterisirt:

> „Zu arbeiten und zufrieden zu sein (das ‚süße Leben' des Sohnes Sirachs) — gleich bereit zu sein für einen Feind wie einen Freund, — auf sich selbst allein zu vertrauen, eine kühne Gleichgültigkeit für das Morgen zu zeigen, — alle diese sind bewundernswerthe Züge in den Eigenschaften, die fast allgemein sind unter den Thieren und die manches Herz fröhlicher machen würden, wenn sie auch unter den Menschen vorherrschten."

Je reicher die Erinnerung an jene Schriften ist, deren Inhalt uns geeignet erscheint, die möglichste Verbreitung unter dem Volke zu finden, je lebhafter der Drang ist, dem Volke das nützlichste und beste zu bieten, desto schwieriger erscheint uns die Wahl, weil ja so viele Heroen des Geistes in ihren Werken Gedanken niedergelegt haben, die ja alle zuerst für diejenigen gedacht wurden, für die auch wir denken wollen.

Digitized by Google

Alle die Großen, wenn sie noch lebten, könnten uns Volksbücher schreiben und würden es auch gern thun, wenn sie sehen könnten, wie das Volk wahllos von der reichbesetzten Tafel genießt, die der Fortschritt des zur Neige gehenden Jahrhunderts nebst vielen guten Gerichten mit noch mehr vergifteter Kost besetzt hat.

Als die Meister unserer deutschen Literatur zum Publicum in ihren Werken als den Erscheinungen des Tages sprachen, gab es noch keine literarische Production, vor der jeder gewarnt werden muß, der sein Haus rein halten will. Es gab noch nicht eine überwuchernde Literatur des Tages für den Tag, dagegen gab es kein Jahr in dem nicht eine Reihe im Sinne der Sitte und Moral, sowie einer hohen künstlerischen Anforderung guter Bücher erschien, während heute Jahre vergehen, bis ein oder das andere Werk erscheint, von dem man sagen kann, dass es die Probe der Zeit und nicht nur die des mit der Mode wechselnden Geschmackes bestehen wird.

Weil wir aber zur Lösung unserer Aufgabe keine literarischen Größen zur Verfügung haben, müßen wir selbst Anleihen in dem früher angedeuteten Sinne, Anleihen bei den Großen der Vergangenheit und Gegenwart machen, um unsere den Bedürfnissen des Tages dienenden Schriften werthvoll und langlebig zu gestalten.

Die Bücher der beiden Autoren, die wir als vorbildlich empfehlen, sind zum größten Theile unter Benützung solcher Quellen entstanden.

Beispiele erfolgreicher Arbeit und Ausdauer, wie diese in England zu finden waren, sind auch in Österreich in reicher Zahl vorhanden, der Zauber, der in den eingewobenen cultur- und naturhistorischen Bildern wirkt, muß in unserem Vaterlande ebenso wirksam sein.

Es handelt sich daher nach unserem Dafürhalten nur darum, geeignete Personen zu finden, die bereit sind sich für die hier besprochene Sache zu begeistern und ihre schriftstellerische Kraft im Vereine mit uns dazu aufzuwenden, die Aufgabe zu lösen, die wir in unseren einleitenden Worten zu präcisiren versucht haben. Es ist dies die Idee, sittigend und bildend auf das Volk durch Vorführung von Beispielen der Tugenden (wir können sagen der christlichen, wenn wir die höchsten mit einem Worte bezeichnen wollen), durch Hinweis auf die durch die Forschungen der Wissenschaft immer mehr zur Erkenntnis gebrachten großartigen Einrichtungen der Natur zu wirken.

Digitized by Google

Vereins-Mittheilungen.

Rechenschaftsbericht

der

48. General-Versammlung des österreichischen Volksschriften-Vereines

abgehalten am 23. April 1895

unter dem Vorsitze des Herrn Vereins-Präsidenten Sr. Excellenz
Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.

Hochgeehrte General-Versammlung!

Die versammelten p. t. Herren und Damen innigst begrüßend erkläre ich die 48. General-Versammlung des unter dem höchsten Protectorate Seiner k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana stehenden österreichischen Volksschriften-Vereines für eröffnet und stelle an die Herren: Se. Excellenz Wilhelm Freiherrn von Schwarz-Senborn und Dr. Ernst Chimani, k. und k. General-Stabsarzt in Pension, das höfliche Ersuchen, die Verificirung des Protokolles über die heutige General-Versammlung gefälligst übernehmen zu wollen.

Schmerzlich berührt bringe ich zuvörderst die betrübende Nachricht, dass unser Verein im Laufe des Vereinsjahres nachstehende Mitglieder durch den Tod verloren hat und zwar die Herren:

Alois Baumer, Beamter der I. österr. Sparcasse in Wien;

Don Gabriel Dossi, Curat bei St. Michael in Wien;

Ignaz Fürst, Pfarrer im X. Bezirk in Wien;

Dr. Emerich Gabely, Professor am k. k. Schottengymnasium in Wien;

Sigmund Hochberg, Ober-Ingenieur der Nordbahn in Mährisch-Weißkirchen;

Anton Freiherr von Hye-Glunek, k. und k. Geheimer Rath, Minister a. D., in Wien;

Dr. Maximilian Jacobovics, Med.-Dr. in Wien;

Digitized by Google

Johann Jamy, Pfarrer in Litschau;

Franz Graf Ledebur in Tellnitz;

Joseph Maurer, Pfarrer in Deutsch-Altenburg;

Richard Fürst Metternich-Winneburg, Durchlaucht, k. und k. Geheimer Rath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses in Wien;

Anatole Graf d'Orsay, Dom-Capitular in Olmütz;

Adolf Tischler, bürgerlicher Anstreicher in Wien, und die

Frau Auguste Freiin von Schloißnigg in Wien.

Alle die Genannten waren Förderer unserer Vereinsbestrebungen, wir wollen daher dieselben in stetem Angedenken behalten und dies durch Erheben von den Sitzen bekräftigen. (Es geschieht.)

Nun wird mir die Ehre zu Theil, der verehrten General-Versammlung den Bericht über die Thätigkeit des Vereines im abgelaufenen Jahre zur geneigten Kenntnisnahme zu bringen.

Der Verein hielt im Laufe des Jahres drei Ausschuß- und zwei Directions-Sitzungen theils unter meinem, theils unter dem Vorsitze des ersten Vereins-Vicepräsidenten Herrn Anton Böhm ab, in welchen unter anderen nachstehende Gegenstände zur Berathung und bezw. Entscheidung gelangten.

Ueber die vom Monsignor Johann Panholzer in Anregung gebrachte Herausgabe einer auf das nahende fünfzigjährige Jubiläum Seiner Majestät unseres allergnädigsten Kaisers Franz Joseph I. bezughabenden Broschüre erklärte sich der Ausschuß einstimmig bereit, eine diesbezügliche patriotische Schrift verfassen und in mehreren tausend Exemplaren drucken zu lassen, und dieselbe nach Maßgabe der Vereinsmittel an die Landbevölkerung, arme Volksschichten, dann Schulen, Spitäler, Corrections- und Arbeitshäuser, Straf- und Gefangenhäuser, Volks-Bibliotheken, Vereine ꝛc. in größeren Partien theils unentgeltlich theils um einen sehr ermäßigten Preis zur Vertheilung gelangen zu lassen.

Über die vom kaiserlichen Rath Dr. Trnka und Monsignor Johann Panholzer gestellten Anträge auf Herausgabe von dem Volke leichtverständlichen und gegen die socialistische Zeitströmung gerichteten Schriften wurde beschloßen, bezüglich der Verfassung derlei Schriften an mehrere berühmte Schriftsteller sich zu wenden, welcher Beschluß bereits zur Ausführung gebracht wurde.

Auf das hin gelangten an die Direction mehrere wohl schmeichelhafte und sehr beachtenswerthe Antwortschreiben, leider aber keine positiven Zusagen den Verein mit derlei Aufsätzen beglücken zu wollen.

Um dieses Unternehmen aber doch realisiren zu können, beantragte Monsg. Panholzer, der Verein möge an die hohe k. k. Regierung sowie an

Digitized by Google

den Wiener Gemeinderath mit der Bitte herantreten, dieses Vereins-Unternehmen kräftigst unterstützen zu wollen, welcher Antrag demnächst abermals zur näheren Besprechung gelangen wird.

In der Directionssitzung am 30. April 1894 wurden die Herren Magistratsrath Anton Böhm als erster und kais. Rath Hans Maria Truxa als zweiter Vereins-Vice-Präsident gewählt, welche Herren die an sie gefallene Wahl bereitwillig angenommen und die Vereinsbestrebungen nach Kräften zu unterstützen versprochen haben. In der Ausschußsitzung an demselben Tage wurden die Herren:

Böhm Anton,
Brzezowsky Rudolf,
Dohnel Franz,
Dr. Herrdegen Karl,
Mfg. Panholzer Johann,
Kleindienst Franz,
Dr. Riefler Franz,
Rauscher Wilhelm,
Schuch Franz und
Dr. Truxa Hans Maria

zu Directions-Mitgliedern gewählt.

Da im Monate Mai 1894 von Seite der k. k. Dicasterial-Gebäude-Direction dem Vereine die bis unnzu unentgeltlich innegehabten Localitäten gekündigt wurden, so hat der Verein in der Ausschußsitzung am 22. Mai beschloßen, an das hohe k. k. Finanz-Ministerium eine Bitte um Weiterbelassung der gekündigten Localitäten oder gnädige Zuweisung eines anderweitigen unentgeltlichen Locales zu richten, welcher Beschluß durch die befürwortenden Schritte des Vereins-Präsidenten zur Ausführung gebracht ein günstiges Resultat erzielt hat, indem das hohe k. k. Finanz-Ministerium die Gewogenheit hatte, dem Vereine ein anderes Local in demselben Hause I. Salvatorgasse Nr. 12 unentgeltlich zu überlassen.

Im Stande der Vereinsmitglieder traten im abgelaufenen Jahre nachstehende Veränderungen ein:

Vom vorigen Jahre sind verblieben	493	Mitglieder
Zugewachsen sind	55	„
Summe .	548	Mitglieder
Hievon sind:		
gestorben . . . 12 / ausgetreten . . 20 = ...	32	Mitglieder
Verbleiben daher am heutigen Tage	516	Mitglieder

Digitized by Google

Zur Förderung der Vereinsbestrebungen haben gütigst gespendet:

Herr Nicolaus Dumba . . . . . 50 fl.
Erste öst. Sparcasse in Wien . . . . . 50 „

wofür den Spendern der wärmste Dank zum Ausdrucke gebracht wurde.

Wie alljährlich hat der Verein auch in vergangenem Jahre eine große Anzahl von Büchern unentgeltlich vertheilt und es erhielten unter anderen:

1.	Christlicher Arbeiter- und Arbeiterinen-Verein in Wien	100 Bücher,
2.	Das Pfarramt in Litschau für die dortige Bevölkerung	28 „
3.	Das Pfarramt in St. Egyden am Steinfelde	68 „
4.	Kathol. Lehrerbund in Wien	30 „
5.	Die Schule in Rossitz bei Brünn zu Handen des Oberlehrers Herrn Trnka	36 „
6.	Die Volks-Bibliothek der Congregation der frommen Arbeiter in Wien	25 „
7.	Bibliothek des Missionshauses zur Heranbildung kathol. Missionäre in Mödling	30 „
8.	Kathol. Gesellenverein in Hollerschau	25 „
9.	Kathol. Jünglingsverein in Mödling	25 „
10.	Herr Joseph Kühschelm, Pfarrer in Guntersdorf	25 „
11.	Kathol. geselliger Fortbildungsverein „Reunion“ in Wien	25 „
12.	Christl. Fortbildungsverein der Tischlergehilfen in Wien	25 „
13.	Kathol. Knabenschule in Wien	25 „
14.	Redemptoristen-Collegium in Hernals, Wien	25 „
15.	Christl. Arbeiter-Leseverein in Kapfenberg	25 „
16.	Freilesehalle und Volks-Bibliothek in Donaufeld bei Floridsdorf	30 „
17.	Deutscher Schulverein in Wien	30 „
18.	Kathol. Volks-Bibliothek in Innerteuchen	25 „
19.	Kathol. Jünglingsverein in Wien	25 „
20.	Deutscher Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frommen in Prag	30 „
21.	Freileseverein im X. Bezirk in Wien	30 „
22.	Patronage des heiligen Philipp Neri in Wien	32 „
23.	Sonstige Parteien	85 „
	Zusammen	804 Bücher,

wofür dem Vereine zahlreiche Dankschreiben zugekommen sind.

Wie in früheren Jahren hat auch in dem verflossenen Jahre unser zweite Vice-Präsident Herr kais. Rath Dr. Trnka eine in hohem Grade anerkennenswerthe Thätigkeit bei Werben von Mitgliedern und Förderung der

Digitized by Google

Vereinsinteressen zu entwickeln verstanden, wofür ich mit Gestattung der hochverehrten Versammlung dem genannten Herrn die vollste Anerkennung zu votiren mir erlaube. (Beifall.)

Es gereicht mir ferner zur angenehmen Pflicht, den Herren Anton Böhm, Dr. Karl Herrdegen, Aloys Freudhofmeier, Egyd Pfeifer, Alexander Schaumburg, Dr. Hans Maria Truxa, Julius Kundi und J. E. Fliedl für gütigst besorgte Tendenz-Prüfungen von eingesendeten Aufsätzen; ferner den Herren k. u. k. Oberstlieutenant Leo Guzek und k. k. Militär-Ober-Rechnungsrathe Friedrich Steinebach für die uneigennützige Überlassung der Aufsätze „Bilder aus der Herzegovina" und „Der Panzl von anno neun" für das erschienene Jahrbuch pro 1895 den innigsten Dank hiermit zum Ausdrucke zu bringen.

Die verehrte Versammlung wolle gütigst zur Kenntnis nehmen, dass die Herren Rechnungs-Revisoren Franz Kleindienst und Alexander Schaumburg am 6. April l. J. die Rechnungs-Revision und am 10. April l. J. die Cassa-Scontrirung vorgenommen und sowohl die Rechnungen als auch die Vereins-Casse vollkommen in Ordnung befunden haben, für welche Mühewaltung ich den genannten Herren im Namen dieser hochansehnlichen Versammlung den wärmsten Dank hiermit ausdrücke.

Bei dieser Gelegenheit muß ich mit großem Bedauern zur Kenntnis bringen, dass der Vereins-Buch- und Rechnungsführer Herr k. u. k. Militair-Ober-Rechnungsrath Franz Dohnel das Ersuchen gestellt hat, ihn von seiner bisherigen seit zwanzig Jahren ausdauernd und gewissenhaft bekleideten Function zu entheben, da derselbe, im Alter vorgerückt (er steht nämlich im 84. Lebensjahre) an Augenschwäche leidet. Indem ich dem genannten Herrn für diese uneigennützig und bereitwilligst besorgte Rechnungs- und Buchführung den wärmsten und wohlverdienten Dank hiermit ausspreche, erlaube ich mir im Namen des Directoriums und des Ausschußes den Antrag zu stellen, denselben zum Ehren-Mitgliede des österreichischen Volksschriften-Vereins zu ernennen.

(Dieser Antrag wurde von der Generalversammlung einstimmig und mit allseitigem Beifalle angenommen.)

Die im Laufe des Jahres an den Verein eingelangten Dienst- und Privat-Zuschriften wurden von Seite des Vereins-Secretärs Herrn Andreas Szelc ordnungsmäßig der Erledigung zugeführt und hat sich dieser Vereins-Beamte, wie alljährlich, durch seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit die volle Anerkennung des Directoriums verdient.

Aus all' dem Vorangeführten wolle die verehrte General-Versammlung gefälligst die Überzeugung schöpfen dass unser Verein stets treu seinen Tendenzen keine günstige Gelegenheit unbenützt zu lassen trachtet, um zur Hebung

Digitized by Google

der patriotischen Gefühle und der allgemeinen Bildung sein Schärflein beizutragen.

Indem ich Ihren Majestäten, dem höchsten Vereins-Protector, den höchsten und hohen Herrschaften sowie den hohen k. k. Behörden und Gönnern für die wohlwollende Unterstützung und Förderung der Vereinsbestrebungen den tiefgefühlten Dank des Vereines hiemit ausspreche und der kais. Akademie der Wissenschaften für die gütige Überlassung dieses Saales zur Abhaltung der heutigen General-Versammlung bestens danke, schließe ich meinen Bericht und stelle an den Herrn kais. Rath Dr. Truxa das Ersuchen, den vom Herrn Ober-Rechnungsrathe Dohnel zusammengestellten Bericht über die Gebahrung mit den Vereinsmitteln vortragen zu wollen.

Der Bericht lautet wie folgt:

Hochverehrte Versammlung!

Unter Hinweis auf den mittelst der Einladung zur diesjährigen General-Versammlung Ihnen zugesendeten Abschluß der Vereins-Rechnung für das Solarjahr 1894 erlaube ich mir über den Stand der ordentlichen Vereinsmitglieder, über die Gebarung mit dem Vereins-Vermögen und über die dem Vereine im Jahr 1894 zugeflossenen außerordentlichen Jahresbeiträge folgendes zu berichten:

Laut des vorjährigen ähnlichen Berichtes vom 6. April 1893 betrug die Zahl der ordentlichen Vereinsmitglieder 504
Zugewachsen sind bis Ende März 1893 45
ordentliche Mitglieder.
Abgefallen sind, durch Tod, freiwilligen Austritt oder Sistirung der Jahresbeiträge, nach vorausgegangener dreimaliger Mahnung und Genehmigung des Austrittes in einer Ausschuß-Sitzung 31
Bei Entgegenhaltung des Zuwachses zu den Ausgetretenen ergibt sich eine Vermehrung der ordentlichen Mitglieder um . 14
somit die Gesammtzahl derselben 518

Anbelangend die Gebarung mit dem Vereins-Vermögen wird bemerkt:

Die Baar-Einnahmen pro 1894 betrugen . . . . . 2964 fl. 80 kr.
„ „ „ pro 1893 „ . . . . . 2606 „ 37 „
mithin ergibt sich pro 1894 die Mehreinnahme von . . . 358 fl. 43 kr.
welche hauptsächlich dadurch motivirt wird, dass im Jahre 1894 bedeutend höhere Beträge sowohl an ordentlichen wie auch an außerordentlichen Jahresbeiträgen eingeflossen sind als im Vorjahre.

Digitized by Google

Ebenso ergeben die Baar-Ausgaben von 1894 per 2964 fl. 08 kr.
gegen jene von 1893 per . . . . . 2529 „ 19 „
die Mehrausgabe von . . . . . 424 fl. 89 kr.
welche durch den Ankauf eines namhaften Quantums diverser Werth-Effecten begründet erscheint.

Sowohl die Rechnung als auch die Casse des Österreichischen Volksschriften-Vereines für das Solarjahr 1894 wurden von den bei der letzten General-Versammlung von Ihnen wieder gewählten beiden Rechnungs-Revisoren, u. zw. den Herren: Franz Kleindienst, Registraturs-Director der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien und Adolf Schaumburg, Inhaber einer hiesigen öffentlichen Sprachschule, eingehend geprüft, beziehungsweise scontrirt und erstere auf Grund der zur Rechnung gehörigen Documente richtig, und letztere in bester Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von höchsten und hohen Herrschaften, Behörden und sonstigen Gönnern des Vereines, sind diesem im Jahre 1894 eingegangen 847 fl., welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. und k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. . 100 fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth . . . . . 30 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig . . 15 „
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor . 20 „
„ Höchstdessen Herrn Oberstthofmeister Freiherr v. Wimpffen. 2 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Protector . . 50 „
„ Excellenz Herrn k. und k. GM. Freiherr von Teuffenbach. 5 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Feldmarschall Albrecht. 15 „
„ „ „ „ „ „ „ Eugen . . . . . 15 „
„ „ „ „ „ „ „ Rainer . . . . . 10 „
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Rainer . 10 „
„ „ „ „ „ „ „ Kronprinzessin-Witwe Stephanie . . . . . 15 „
„ Sr. Kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . . . . 15 „
„ Sr. Königl. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Württemberg . . . . . 5 „
„ Sr. Königl. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha . . . . . 5 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Joseph Adolf von Schwarzenberg . . . . . 10 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Emanuel von Collalto . . 25 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium . . . . . 100 „
Fürtrag . 447 fl.

Digitized by Google

Übertrag	447 fl.
Von dem hohen k. k. Ministerium des Äußern	100 „
„ der „ k. k. nied.-österr. Statthalterei	200 „
„ Sr. Eminenz Herrn Cardinal Dr. Gruscha	50 „
„ der I. österr. Sparcasse in Wien	50 „
Zusammen obige	847 fl.

wofür den hochherzigen Spendern im Namen des Vereines hiemit der gebührende Dank ausgesprochen wird.

Nun wurde die Wahl von zwei Rechnungs-Revisoren vorgenommen und es erscheinen über Vorschlag des Vereins-Präsidenten als wiedergewählt die Herren: Franz Kleindienst und Alexander Schaumburg als Rechnungs-Revisoren und Dr. Franz Böhm als Ersatzmann.

Hierauf wird die Wahl von zehn Ausschuß-Mitgliedern vorgenommen, welche nachstehendes Resultat ergeben hat; und zwar wurden mit Stimmeneinhelligkeit in den Ausschuß gewählt die Herren:

Anton Böhm,
Rudolf Brzezowsky,
Joseph Dobner,
Franz Dohnel,
Aloys Freudhofmeier,
Ludwig Gall,
Dr. Rudolf Hassenstab-Schiffner,
Dr. Karl Herrdegen,
August Kirsch und
Michael Rißner.

Während der stattfindenden Wahlen hielt Herr Dr. Richard Ritter von Kralik einen hoch interessanten der Jetztzeit vollkommen angepaßten Vortrag über „Volksbücher aus alter und neuer Zeit", welcher Vortrag mit ungetheilter Aufmerksamkeit entgegengenommen und mit lebhaftem Beifall gelohnt wurde, worauf der Präsident im Namen der Versammlung dem Herrn Vortragenden den innigsten Dank zum Ausdruck brachte.

Hierauf machte Seine Excellenz Wilhelm Freiherr von Schwarz-Senborn und Frau Hofräthin Obermeyer interessante Mittheilungen, ersterer über „Volksbildung und Volksfreiheit", letztere über „Spiritismus in Wien".

Schließlich wurde von Seite des Herrn Vorsitzenden die Frage gestellt, ob jemand von den Anwesenden einen Antrag zu stellen habe.

Da sich Niemand zum Worte gemeldet hat, erklärte der Vereins-Präsident die 48. Generalversammlung für geschloßen und dankte den Versammelten für das recht zahlreiche Erscheinen.

Digitized by Google

Verzeichnis

der im Jahre 1895 dem österreichischen Volksschriften-Vereine beigetretenen Mitglieder.

Herr Avenarius Richard, Fabrikant in Wien, III. Hauptstraße 84.
„ Bergmann Joseph, Kreuzherren-Ordenspriester in Karlsbad 217, Böhmen.
„ Bischinger Johann, Beamter der österr.-ung. Staatseisenbahn-Gesellschaft in Wien, III. Gerlgasse 15.
„ Bräuer Wenzel, Bürgerschullehrer in Schluckenau, Böhmen.
„ Czerny Franz, Ober-Ingenieur der Nordbahn in Wien, II. Nordbahnhof.
„ Denk Otto, Dr., Schriftsteller in München, Holzgasse 28.
„ Dietl Franz, Kaufmann in Wien, VII. Schottenfeldgasse 25.
„ Drory Eduard, Director der Gas-Gesellschaft in Wien, III. Erdbergerlände 36.
„ Eiles Kaspar, Privatier in Wien, III. Richardgasse 9.
Frau Erdödy Louise Gräfin, Excellenz, in Novimarof, Croatien.
Herr Falinski Adalbert, Cooperator bei St. Brigitta in Wien, II. Brigittenau, Pfarrhof.
„ Fischer Hans, k. u. k. Major i. R. in Wien, I. Kärntnerstraße 47.
Frau Fischer Hermine in Wien, I. Kärntnerstraße 47.
Herr Frankl Ritter von Hochwart Bruno, Dr., Secretär der Nordbahn in Wien, IV. Karlsgasse 9.
„ Gall Ludwig, Ober-Beamter der Nordbahn in Wien, II. Franzensbrückenstraße 21.
„ Goebel Anton, k. k. Professor i. R. in Groß-Ullersdorf, Österr.-Schlesien.
„ Grohs-Fligely F. A. Edler von, in Wien, IX. Währingerstr. 18.
„ Gschladt Anton, Ober-Official der Südbahn in Wien, XII. Aßmeyergasse 10.
„ Guttmann Albert, k. u. k. Hof- und Musikalienhandlung in Wien, Opernhaus.
„ Hartl Alois, Dr., Professor in Ried, Ober-Österreich.

Digitized by Google

Herr Heidrich Karl, Official der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien, XVII. Jörgerstraße 54.
„ Heimann Richard, Official der k. u. k. Reichs-Central-Casse in „ Wien, II. Praterstraße 26.
„ Helbig Karl, Fabrikant in Wien, II. Ferdinandstraße 31.
„ Hohenlohe-Waldenburg Chlodwig Prinz, k. u. k. Kämmerer, Durchlaucht, in Kalksburg bei Wien.
Frl. Holzinger von Weidich Emerike, k. k. Lehrerin in Görz.
Herr Jehly Johannes, Pfarrer in Thüringen, Vorarlberg.
„ Kaserer August, Dr., k. k. Staatsanwalt in Steyr.
Frau Kinsky Marie Gräfin in Wien, II. Kaiser Josephstraße 19.
Herr Krasa Rudolf, Bankbeamter in Wien, IV. Fleischmanngasse 9.
„ Kühschelm Joseph, Pfarrer in Guntersdorf bei Ober-Hollabrunn.
„ Liebenwein Joseph Richard, Schriftsteller und Redacteur in Wien, V. Wienstraße 69.
„ Menda Anton, Bürger, Hausbesitzer und Kürschner in Wien, I. Kärntnerstraße 10.
Militär-Oberrealschule, k. u. k., in Mährisch-Weißkirchen.
Herr Olzer Valentin, Cassen-Fabrikant in Wien, VI. Mollardgasse 84.
„ Paar Joseph, Bureau-Vorstand der Nordbahn in Wien, II. Kleine Stadtgutgasse 13.
Pfarr-Bibliothek, kath., in Guntersdorf bei Ober-Hollabrunn.
Frau Pichler Emilie, k. k. Rechnungs-Revidenten-Witwe in Wien, VII. Kaiserstraße 10.
Herr Plewa Th., Bankier in Wien, I. Kärntnerstraße 14.
Frau Schiffner Louise in Wien, I. Neuer Markt 14.
„ Schloißnigg Sophie Freiin von, geb. Gräfin Cavriani, in Wien, I. Spiegelgasse 6.
Herr Schredt Leopold, Hausbesitzer in Wien, I. Tuchlauben 19.
„ Toms Emanuel, Controlor der Nordbahn in Wien, II. Nordbahnhof.
„ Treislampel Emerich, Secretär der Nordbahn in Wien, II. Jägerstr. 4.
„ Türk Camillo von, Dr., in Wien, I. Operngasse 8.
„ Waldheim Anton von, Apotheker in Wien, I. Himmelpfortgasse 17.
„ Welter Adolf in Wien, I. Werderthorgasse 9.
Frau Wernau Pauline von in Wien, II. Praterstraße 26.
Herr Wolfram Robert, Kaufmann in Wien, IX. Garnisonsgasse 6.
Zweigverein Drosendorf des allgem. n.-ö. Volksbildungsvereines in Drosendorf.

Digitized by Google

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten.

	fl.	kr.
Herr Alber-Glanstetten August, Freiherr von, Dr.	5.	—
Frau Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10.	—
Herr Belcredi Richard, Graf, Excellenz	5.	—
„ Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5.	—
„ Berlichingen Adolf, Freiherr von	5.	—
Frau Breuner-Felsach Louise, Gräfin	5.	—
Herr Clary-Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht	10.	—
„ Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5.	25
„ Čtvertečka Bruno, Dr., Abt in Braunau	5.	—
„ Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst in R.	5.	—
„ Drory Eduard, Director der Gasgesellschaft in Wien	5.	—
„ Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses ꝛc.	10.	—
„ Dutschka Franz, Ritter von, Großhändler	5.	—
Frau Engel Marie, Gräfin	5.	—
„ Erdödy Louise, Gräfin, in Novimarof, Croatien, ein- für allemal	50.	—
Herr Falkenhayn Franz, Graf, Excellenz	10.	—
Frau Fünfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein	10.	—
Herr Geitler Robert, Gemeinderath, Realitätenbesitzer ꝛc.	5.	—
„ Geusau Karl, Freiherr von	5.	—
„ Grehs Karl, J.-Dr.	5.	—
„ Hauser Aloys, k. k. Baurath und Professor	5.	—
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5.	—
„ Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Excellenz ꝛc.	5.	25
Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5.	—
Herr Hohenlohe-Waldenburg Chlodwig, Prinz, Durchlaucht, in Kalksburg	5.	—
„ Jenny Samuel, Dr., Kaiserl. Rath, Fabriksbesitzer	10.	—
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5.	—
Karthaus, k. k. Strafanstalt in	6.	—
Herr Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht	15.	—

Digitized by Google

	fl.	kr.
Frau Kinsky Marie, Gräfin, in Wien, ein- für allemal . . .	50.	—
Knaben-Seminarium, f.-e. in Ober-Hollabrunn . .	5.	—
Herr Kosterſitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg . . .	5.	—
„ Lamberg Franz, Graf, Excellenz	10.	—
„ Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. u. k. Kämmerer . .	5.	—
„ Liechtenſtein Friedrich, Fürſt, Durchlaucht	10.	—
„ Liechtenſtein Johann, ſouveräner Fürſt, Durchlaucht . .	50.	—
Lilienfeld, Stift in	5.	—
Herr Linde Rudolf, Freiherr von, Domcapitular	5.	—
„ Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann	5.	25
„ Magniet Clemens	5.	—
„ Manz Hermann, k. k. Buchhändler	5.	—
Militär-Oberrealſchule, k. u. k. in Mähr.-Weißkirchen, ein- für allemal	50.	—
„ Paar Karl, Fürſt, Durchlaucht, ein- für allemal	50.	—
„ Preiſing Karl, Realitätenbeſitzer ꝛc.	5.	—
Frau Schloißnigg Sophie, Freiin von, geb. Gräfin, in Wien .	5.	—
Herr Schöpf Joſeph, Theol.-Dr., Profeſſor	5.	—
„ Schredt Leopold, Hausbeſitzer in Wien	10.	—
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, Excellenz . . .	5.	—
„ Seilern Karl, Graf, Excellenz	5.	—
„ Sereny Otto, Graf, Reichstags-Abgeordneter	5.	—
Frau Sermage, Gräfin	5.	—
Herr Skrbensky Felix, Freiherr von	5.	—
„ Spiegel-Dieſenberg Ferdinand, Graf	5.	—
Stift, Chorherren-, in St. Florian	5.	—
Herr Türk Camillo von, Dr., in Wien	5.	—
Verein öſterr. Handlungs-Angeſtellten in Wien . . .	5.	—
Herr Vittinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer	5.	—
„ Wetzer Leander, k. u. k. Oberſt ꝛc.	5.	—
„ Wiedl Heinrich, kaiſ. Rath	5.	—
Wiener Gemeinderath	5.	—
Herr Windiſch-Grätz Alfred, Dr., Fürſt, Durchlaucht . . .	10.	—
Frau Windiſch-Grätz Valerie, Fürſtin, Durchlaucht	10.	—
Herr Zabeo Alphons, Conte, Dr., in Schloß Faal bei Marburg	5.	—
Frau Zichy Melanie, Gräfin, geb. Fürſtin Metternich . . .	10.	—

Digitized by Google

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1894.

Nach Ergänzung des Ausschußes und Neu-Constituirung der Vereins-Direction.

Präsident:

Se. Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Sr. Maj. Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, Großkreuz des k. k. Franz Joseph-Ordens, Großkreuz des Großherzogl. toscanischen Civil-Verdienst-Ordens, Commandeur des Ordens der Eisernen Krone ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsidenten.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath i. R., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
II. „ Dr. Truxa Hans Maria, Kais. Rath, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche, des toscanischen C.-V.-O. und des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro ecclesia et Pontifice“.

Directoren:

Siehe S. 313.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr Jur. Dr. Berger Wilhelm, Freiherr von,
„ Böhm Anton, s. oben,
„ Dr. Böhm Franz, k. k. Statthalterei-Secretär,
„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer,
„ Dr. Chimani Ernst, k. u. k. General-Stabsarzt,
„ Dohnel Franz, k. u. k. Militär-Ober-Rechnungsrath,
„ Dobner Joseph, Commandeur bei St. Karl,
„ Fliedl J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester,

Digitized by Google

Herr Freudhofmeier Aloys, Kirchen-Director im Salesianer-Kloster, f.-e. geistlicher Rath,
„ Geitler Robert, Realitäten-Besitzer, Gemeinderath,
„ Dr. Herrdegen Karl, Inspector der priv. österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft,
„ Kaschl Franz, Bürgerschul-Director,
„ Kleindienst Franz, Registratur-Director des Wiener Magistrates,
„ Kundi Julius, k. k. Professor,
„ Kuttig Zdenko, Kais. Rath, Ober-Inspector der Nordbahn,
„ Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt“,
„ Limbach Heinrich, Hausbesitzer,
„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat,
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath,
„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten,
„ Pollak Jacques, Fabricant und k. k. Schätzmeister,
„ Rauscher Wilhelm, Central-Inspector der Nordbahn, Kais. Rath,
„ Dr. Riefler Franz, Medicinae-Doctor,
„ Rißner Michael, Ober-Controlor der Nordbahn,
„ Schaumburg Alexander, Professor,
„ Schuch Franz X., Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land“,
„ Dr. Truxa Hans Maria, s. oben.

Digitized by Google

Anhang.

Auszug aus den Statuten des österreichischen Volksschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben können, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehrenmitglieder (§. 7).

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen

Digitized by Google

des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beiträge (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen, aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auflagen an die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Wien zu meiner Zeit. Von Joseph Reinhart 1
Unter den Fahnen der großen Kaiserin. Von J. v. P...Weber 50
Die Slovenen und das österreichische Verfassungswerk. Von J. Apih . . . 119
Kunstbestrebungen Karl V. und Philipp II. Von Dr. Rudolf Beer 155
Gedichte. Von Dr. Anton Matosch 174
Graf Leo Thun. Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert 179
Ein Gedenkblatt für Pfarrer Joseph Maurer 255
Frankreichs Reliquien in Österreich. Von Marie Bihain 264
Die Weincultur im alten Wien. Von Anton Böhm 271
Über den Nutzen und die Art populärer Volksschriften. Von Ludwig Gall . 300
Vereins-Mittheilungen 311

Allfällige Reclamationen wolle man gefälligst an die Kanzlei des österr. Volksschriften-Vereines, Wien, I. Salvatorgasse 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von 4—6 Uhr geöffnet ist.

Digitized by Google

Die bisher erschienenen

zwanzig Jahrgänge des Österreichischen Jahrbuches

enthalten unter andern:

Ackermann J. E., Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883, S. 304—363.

Alexis, Dr. Guido, Die weiße Frau von Neuhaus; 1887, S. 239—261.

Apih Joseph, Die Slovenen u. die Märzbewegung 1848; 1890, S. 79—106; 1892, S. 175—208; 1894, S. 15—35.

Batinić, Der Einfluß der Franciscaner auf die politischen Angelegenheiten in Bosnien; 1890, S. 285—320.

Becker M. A., Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.

Beckh-Widmannstetter, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.

Böhm Anton, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.

Bowitsch L., Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.

Cerri Cajetan, Bausteine, Fragmentarisches; 1883, S. 254—262.

Domanig Karl, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.

Franz Emma, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.

Friedland Alma, Reise-Erinnerungen aus Österreich; 1886, S. 23—29.

— Gedichte; 1895, S. 225—234.

Grienberger Theodor v., Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, S. 275—278.

Guzek Leo, Vincenz Pol und dessen Ritter-Rhapsodie Mohort; 1887, S. 216 bis 236. 1889, S. 39—82. 1890, S. 28—55.

— Bilder aus der Herzegowina; 1895, S. 89—136.

Haas, Dr. G. E., Die Propheten des dreißigjährigen Krieges; 1890, S. 1—27.

Hans Maria, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.

Hassaurek Friedrich, Österreicher in der Ferne; 1884, S. 245—275.

Helfert, Dr. Freiherr, Der Krakauer Emigranten-Aufstand 1848; 1890, S. 201—284.

— Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.

— Die confessionale Frage in Österreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1882, S. 86—180. 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242. 1887, S. 45—152. 1888, S. 127—238. 1889, S. 83—280.

— Graf Leo Thun; 1891, S. 123—212. 1892, S. 84—166. 1893, S. 57—146. 1894, S. 93—158. 1895, S. 225—234.

Digitized by Google

Hoernes, Dr. M., Cultur-Skizzen aus der Herzegowina; 1881, S. 23—49.
Hoffinger, Dr. J. B. v., Haus Österreich; 1877, S. 1—9.
Huschak Joseph, Kleinigkeiten; 1885, 212—218.
Janko Wilhelm, Die Degen Österreichs; 1877, S. 10—66. 1878, S. 61—162. 1879, S. 25—96.
Jenny Dr. S. Die Römerstadt am schwäbischen Meer; 1889, S. 291—317.
Ilg, Dr. A., Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8—30.
Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, Ein nied.-österr. Gebirgsort 1663; 1884, S. 232—240.
Kaltenbrunner C. A., Der Kleinhäusler; 1880, S. 173—284.
Kanitz F., Im bulgarischen Nürnberg; 1877, S. 164—172.
Kluge, P. Benedict, Der Poet; 1885, S. 219—232.
Kopetz Heinrich Ritter v., Aus der Mappe eines alten Pragers; 1884, S. 29—30.
Lehner Joseph Ritter v., Heldenthat der österreichischen Handelsbrigantine „Standarbet" am 10. Juli 1800; 1886, S. 279—281.
Lenz Oskar, Der Antheil Österreichs an der Erforschung Afrikas; 1885, S. 1—17.
Lind, Dr. Karl, Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmalen; 1885, S. 233—274. 1886, S. 76—106. 1890, S. 111—197.
Loewe Joh. Heinrich, Der hundertste Jahrestag der Geburt Joh. Em. Veith's; 1887, S. 171—184.
Maurer Joseph, Die Alten und die Jungen; 1884, S. 298—329.
Much, Dr. M., Älteste Besiedlung der Länder der österreichischen Monarchie; 1884, S. 40—112.
Mayrhofer v. Grünbühel Xaver, Aus dem Wiener Walde; 1886, S. 73—75.
Nedopil Karl, Prokop Diwisch, der Erfinder des Blitzableiters; 1886, S. 270—275.
Obermayer Eugène, Zwei österreichische Schul-Comödien; 1883, S. 293—303.
— Das süße Becken; 1895, S. 317—323.
Pachler, Dr. F., Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm; 1877, S. 182—251.
Peez Karl, Zur Heirats-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen; 1884, S. 1—22.
Penn Heinrich, Das älteste christliche Baudenkmal Österreichs; 1892, S. 167—174.
Peter Johann, Das Glück erbettelt; 1895, S. 29—38.
Pfundheller J., Die Angelfischerei um Wien; 1878, S. 206—272.
Pichler, Dr. F. S., Die Riegersburg in Steiermark; 1886, S. 281—286.
Plazer Marie Edle von, Nicolaus von Jacquin; 1895, S. 1—28.
Prausek Vincenz, Einiges über Volkserziehung mit besonderer Berücksichtigung Österreichs; 1890, S. 331—367.
Proschko Hermine, Zwei Blätter zur hundertjährigen Gedenkfeier des Todes Wolfgang Amadeus Mozart's; 1892, S. 56—58.
— Dr. Isidor, Johannes Keppler in Ober-Österreich; 1878, S. 163—178.

Digitized by Google

Pütz E. v., Aus dem kleinen Walserthale; 1881, S. 228—241.
— Donna Leonor von Portugal; 1894, S. 1—14.
Radics P. v., Krains Huldigungen für das Haus Habsburg; 1883, S. 1—25.
Reinhart Heinrich, Wien zu meiner Zeit; 1893, S. 191—228; 1894, S. 209—258.
Scheidlein-Heurich Karoline v., Ein Blatt aus einem unverwelklichen Lorbeerkranz; 1886, S. 107—109.
Schneider-Arno José, Baronin, Königin Hedwig von Polen; 1892, S. 78—83.
Schönbrunner Joseph, Karl Madjera; 1887, S. 33—39.
Schöpf, Dr. Joseph, Franz Anton Sander; 1890, S. 321—330.
Schwicker Dr. J. H., Wie ein Reich unterging; 1886, S. 53—72.
— Der Margit-Felsen in der hohen Tatra; 1894, S. 43—54.
Stamm, Dr. F., Die hochgeborenen Erzgebirgsbewohner; 1879, S. 173—181.
Stefanović-Vilovsky Theodor Ritter von, General Stefan Šupljikac de Vitez; 1895, S. 297—316.
Steinebach Friedrich, Die Habsburg; 1889, S. 19—36.
— Das vierte Gebot; 1894, S. 159—208.
— Der Panzl von anno Neun; 1894, S. 59—88.
Tandler J., Aphorismen; 1883, S. 26—29.
Trnka, Dr. Hans Maria, Die „Kaisermühlen" bei Wien; 1890, S. 368 bis 374.
— Hedwig Wolf; 1894, S. 55—66.
V . . . Weber J. v., Unter den Fahnen der großen Kaiserin; 1895, S. 297—316.
Wolf Hedwig, Mila; 1892, S. 239—258.

Digitized by Google

Promemoria!

Um den im Verlage des österreichischen Volksschriften-Vereines erschienenen Bücherschatz dem bestimmungsmäßigen Zwecke zuzuführen, und im Geiste der Vereinsstatuten dahin zu wirken, dass Bildung und Wissen zum Gemeingute Aller werden, hat die Direction beschlossen, eine Preisreduction sämmtlicher noch vorräthigen Schriften eintreten zu lassen. Dieselben sind unter dem Selbstkostenpreise zu nachfolgenden Bedingungen durch die Vereinskanzlei in Wien, I. Salvatorgasse 12, zu beziehen, und zwar:

Österreichische Geschichte für das Volk. 15 Theile in 17 Bänden à 30 kr.

I. Band. **Älteste Geschichte des österr. Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches.** Von M. A. Becker.

II. Band. **Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaates vom Jahre 500—1000.** Von Joseph und Hermenegild Jireček.

III. Band **Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Premysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276.** Von Dr. Heinrich Zeißberg.

IV. Band. **Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolph IV.** Von Dr. Alphons Huber. (1278—1368.)

V. Band. **Die Zeit der luxemburgischen Kaiser: Karl IV., Wenzel, Sigmund.** Von Dr. Constantin Höfler. (1370—1437.)

VI. **Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung.** Vom Jahre 1437—1526. Von Dr. Franz Krones.[1])

IX. Band. **Ferdinand III. und Leopold I.** Vom Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden. 1648—1699. Von J. Zahn.

X Band. **Die letzten Habsburger.** Von Dr. Anton Mayer. 1. Abtheilung: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. (1700—1711.) — 2. Abtheilung: Kaiser Karl VI. (1712—1739.)

XI. Band. **Der österreichische Erbfolgekrieg** (1740—1748). Von Dr. J. B. Weiß.

XII. Band. **Maria Theresia.** Vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. (1748—1763.) Von Dr. Franz Zwyol.

XIII. Band **Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia** (1763—1780). Von Prof. J. H. Schwicker. (2 Abtheilungen.)

XIV. Band. **Kaiser Joseph II. und Leopold II.** Reform und Gegenreform. (1780—1792.) Von Dr. Albert Jäger.

XV. Band. **Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Lüneville** (1792—1803). Von Karl Werner.

XVI. Band. **Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges** (1804—1811). Von Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. **Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I.** (1812—1815.) Von Dr. Joseph Alex. Freiherrn von Helfert.

Die 17 Bände der österreichischen Geschichte für das Volk enthalten die Geschichte unseres Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Jeder Band (im

[1]) Die Bände VII. und VIII. nicht mehr vorräthig.

Digitized by Google

Umfange von 2—300 Seiten) bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und ist von einem für die betreffende Zeitperiode als Specialist hervorragenden Historiker verfasst. Ein insbesondere für Schulen, Gemeindebibliotheken, Vereine und Lesegesellschaften sehr empfehlenswerthes Werk.

Preis sämmtlicher 17 Bände à 30 kr. = 5 fl. 10 kr.

Österreichisches Jahrbuch. Zwanzig Jahrgänge. (1877—1896.) Der 1.—4. Jahrgang (1877—1880) ist von Dr. Ferdinand Stamm, der 5.—20. Jahrgang (1881—1896) von Dr. Freiherrn v. Helfert redigirt.

Die österreichischen Jahrbücher enthalten äußerst anregende, auf die Geschichte Österreichs bezughabende Originalbeiträge von M. A. Becker, Dr. Hoffinger, Wilhelm Janko, Professor Dr. Schwicker, Dr. Isidor Proschko, Paul von Radics, Friedrich Steinebach, Literaturstudien von vaterländischen Poeten wie Ludwig Bowitsch, Dr. A. Ilg, C. Kaltenbrunner, F. Kanitz, Heinrich Kabdebo, kunstgeschichtliche Aufsätze von Dr. Lind, Novellen und Erzählungen von Emma Franz, Benedict Kluge, Joseph Maurer, Dr. Franz Sales Pichler, poetische Beiträge und Aphorismen von Eugen Obermayer, J. Taudler, Jos. Huschak, Jos. Mayrhofer v. Grünbühel, Dr. Hans Maria Truxa u. s. f. Jeder Jahrgang ist 300—350 Seiten stark und mit künstlerischen Illustrationen geziert.

Preis des 1.—7. Jahrganges (1877—1883) à 50 kr. = 3 fl. 50 kr.
8.—9. Jahrgang (1884—1885) à 75 kr. = 1 fl. 50 kr.
Die letzten Jahrgänge 1886—1896 à 2 fl. = 22 fl.

Die Erde als Wohnort der Menschen. Volkslesebuch von Dr. Ferdinand Stamm.

Der Verfasser behandelt die Erde in geographischer, naturgeschichtlicher und cultureller Beziehung, und zeigt insbesondere den Einfluß der einzelnen Objecte auf die geistige und körperliche Entwicklung des Menschen, dann auf das Privat- und Staatsleben.

Preis 20 kr.

Die Schlacht bei Kulm 1813. Von Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert.

Dieses äußerst lebendig geschriebene Buch zeichnet in markanten Zügen den herrlichen Sieg der verbündeten Österreicher, Preußen und Russen über das französische Heer, und bildet ein Ehrenblatt in der vaterländischen Geschichte.

Preis 20 kr.

Der Gesammtpreis der oben angeführten Schriften würde sich somit auf 31 fl. 65 kr. stellen; für die Abnehmer sämmtlicher Werke mit Ausnahme der Jahrbücher 1886—1895 tritt jedoch die weitere Begünstigung ein, dieselben um den Pauschalbetrag von **10 fl.** zu beziehen.

Die Kanzlei des österreichischen Volksschriften-Vereines ist täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von 4—6 Uhr Abend geöffnet. Schriftliche Anfragen über den Beitritt, die Statuten, über Schriften und Bücher werden sogleich beantwortet. Die Vereins-Direction ist auch bereit, Lesezirkel (Volksbibliotheken) auf dem Lande und in den Provinzstädten zu gründen, wenn an einem Orte eine Zahl von 7—10 beitragenden Mitgliedern vorhanden ist und der Vereinsleitung ein diesbezüglicher Vorschlag gemacht wird.

Digitized by Google

Die seit 1812 hierorts bestehende **Katholische Buchhandlung**

von

Mayer & Comp.

Wien, I. Bezirk, Singerstraße Nr. 7

empfiehlt sich zu rascher und prompter Lieferung jedweden literarischen Bedarfes, wie Bücher und Zeitschriften. Reichhaltiges, gewähltes Lager der besten Erscheinungen **älterer** und **neuester** Zeit mit besonderer Berücksichtigung der

katholischen Literatur.

Nicht Vorhandenes wird rasch besorgt, Auswahlsendungen werden gerne, selbst nach entfernten Plätzen gemacht.

Abonnements auf sämmtliche Zeitschriften (exel. Tagesblätter) und periodischen Werke.

Auswahl der besten Werke der Unterhaltungsliteratur, Romane, Novellen, Classiker, Gedichte, Dramen und Prachtwerke, katholischer und moderner Autoren, soweit letztere nicht gegen Glauben und Moral verstoßen.

Zu Weihnachten eines jeden Jahres erscheint unser **Geschenk-Literatur-**, sowie ein **Journalkatalog**, welche Interessenten jederzeit gratis und franco zu Diensten stehen.

Aus unserem eigenen Verlage erlauben wir uns nachstehende neuere Publicationen in empfehlende Erinnerung zu bringen:

Dilgskron P. Karl C. S. S. R., **Geschichte der Kirche unserer lieben Frau am Gestade zu Wien.** Mit vielen Holzschnitten und 2 Lichtdrucktafeln. 1882. X und 256 S. 8° . . . . . fl. 2.— M. 4.—.

Gsell Benedict Dr., Stiftshofmeister und Archivar, **Das Gültenbuch des Cistercienserstiftes Heiligenkreuz aus dem Ende des 13. Jahrhunderts mit anderen schriftlichen Urkunden verglichen.** 1866. VIII und 157 S. 8° fl. 1.50 M. 3.—.

Jirsik Dr. J. V. († Bischof von Budweis), **Populäre Dogmatik**, oder: **Glaubenslehre der katholischen Kirche.** Herausgegeben von P. Bruno Schön, Minoriten-Ordenspriester. 4. auf's neue durchgesehene Auflage. Mit Approbation vom fürsterzbischöfl. Consist. gr. 8° . . . . . fl. 1.— M. 2.—.

Kolb Victor S. J., **Conferenzen über die sociale Frage.** 2. vermehrte Aufl. 8° XLII und 114 S. fl. 1.—, geb. . . . . fl. 1.50.

Kolb Victor S. J., **Bernhard von Clairvaux.** Predigt zum 800jährigen Gedächtnisfeste der Geburt des heiligen Kirchenlehrers, gehalten in der Kirche des Cistercienserstiftes Heiligenkreuz am 23. Aug. 1891 . . . . . fl. —.20.

Kolb-Genelli S. J., **Leben des heiligen Ignatius von Loyola,** Stifters der Gesellschaft Jesu. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Victor Kolb S. J. gr. 8° XVI und 404 S. mit einem Stahlstiche fl. 3.—, fein geb. . . fl. 4.50.

König Leo S. J., Dr. phil., **Die päpstliche Kammer unter Clemens V. und Johann XXII.** 8°. 1894. 87 S. . . . . fl. 1.25 M. 2.20.

Kosterstz Ubald, Archivar, **Monumenta sepulchralia eorumque epitaphia in collegiata ecclesia B. M. Virginis Claustroneoburgi.** gr. 4°. XV u. 317 S. mit 46 Stein- u. 2 Lichtdrucktafeln. 1881 . . fl. 8.— M. 16.—.

Palisa Anton, Prof., **17 Vorträge über zeitgemäße Fragen.** 1892. 8°. 124 S. 75 kr. M. 1.50.

Ruhland Georg, Dr., Privatdocent, **Die Agrarreform und das internationale Großcapital.** (Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Heft I.) 8°. 23 S. u. 1 Tafel . . . . . 30 kr.

Patiß Georg S. J., **Der heilige Johannes Berchmanns,** Cleriker der Gesellschaft Jesu, Vorbild und Schutzpatron der christlichen Jugend. 2. vermehrte Auflage. 8°. fl. 1.20, geb. . . . . fl. 2.—.

Theresia Maria Reichsfreiin **von Dalberg. Ein Vergißmeinnicht an ihre Leiden und Lieder.** kl. 8° u. 111 S. mit Bild . . . . . fl. —.50.

Wirken, Das sociale, der katholischen Kirche in Oesterreich. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. Franz M. Schindler, Generalsecretär der Gesellschaft. I. Bd. Diöcese Gurk (Herzogthum Kärnten), bearbeitet von Prof. Dr. Alois Cigoi. O. S. B. VIII und 228 S. . . . . fl. 2.—.

Verlag von **Mayer & Comp.**, Wien, I., Singerstraße Nr. 7.

Digitized by Google

Reichhaltiges Lager
aller Gattungen gediegener

Taschen - Uhren

unter reeller Garantie.

Goldene Medaille Wien 1894,
Silberne Medaille Philippopel 1892.

Kais. u. kön. Hof-Uhrmacher

Friedrich Baumann,

Fürstlich-bulgarischer Hof-Lieferant,

Wien, I., Graben Nr. 7,

Erzeugt astronomische Regulateure, Reise-Uhren, Wiener Pendel-Uhren, elektrische Uhren 2c. 2c.

Reparaturen werden prompt und gewissenhaft ausgeführt.

Johann Menda,

Pelz- und Rauhwaaren-Lager

zum weißen Kreuz,

I., Kärntnerstraße 10. **Wien** I., Kärntnerstraße 10.

Lager von

Herren-, Damen- und Reisepelzen, Civil- und Uniform-Kappen.

Pelzgegenstände und Wintergarderoben
werden zur Aufbewahrung über Sommer übernommen.

Magazin daselbst im eigenen Hause.

Digitized by Google

Bestens empfohlen!

Die Wechselstube

Schelhammer & Schattera

Gegründet 1832

I., Stefansplatz 11 Wien I., Stefansplatz 11

gegenüber dem Stefansdome

empfiehlt sich zum **Ein-** und **Verkauf** aller Gattungen Staatspapiere, Prioritäten, Obligationen, Pfandbriefe, Lose, Münzen und ausländischer Banknoten zum Tagescourse. Einlösung von Coupons.

Vinculirungen jeder Art werden besorgt.

Versicherungen

von **Losen** und **Werthpapieren** gegen Cours-Verlust im Falle der Verlosung.

Promessen zu allen Ziehungen.

Lose und verlosbare Werthpapiere werden revidirt.

Aus der Provinz einlangende Aufträge werden postwendend erledigt und alle Anfragen gewissenhaft beantwortet.

Bestens empfohlen das Finanz- und Verlosungsblatt

„Anker"

Redaction und Administration I., Stefansplatz 11.

Ganzjähriges Abonnement fl. 2 für Wien, fl. 2.30 für die Provinz.

Digitized by Google

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien, IV. Margarethenstraße 19.

Digitized by Google

DE
17
96
v.

Digitized by Google

Digitized by Google

17
94
v. 27

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Druck von Rudolf Prochaska & Söhne in Wien.